This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

45. 22.

Die

Heiligenbilder

oder

die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft

in ihrem gegenseitigen Verhältniß

historisch dargestellt.

Mit drei Beilagen:

1) Die Schutzpatrone für die verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse.
2) Synoptische Zusammenstellung der Kalenderheiligen für alle Tage d. J.
3) Alphabetisches Verzeichniß der Heiligen.

Von

Dr. Heinrich Alt.

Berlin, 1845.
Plahn'sche Buchhandlung
(Louis Nitze.)

45. 22.

Die

Heiligenbilder

oder

die bildende Kunst und die theologische Wissenschaft

in ihrem gegenseitigen Verhältniß

historisch dargestellt.

Mit drei Beilagen:

1) Die Schutzpatrone für die verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse.
2) Synoptische Zusammenstellung der Kalenderheiligen für alle Tage d. J.
3) Alphabetisches Verzeichniß der Heiligen.

Von

Dr. Heinrich Alt.

Berlin, 1845.
Plahn'sche Buchhandlung
(Louis Ritze.)

Zimmer selbst ausführlicher sprechen, um so besser; darf er nicht, so hat er wenigstens die Hauptsache mitgetheilt.

Diese aber besteht im vorliegenden Fall in dem Versuch, die Ansicht, daß die zu gottesdienstlichen Zwecken dienenden Bilder, ja die bildende Kunst überhaupt mit der theologischen Wissenschaft von den frühesten Zeiten her stets Hand in Hand gegangen, historisch zu rechtfertigen.

Von diesem Standpunkt aus angesehen, repräsentirt das Heidenthum die sinnliche Natur des Menschen, die der inneren Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung mit der Gottheit nur dadurch zu genügen wußte, daß sie das Göttliche in die Sphäre der Sinnlichkeit herabzog und die Gottheit in effigie Mensch werden ließ; das Judenthum dagegen die geistige Natur, welche, festhaltend an der ersten Grundwahrheit aller religiösen Erkenntniß, daß die Gottheit ein rein geistiges Wesen, jene Versinnlichungsversuche entschieden verwarf, aber zwischen Gott und dem Menschen kein verbindendes Mittelglied wußte. Im Christenthum erst finden beide Naturen, die sinnliche, die im Heidenthum auf Kosten der religiösen Wahrheit, und die geistige, die im Judenthum auf Kosten der ästhetischen Schönheit ihre Befriedigung suchte, dieselbe vollständig, und die in dem Dogma von Christus, dem Gott-Menschen, sich aussprechende Idee liegt nicht nur der Entwickelung der theologischen Wissenschaft, sondern auch der christlichen Kunst zum Grunde.

Zu derselben Zeit, da man in der Theologie mit dem Dogma fertig ist, sind auch die Christus- und

Marienbilder fertig, und der Kampf für diese wird zum Kampf für jenes und für die Orthodoxie überhaupt. Dem Traditionswesen der mittelalterlichen Theologie entspricht der durch den kirchlich recipirten, byzantinischen Typus bedingte Traditionszwang in der Kunst, und wie auf dem Gebiet der Wissenschaft, so ringt der Geist im Reformationszeitalter auch auf dem der Kunst, frei zu werden von solchen Fesseln. Die Bilderlosigkeit der Reformirten entspricht der, auch im Uebrigen bei ihnen sich geltend machenden, spiritualistischen Einseitigkeit; die didaktischen Bilder der Lutheraner haben den auch in ihren Kirchenliedern vorherrschenden Charakter der Lehrhaftigkeit; der Roccocogeschmack des XVII. Jahrh. erinnert unverkennbar an die naturalistische Theologie der damaligen Zeit, und die Kalk übertünchten, leeren Wände der Kirchen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrh. sind ein treues Abbild der Aufklärungsperiode in der Theologie.

Dies sind die Hauptpunkte des hier versuchten historischen Nachweises für die oben ausgesprochene Ansicht. Ob sie richtig und der Nachweis genügend ist, darüber steht natürlich mir kein Urtheil zu. Auf Vollständigkeit dürfen allerdings weder die Mittheilungen aus der Kunstgeschichte, noch die aus der Geschichte der Theologie Anspruch machen; aber werden die Theologen oder die Kunstfreunde eine solche im Ernst fordern? Selbst bei den Legenden und Bildern der Heiligen habe ich nicht Alles, was sich aus den alten Martyrologien und von alten Bildern berichten ließ, sondern nur, was zum Verständniß der öfter vor-

kommenden nöthig schien, gesagt, und dient dieser Abschnitt dazu, die Leser in der Bilderwelt des mittelalterlichen Christenthums auch nur halb so heimisch zu machen, als sie es in der Götterwelt des klassischen Alterthums sind, so scheint mir seine größere Ausführlichkeit hinreichend entschuldigt. Denn was z. B. die Schlange in der Trinkschale des Aeskulap zu bedeuten hat, sagt uns jeder Schulknabe; aber die Schlange in dem Becher des Evangelisten Johannes — weiß uns diese auch nur jeder Lehrer zu deuten? und hört man auf die Frage, warum die vorzüglich in Ehren gehaltenen Marienbilder meist so schwarz und unfreundlich aussehen, nicht noch jetzt häufig die bald scherzhaft, bald ernsthaft gemeinte Antwort, daß die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Aegypten von der Sonne so verbrannt sei?

Was die literarischen Hülfsmittel betrifft, so darf ich versichern, benutzt zu haben, was mir zweckdienlich schien und zugänglich war. Citirt habe ich, außer den wichtigeren Stellen aus den Quellen, nur wenig. Bei Schriften, wie die eines Kugler, v. Radowitz und Waagen versteht sich eine sorgfältige Benutzung ohnehin so sehr von selbst, daß es eine vollkommen müßige Gelehrtthuerei wäre, durch eine Menge Citate darzuthun, daß man auch sie zu Rathe gezogen.

Und was will ich denn eigentlich mit diesem Buch? — Soll es eine wesentliche Lücke in unserer Literatur ausfüllen? Zwar kenne ich kein anderes, in welchem der historische Nachweis jenes Wechselverhältnisses zwischen der

ſeiner Polemik gegen das Dogma von Chriſtus ein wenig inne zu halten, um daſſelbe einmal von einer andern Seite anzuſehen, ſo würde ich ſchon das für einen nicht ganz unweſentlichen Nutzen halten.

Ueber die Beilagen zu dieſer Schrift hier kein Wort weiter. Wer ſich für die mittelalterliche Heiligenkunde intereſſirt, dem werden die dort mitgetheilten Notizen nicht unlieb ſein, und wer von dergleichen nichts wiſſen will, wird wenigſtens freundlich genug ſein, ihnen das eingeräumte Plätzchen nicht zu mißgönnen.

bildenden Kunſt und der theologiſchen Wiſſenſchaft in ähnlicher Weiſe verſucht wäre. Aber ich weiß nicht, ob man den Mangel eines ſolchen für eine weſentliche Lücke, und dieſe durch die vorliegende Schrift für ausgefüllt halten will. Oder ſoll es einem lebhaft gefühlten, dringenden Bedürfniß abhelfen? Die Unbekanntſchaft mit der chriſtlichen Anſchauungsweiſe des Mittelalters iſt bei dem größeren Publicum allerdings bedeutend genug, und ſelbſt die eigentlichen Theologen würdigen das Gebiet der Kunſt in der Regel nur vorübergehend eines Blickes. Darf ich denn aber da von Befriedigung eines Bedürfniſſes ſprechen, wo man bis jetzt von einem ſolchen kaum etwas geſpürt hat?

Wohl wäre es ſchön, wenn dieſe Schrift dazu beitrüge, diejenigen, welche um des Chriſtenthums willen von der Kunſt, und die, welche in ihrem Kunſtenthuſiasmus von der chriſtlichen Kirche nichts wiſſen wollen, von ihrem Vorurtheil zurückzubringen, und die Kirche wiederum zu jenem Heiligthum werden zu laſſen, in welchem auch die Kunſt ihre ſchönſten Opfer chriſtlicher Andacht darbringt. Allerdings bedarf in unſern Tagen weder die Kirche die Werke der Kunſt, noch die Kunſt den Schutz der Kirche. Aber es iſt gar nicht die Art einer Mutter, die freiwilligen Liebesgaben einer dankbaren Tochter zu verſchmähen, und ebenſo wenig die eines dankbaren Kindes, nur ſo lange der Mutter angehören zu wollen, als es ihrer Pflege bedarf. Indeß, man darf nicht zu viel auf einmal wollen, und wenn meine Darſtellung auch nur Dieſen oder Jenen veranlaßte, mit

Inhalt.

Seite

Die Bildertheologie, eine einleitende hiſtoriſche Ueberſicht 1

I. Der Bilderdienſt im Heidenthum 20

II. Das Bilderverbot im Judenthum 34

III. Der Urſprung der Bilder in der chriſtlichen Kirche . . . 44

IV. Die ſymboliſchen Zeichen 48

1. Das Kreuz 48
2. Das Lamm 52
3. Der Weinſtock 55
4. Der Pelikan 56
5. Die Leier 57
6. Der Fiſch 58
7. Der Hirſch 60
8. Das Schiff 63
9. Der Anker 65
10. Der Oelzweig, die Palme, und der Phönix 66
11. Die Taube 67
12. Der Adler 71
13. Der Hahn 73
14. Der Löwe 73
15. Das Einhorn 75
16. Das Schwein und andere unreine Thiere 77
17. Schlange, Drache, Lindwurm und Teufel 80
18. Der Tod 85

V. Die Altteſtamentlichen Bilder 87

1. Adam und Eva; 2. Abels Tod; 3. Noah in der Arche; 4. Melchiſedek; 5. Abraham, ſeinen Sohn opfernd; 6. Joſeph; 7. Moſe vor dem brennenden Buſch — Waſſer aus dem Felſen ſchlagend; 8. Moſe die eherne Schlange aufrichtend; 9. Aaron vor dem blühenden Stab knieend; 10. Joſua und Caleb mit der Weintraube; 11. Gideon vor dem ausgebreiteten Fell; 12. Simſon; 13. David, als König — als Hirtenknabe; 14. Die Propheten (Elias, Eliſa, Jeſajas, Jeremias, Ezechiel, Daniel, Joel, Amos, Obadja, Jonas, Micha) 15. Hiob; 16. Tobias mit dem Fiſch; Eſther, Ruth, Judith.

Seite

VI. Die Neuteſtamentlichen Bilder 95

A. Die Bilder der Apoſtel 96

1. St. Petrus 2. Paulus 3. Andreas 4. Jacobus der Aeltere 5. Johannes 6. Philippus 7. Bartholomäus 8. Matthäus 9. Thomas 10. Jacobus der Jüngere 11. Simon 12. Judas Thaddäus 13. Matthias — Judas Iſcharioth.

B. Die Bilder der Evangeliſten 99

VII. Die Chriſtusbilder 101

Hiſtoriſche Bilder aus dem Leben Jeſu 124

VIII. Die Marienbilder 132

IX. Die Ruſſiſchen Heiligenbilder 143

X. Die Heiligen und ihre Bilder 153

XI. Die Heiligen-Attribute 160

A. Die Attribute des Märtyrertodes 160

1. Das Schwert.

St. Paulus, Petrus Martyr, Thomas Becket, Accurſius, Aquilinus, Dympna, Lucia, Victor v. Mailand, Januarius, Victor v. Marſeille, Pancratius, Julitta, Irene, Euphemia, Priſca, Beatrix, Kilian, Friedrich v. Utrecht, Flavianus, Phocas. — Das Schwert als Zeichen des weltlichen Standes bei Karl d. Gr., Heinrich II., Alexander und Gereon — St. Lucius.

2. Die Keule. 163

St. Timotheus, Teleſphorus, Euſebius, Nicomedes, Engenius, Gervaſius, Adalbert, Fidelis v. Siegmaringen; Vitalis, Apollinaris, Judas Thaddäus, Arcadius.

3. Beil und Axt. 164

Johannes d. Täufer, Wolfgang, Hermann Joſeph, Anaſtaſius, Erhard, Chryſanthus, Rufus, Joſaphat und Hermenigild.

4. Lanze, Wurfſpieß, Hellebarde 165

Lambertus, Kanut, Demetrius, Coronatus, Johannes de Goto, Eulogius, Gengulphus, Donatian, Rogatian, Emmerich.

5. Pfeile 166

Urſula, Chriſtina, Sebaſtian, Edmund, Fauſtus, Petrus, Thomas, Otto v. Bamberg, Aegidius.

6. Fackeln, Flammen, Scheiterhaufen 167

Theodorus Tyro, Chryſanthus, Anatolia, Eutropia, Theodotus; Afra, Eulalia, Agapetus, Agnes, Auguſta, Anaſtaſia, Columba, Martina, Fructuoſus, Polycarp, Appollonius, Criſpion. — Ein glühender Ofen: Eleutherius, Euſtachius, Januarius, Victor v. Mailand, Pelagia. — Glühender Roſt: Laurentius, Vincentius Levita. — Kohlenbecken und glühende Marterwerkzeuge: Agatha, Charitina, Tiburtius, Julian v. Anchyra, Agathokles, Spiridion.

Seite

7. Hammer, Nagel, Ambos, Zange 170

Hammer: Reinold, Gervaſius, Eligius.
Nägel: Pantaleon, Theodula, Severus v. Rom, Julianus v. Emeſa, Epimachus, Dagobert.
Ambos: Adrian.
Zange: Apollonia, Charitina, Macra, Agatha, Chriſtina, Martina.

8. Mörſer, Faß, Rad, Strick, Stein ꝛc. 171

Mörſer: Victorinus.
Faß: Antonia.
Rad: Katharina v. Alexandria, Euphemia, Donatus, Willigis.
Strick: Beatrix, Sira, Deſiderius, Godolena.
Stein: Stephanus, Barnabas, Calixtus I., Quirinus, Florian, Victor v. Marſeille, Severianus, Emerentiana, Chriſtina, Euſebius v. Samoſata.
Winde: Erasmus.
Hechel: Blaſius.
Griffel: Felix in Pincis.
Scheere: Fortunatus.
Bohrer: Leodegarius.
Raſirmeſſer: Pamphilius
Säge: Thuthael.
Oelkeſſel: Vitus.

B. Die Attribute des Standes 174

1. Die Abzeichen des königlichen und fürſtlichen Standes; Krone, Scepter, fürſtliche Tracht.

1. Heilige, königlichen oder fürſtlichen Ranges, mit den Inſignien deſſelben 175

Heraklius, Karl d. Gr., Heinrich II., Wencelaus, Sigismund, Leopold, Ludwig IX. v. Frankr., Oswald v. England, Edmund, Eduard d. Märt., Eduard d. Bekenner, Kanut, Olaus, Stephan, v. Ungarn, Ferdinand III. v. Caſtilien.
Helena, Hildegard, Mathilde, Adelheid, Theophania, Kunigunde, Katharina v. Schweden.

2. Heilige, fürſtl. Ranges, in kloſterlicher Tracht . . . 177

Jodocus, Clodoaldus, Ludovicus v. Toloſa, Franciscus Borgia.
Adelgunda (Aldegunda), Gertrud v. Nivelle, Radegundis Editha, Eliſabeth v. Thüringen, Hedwig, Eliſabeth v. Portugal

3. Heilige, bei denen die fürſtl. Inſignien ſymboliſch zu deuten ſind 179

Jucunda, Febronia, Suſanna, Margaretha, Katharina v. Alexandrien.

Seite

2. Die Abzeichen des Kriegerſtandes 181
   1. Römiſches Soldatencoſtüm. 182
      Longinus, Mauritius, Gereon, Victor v. Marſeille, Victor v. Mailand, Theodorus Tyro, Theodorus v. Heraclea, Alexander, Tiburtius, Florian, Artemius, Euſtachius, Adrian, Conſtantinus, und Conſtantius, Vitalis, Victorinus, Quirinus.
   2. Rittercoſtüm 183
      Georg v. Kappadocien, Martin v. Tours, Benignus v. Rom, Urſus, Gengulphus, Wilhelm.
3. Die Abzeichen des Einſiedlerlebens 184
   Johannes d. Täufer, Abraham v. Chidane, Antonius v. Theben, Apelles, Bavo, Bernhard v. Tironic, Chriſtophorus, Demetrius v. Spoleto, Deodatus, Ephrem Syrus, Euſeus, Fiacrius, Gallus, Gerlach, Goar, Gregorius, Gualfardus, Hilarion, Julianus Hospitator, Ivan, Macarius v. Alexandr., Macarius v. Rom, Marcus Eremita, Marinus, Marius, Martinus Eremita, Nicolaus v. d. Flüe, Onuphrius, Otho v. Ariano, Paulus Eremita, Petrus Damianus, Procopius, Sabas, Serapion, Theodoſius. Maria Aegyptiaca, Marina, Pelagia Mima, Sophronia.
4. Die Abzeichen des klöſterlichen Standes 193
   1. Der Orden des heil. Baſilius 194
      Die meiſten Heiligen der orientaliſchen Kirche.
   2. Der Benedictiner-Orden 196
      Placidus, Magnus, Johannes v. Rheims, Adjutor — Scholaſtica. — Benedictus, Maurus, Herculanus, Lanfrancus, Odilo, Guilelmus, Clodoaldus.
   3. Der Camaldulenſer-Orden 198
      Romualdus, Thomaſſus.
   4. Der Vallombroſaner-Orden 199
      Gualbertus.
   5. Der Cartheuſer-Orden 199
      Bruno, Hugo.
   6. Der Font-Evraud-Orden 201
      Robert v. Arbriſſel.
   7. Der Ciſtercienſer-Orden 202
      Robert v. Moleſme, Bernhard v. Clairvaux — Lutgardis.
   8. Der Prämonſtratenſer-Orden 203
      Norbert, Gottfried v. Kappenberg, Hermann Joſeph.
   9. Der Carmeliter-Orden 204
      Cyrillus, Angelus, Albertus Siculus, Simon Stock — Thereſia, Maria Magdalena de Pazzis.
   10. Der Dominicaner-Orden 206
      Dominicus, Petrus Gonzalez, Petrus Martyr, Hyacinthus, Raymundus de Pennaforte, Thomas v. Aquino, Vincentius Ferrerius, — Katharina v. Siena, Roſa de Lima.

Seite

11. Der Franciscaner-Orden 208
Franciscus, Antonius v. Padua, Johannes Bonaventura, Conrad v. Piacenza, Johann Capistranus, Bernhardin v. Siena, Petrus v. Alcantara, Johannes de Deo, Salvator ab Horta. — Margaretha de Cortona, Elisabeth.

12. Der Clarissen-Orden 211
Clara, Katharina v. Bologna.

13. Der Augustiner-Orden 212
Theotonius, Nicolaus v. Tolentino. — Maria v. Oignies.

14. Der Cölestiner-Orden 213

15. Der Trinitarier-Orden 214
Johannes v. Matha, Felix v. Valois.

16. Der Brigitten-Orden 214
Brigitta v. Schweden.

17. Der Minimen-Orden 215
Franciscus de Paula, Euphrasia.

18. Der Capuciner-Orden 215
Felix a Cantalicio, Rainerius, Felix v. Siegmaringen.

19. Der Oratorianer-Orden 216
Philipp v. Neri.

20. Der Jesuiten-Orden 216
Ignatius v. Loyola, Franciscus Xaverius, Aloysius Gonzaga, Franciscus Borgia, Johannes de Goto, Stanislaus Kostka.

5. Die Abzeichen des priesterlichen Standes . . . 217

1. Diakonen Tracht: 221
Stephanus, Laurentius, Cyriacus, Vincentius, Felix v. Nola, Crescentius.

2. Cardinalstracht 222
Hieronymus, Petrus Damianus, Johannes Bonaventura.

3. Päpstl. Tracht 222
Gregor d. Gr., Clemens Romanus, Fabian, Calixt I., Leo, Marcellus, Telesphorus, Cölestinus. V.

4. Bischöfliche Tracht 223
nebst den Attributen

a. Des Märtyrertodes (Schwert, Beil, Keule, Lanze, Messer, Dolch, Zange, Stachel, Flammen, Scheiterhaufen, wilde Thiere, abgehauener Kopf) 223

b. Des kirchlichen Lehramtes (Buch, Bienenkorb, umgestürzte Götzenbilder) 223

c. Des Missionseifers (Quellen, strahlende Sonne, Barbaren) 224

d. Der Beförderung des kirchlichen Gottesdienstes (Kirchenmodelle) 224

Seite

e. Attribute, die an merkwürdige Handlungen erinnern sollen, (Teufelaustreibungen, himmlische Erscheinungen, Wunderhandlungen) 224

6. Die Abzeichen der Pilger 225
Jacobus Major, Sebaldus, Servatius, Gallus, Richard, Rochus, — Brigitta v. Schweden.

7. Die Abzeichen des weltlichen Berufes 227
Drechslerwerkzeug (Bernhard v. Tironio) — Schlossergeräth (Apelles, Baldomer) — Schustergeräth (Eusebius, Aquilas und Priscilla, Crispin und Crispinian, Theobald) — Webergeräth (Severus v. Ravenna, Anastasia) — Zimmermannsgeräth (Joseph) — Küchengeräth (Johannes de Leon) — Geräth der Wäscherinnen (Hunna) — Apotheker-Apparat (Cosmas und Damianus) — Bürgertracht (Homobonus) — Bauerntracht (Albert v. Ogna, Isidorus, Werner, Rothburga).

8. Die Wunder-Attribute 230

XII. Die Reformation auf dem Gebiet der Kunst 233
Romanischer Styl 234
Germanischer Styl 234
Florentinische und Sienesische Schule 236
Paduanische, Mailändische, Umbrische, Venetianische Schule . . 240
Die Katechismusbilder der Katholiken und Lutheraner 242

XIII. Die kirchlichen Verhältnisse des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit ihrem Einfluß auf die bildende Kunst 249
Der Puritanismus 250
Der Roccocogeschmack 253
Die moralisch-humoristischen Bilder Hogarths 255
Der Rationalismus 256

XIV. Die neuere Zeit mit ihren theologischen und künstlerischen Bestrebungen 258

Beilagen.

I. Die Schutzpatrone für die verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse

II. Synoptische Zusammenstellung der Kalenderheiligen der Römischen, Französischen, Evangelischen, Englischen u. Griechischen Kirche.

III. Alphabetisches Verzeichniß der Heiligen nebst kurzen biographischen Notizen

Die Bildertheologie.

(Eine einleitende hiſtoriſche Ueberſicht.)

Es iſt eine, dem unbefangenen Beobachter faſt von ſelbſt ſich aufdrängende Bemerkung, daß bei den Völkern des Alterthums die künſtleriſchen Leiſtungen ziemlich im umgekehrten Verhältniß zu der religiöſen Bildung ſtanden. Die Juden, in Beziehung auf religiöſe Erkenntniß alle andern weit überragend, nehmen in der Geſchichte der Kunſt, und die Griechen, in künſtleriſcher Hinſicht ſo ausgezeichnet, daß ihre Werke noch jetzt als unübertroffene Muſter bewundert werden, in der Geſchichte der Religion eine ſehr untergeordnete Stelle ein.

Woher dieſe auffallende Erſcheinung? Ein bloß zufälliges Zuſammentreffen in ihr ſehen zu wollen, hieße von vorn herein auf die Möglichkeit einer Erklärung verzichten, und jene herkömmliche Ausgleichungstheorie, nach welcher den Griechen der hohe Kunſtſinn und das ihnen eigenthümliche Schönheitsgefühl gleichſam zum Erſatz für den Mangel einer tieferen religiöſen Erkenntniß zu Theil geworden ſei, hat natürlich da, wo es ſich um eine gründlichere Erörterung dieſes Gegenſtandes handelt, keine Bedeutung. War bei den Juden, wie ſich nicht leugnen läßt, eben ihre religiöſe Bildung der Grund, warum ſie auf dem Gebiet der Kunſt verhältnißmäßig ſo Geringes leiſteten, ſo liegt es in der That nahe genug, umgekehrt von den Griechen zu ſagen, daß ſie in der Kunſt eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit erreichten, weil ſie in der religiöſen Bildung ſo weit zurück waren.

Dies mag auf den erſten Anblick paradox ſcheinen, und Mancher dürfte die Behauptung einer ſo beſtimmten Wechſelwirkung der theologiſchen und künſtleriſchen Bildung ziemlich bedenklich finden. Nichtsdeſtoweniger aber hat ſie die beſtimmteſten Zeugniſſe der Geſchichte für ſich. Denn bei allen Völkern und in allen Zeitaltern giebt ſich in den Bildern und ihren verſchiedenartigen Formen, in ihrem Gebrauch wie in ihrer Verwerfung unverkennbar ein beſtimmter Grad der theologiſchen

Bildung kund, und sie sind in dieser Beziehung so zuverlässige Zeugen für die verschiedenen Entwickelungsstufen derselben, daß man mit Recht von einer Bildertheologie sprechen darf.

Schon die Frage nach ihrem ersten Ursprung führt uns, wie überhaupt bei allen über die Befriedigung der rohen, sinnlichen Bedürfnisse hinausgehenden Bestrebungen des menschlichen Geistes, so auch bei den bildenden Künsten auf das religiöse Gebiet. Bilderwerke, zum religiösen Gebrauch bestimmt, waren es, in deren Anfertigung sich die Kunst zuerst versuchte, — anfangs natürlich, wie dies bei dem Mangel an aller Uebung und Fertigkeit nicht anders sein konnte, bloße Klötze oder Säulen, worauf man erst in der Folge eine Art Kopf abrundete, von welcher Gestalt das aus Phrygien nach Rom gebrachte uralte Bild der Göttin Cybele war. Gewiß aber würde man jenen Völkern Unrecht thun, wenn man aus dergleichen Bildwerken schließen wollte, daß sie selbst sich die Gottheit in solcher Gestalt gedacht hätten. Denn abgesehen davon, daß in dem Zeitalter einer lebensfrischen Kindheit die freiwaltende Phantasie Vieles ergänzte und verbesserte, sollten dergleichen Bildwerke nur als Repräsentanten der Gottheit, als äußere Zeichen oder Unterpfänder für ihre Nähe dienen, und gerade aus dem Gebrauch solcher Versinnlichungs- und Vergegenwärtigungsmittel wird man nicht mit Unrecht folgern dürfen, daß sie sich die Gottheit selbst als ein unsichtbares Wesen dachten, und somit der wahren Gotteserkenntniß eigentlich näher waren, als die Persischen Sonnenanbeter, welche keine Götzenbilder hatten, aber dafür auf den Höhen der Berge der Sonne selbst ihre Verehrung darbrachten. Daher erklärt auch der Prophet Ezechiel, mit jener ehrenden Auszeichnung, welche ihnen um ihrer Bilderlosigkeit willen auch noch in neueren Zeiten hin und wieder zu Theil geworden ist, keineswegs einverstanden, den Götzenbilder- und Thierdienst bei weitem noch nicht für so verabscheuungswürdig, als den Sonnendienst, den er als die gräulichste Abgötterei darstellt.

Gott ist unsichtbar — folglich kann und darf er durch kein Bild dargestellt werden, war das Grundgesetz im Judenthum, und hierauf beruhte nicht nur das Mosaische Bilderverbot, sondern es erklärt sich hieraus auch leicht, warum die Juden auf diesem Gebiet der Kunst hinter den andern Völkern zurückblieben. Es fehlte hier der Kunst die religiöse Weihe, ohne welche, wie in der Poesie und Tonkunst, so auch in der Sculptur und Malerei, nie etwas wahrhaft Schönes und Vollendetes gelingen mag, und selbst das Trefflichste sich immer nur als die Arbeit eines wenn auch noch so kunstfertigen Handwerkers, nie als das Werk des wahren Künstlers kund giebt.

Gott ist unsichtbar — folglich bedürfen wir, um ihn uns zu vergegenwärtigen, eines sichtbaren Repräsentanten, war die Grundvorstellung

im Heidenthum, und die mannigfachen Formen des heidnischen Bilderdienstes beruhen wesentlich nur auf der Verschiedenheit der Ansichten, wie die Gottheit sich am besten äußerlich repräsentiren lasse.

Den Einen scheint die äußere Form ziemlich gleichgültig, und nur der Erfolg Regel und Norm gewesen zu sein. So finden wir noch heutzutage bei manchen wilden Völkerschaften, daß sie es bald mit diesem, bald mit jenem Bilde versuchen, und dasjenige, welches sich beim Gebrauch am dienlichsten erweist, wird und bleibt, so lange dies der Fall ist, ihr Hauptgötze.

Anders war es bei den Völkern, die auf einer höheren Stufe der geistigen Entwickelung standen. Ihnen genügte es nicht mehr, für die Gottheit irgend welches beliebige Zeichen zu haben, sondern das Zeichen sollte auch der religiösen Vorstellung möglichst entsprechen und das Bild einen gewissen didaktischen Werth haben. So entstanden bei den Aegyptiern und Indern, indem sie an ihren Götterbildern alle Eigenschaften der Gottheit möglichst vollständig ausdrücken und an jedem Bilde, so zu sagen, zugleich ein Compendium der Religionslehre haben wollten, jene abenteuerlichen Mißgestalten und Zusammenfügungen von Menschen- und Thierformen, die den gewöhnlichen Beschauer mit Ekel und Grauen erfüllen, während der Religionsphilosoph in ihnen nicht selten sinnig zusammengesetzte Hieroglyphengruppen eines noch sinnigeren Mythus erkennt. — Gewiß hatten die Aegyptischen wie die Indischen Künstler so viel technische Fertigkeit, daß auch ihnen die Nachbildung der schönen Menschengestalt mit der Zeit vollkommen gelungen wäre. Aber sie wollten in ihren Bildwerken lieber didaktisch genau und wahr, als ästhetisch schön sein, und daher mußte auch in späterer Zeit noch jeder einfache Aegyptische Priester, hatte er auf dem Bilde auch im Uebrigen ganz die gewöhnliche Menschengestalt, zur Bezeichnung seines geistlichen Standes einen Habichtskopf haben. Noch mehr war dieser symbolische Charakter den Götterbildern eigen, und wie natürlich es auch war, bei ihnen die Menschengestalt zum Grunde zu legen, so wenig wollte man sich doch mit ihr allein begnügen. Die ältesten Götterbilder der Aegyptier und Cabiren stellen uns dickbäuchige Zwerggestalten mit weit geöffnetem Munde, unförmlich großen Augen und Ohren, eng anliegenden kurzen Armen und kaum bemerkbaren Füßen dar. Wer aber erkennt nicht hier alsbald, daß dergleichen Mißgestalten nur das Resultat und der sinnliche Ausdruck religionsphilosophischer Speculation war? Der schwellende Bauch sollte an die immer Neues hervorbringende Schöpferkraft, der weit geöffnete Mund, die großen Augen und Ohren an die geistige Natur der Alles sehenden und Alles hörenden Gottheit erinnern, und die kaum bemerkbaren Arme und Beine den Gedanken veranschaulichen, daß sie zur Verwirklichung ihrer Rathschlüsse nicht, wie der Mensch, jener äußerlichen

Gliedmaßen bedarf. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Götterbildern der späteren Zeit bei den Aegyptiern, wie nicht minder bei den Indern, und der Hindu erkennt noch jetzt eher in dem monströsesten Götzenbild ein passenderes Vergegenwärtigungsmittel der unsichtbaren, und wie er sehr wohl weiß, undarstellbaren Gottheit, als in der schönsten Menschenfigur, und würde daher lieber vor jedem anderen Bilde niederfallen, als vor einem, das ihm nur die Gestalt von Seinesgleichen vor Augen stellt.

Im geraden Gegensatz zu dieser Vorstellungsweise bildete sich nun bei den Griechen die Ansicht, daß zur bildlichen Darstellung des Göttlichen die Menschengestalt am geeignetsten sei, im Laufe der Zeit mehr und mehr dahin aus, daß die schönste menschliche Form zugleich das würdigste und angemessenste Bild des Göttlichen sei. Der Grund davon ist leicht zu finden. War einmal der Mensch seiner äußern Erscheinung nach zum Träger der Idee des Göttlichen geworden, so reichte es nicht hin, durch übermenschliche Körpergröße die Erhabenheit der Götter über den Menschen auszudrücken, und ebenso wenig genügte es, ihre geistige Ueberlegenheit durch größere Augen oder Ohren zu veranschaulichen. Man fühlte vielmehr sehr deutlich, daß nur der sittlich gute Mensch ein Ebenbild des göttlichen Wesens sei, und daß bei der sinnlichen Darstellung desselben die höchste Vollkommenheit in ethischer Beziehung die wesentlichste Hauptsache sei. Für den Griechen aber waren Tugend und Schönheit auf der einen, und Sünde und Häßlichkeit auf der andern Seite — und wenn wir bedenken, daß die Häßlichkeit, auf ihren ersten Ursprung zurückgeführt, in der That nur als eine Folge der Sünde zu betrachten ist, gewiß mit Recht — so wesentlich zusammengehörige Begriffe, daß er selbst im gewöhnlichen Leben von jedem anständigen Menschen, der seinen Beifall hatte, stets den Ausdruck „schön und gut" (καλὸς κἀγαθός) brauchte. Sollte also die sittliche Vollkommenheit der Götter äußerlich dargestellt werden, so konnte dies nach Griechischen Begriffen nur durch die Darstellung der menschlichen Gestalt in vollkommner Schönheit und Ebenmäßigkeit geschehen. Denn von Leidenschaften, welche die Gesichtszüge des schönsten Menschen oft widerlich verzerren, und kehren ihre Ausbrüche häufig wieder, die Züge dieser anfangs nur momentanen Verzerrung, endlich in unvertilglichen Spuren auf dem Antlitz fixiren, waren die Götter frei; ebenso waren sie unberührt von Schmerz und Leiden, von Kummer und Gram, und von dem Einfluß des die Geistes- und Körperkraft, die Anmuth und das Glück der Jugend so sicher untergrabenden Alters. Die Formen der vollendetsten menschlichen Schönheit versinnlichten demnach nicht nur die göttliche Vollkommenheit im Gegensatz zu der Verderbtheit der Menschen in sittlicher Hinsicht, sondern auch die Erhabenheit der Götter über alle Leiden und Mängel, die wir als wesentliche Merkmale des unvollkommenen irdischen Daseins anzusehen gewohnt sind,

eigentlich aber als die Folgen und Nachwehen der Sünde anzuerkennen haben. Es war alſo, um es mit einem Wort auszuſprechen, die Idee der Heiligkeit, welche den Künſtler, mochte er ſich deſſen vielleicht auch kaum dunkel bewußt ſein, bei der Verfertigung der Götterbilder auf die Nachbildung der vollendetſten menſchlichen Schönheit hinleitete, und dies war auch der Grund, warum die Griechen auf dem Gebiet der Kunſt ſo Ausgezeichnetes und Unübertroffenes leiſteten. Den Künſtler beſeelte der Wunſch, das Göttliche in einer möglichſt würdigen Form darzuſtellen; aber nur die vollendete menſchliche Schönheit erſchien ihm als eine ſolche, und dies ſpornte ihn an, mit unabläſſigem Eifer ihre Formen und Geſetze zu ſtudiren, bis es ihm gelang, das Ideal, das er innerlich anſchaute, äußerlich darzuſtellen.

Jemehr aber auf der einen Seite die Kunſt hierbei gewann, deſto mehr mußte auf der andern die religiöſe Bildung dabei verlieren. Bei den Aegyptiern und Indern gaben ſich die Götterbilder, gerade je unförmlicher und mißgeſtalteter ſie waren, deſto deutlicher als hieroglyphiſche Zeichen und Symbole kund. Bei den Griechen und Römern dagegen ſah ein ſchöner Knabe oder Mann, eine ſchöne Frau oder Jungfrau dem entſprechenden Götterbild ſo ähnlich, die göttliche Erhabenheit und die menſchliche Schönheit verſchwammen ſo ſehr in einander und die ethiſche Bedeutung der ſchönen Formen machte ſich neben der äußeren Darſtellung derſelben ſo wenig geltend, daß das Volk, zumal wenn ihm an Feſttagen wieder ganz andere, nämlich jene uralten, weit unförmlicheren, aber nichtsdeſtoweniger ungleich mehr in Ehren gehaltenen Götterbilder als die eigentlichen wahren Heiligthümer vorgezeigt wurden, ganz verwirrt werden mußte. Unter ſolchen Umſtänden war es in der That das Klügſte, wenn man ſich alles ernſteren Nachdenkens über göttliche Dinge entſchlug, als Bürger und Familienvater that, was die Geſetze des Staates und die Berufspflichten erforderten und im Uebrigen der Stimme des Gewiſſens und den Regungen des Herzens folgte. Und ſo ſcheint es auch wirklich bei dem beſſeren Theil des Volkes meiſt der Fall geweſen zu ſein. Man beſuchte, weil die Staatsgeſetze es ſo forderten und die öffentliche Meinung jedem ehrenwerthen Bürger es zur Pflicht machte, zu den feſtgeſetzten Zeiten die öffentlichen Altäre, und wohnte den übrigen gottesdienſtlichen Feierlichkeiten in herkömmlicher Weiſe bei; was man aber ſonſt über religiöſe Dinge dachte, behielt man entweder ſtill für ſich, oder man befaßte ſich auch gar nicht damit, weil dergleichen Sache der Prieſter und Philoſophen ſei, denen man nicht ins Handwerk pfuſchen dürfe.

Ein ſolches, faſt abſichtliches Ignoriren alles deſſen, was über den vom Staat angeordneten, rein äußerlichen Opferdienſt hinausging, mag bei dem ehrenwertheren Theil der Bürger in Beziehung auf die Staatsverhältniſſe und den gewöhnlichen Lebensverkehr immerhin ohne auffallend

nachtheilige Folgen gewesen sein. Denn ein inneres Anstandsgefühl, das alle Excesse und selbst den Schein der Gemeinheit vermeidet, ein kräftiges Rechtsgefühl und eine ehrenwerthe tüchtige Gesinnung, welche den eigenen Vortheil gern und unbedenklich dem allgemeinen Besten zum Opfer bringt, würden, wenn Alle hierin einander glichen, für das äußere Wohl des Einzelnen wie des Ganzen unter allen Umständen ziemlich sichere Bürgen sein. Aber wann und wo waren Alle hierin einander gleich? und wer mag den tiefen Verfall der religiösen Bildung verkennen, wenn es so weit gekommen ist, daß die Besseren nur in dem vorsätzlichen Ignoriren der religiösen Angelegenheiten noch das beste Auskunftsmittel finden, um nicht mit den Staatsgesetzen über den Cultus oder mit sich selbst in Conflict zu gerathen?

Vergleicht man aber das Heidenthum in der Form, wie es sich bei den Griechen in ihren Götterbildern darstellt, mit dem Judenthum und seinem strengen Bilderverbot, so stellt sich, und zwar hier anschaulicher, als bei jeder anderen Parallele, das, was beide so wesentlich von einander unterscheidet, unverkennbar als der entschiedene Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit dar.

Der Geist war es, welcher im Judenthum die abstracte theoretische Wahrheit geltend machte, wenn er, die Gottheit als ein rein geistiges, übersinnliches, und daher durch keine sinnlichen Formen darstellbares Wesen anerkennend, alle Bilder von ihr schlechthin verwarf, und ihren Gebrauch als Versündigung gegen die Wahrheit, als Abfall von Gott oder Götzendienst ansah.

Die Sinnlichkeit dagegen war es, welche im Heidenthum, um sich das Göttliche in seiner geistigen Vollkommenheit anschaulich zu machen, die schönsten sinnlichen Formen begehrte, und nicht nur im Allgemeinen für das Uebersinnliche ein sinnliches Bild, sondern ganz speciell für die Darstellung des geistig Vollkommensten die vollendetste ästhetische Schönheit forderte.

Hier, wie dort, stand es fest, daß der Mensch das Ebenbild Gottes sei. Der wesentliche Unterschied bestand nur darin, daß man dort, die Gottheit mit klarem Bewußtsein als ein rein geistiges Wesen erkennend, geistig auffaßte, was man hier sinnlich nahm. Aber auch hier hätte die bloß sinnliche Auffassung und die äußere Nachbildung der Menschenfigur nimmer zu jener künstlerischen Vollendung geführt, wenn nicht der Geist mit seiner Wahrheit den Bedürfnissen der Sinnlichkeit wenigstens theilweise zu Hülfe gekommen wäre, wie sich dies eben in der Anwendung vollendet schöner Formen zur Darstellung des ethisch Vollkommenen, Heiligen kund giebt. Die Kunst im Heidenthum verdankt also ihren Ursprung zunächst allerdings der Sinnlichkeit; jenen eigenthümlichen Zauber aber, den sie als Darstellerin des wahrhaft Schönen ausübt,

und durch den ſie, in der höhern Bedeutung des Wortes, Kunſt iſt, dem Geiſt und ſeiner theilweiſen Erkenntniß der Wahrheit.

Je mehr aber der Geiſt nach der Wahrheit ringt und ſich ihrer zu bemächtigen ſtrebt, deſto mißtrauiſcher wird er gegen die Sinnlichkeit und ihre verführeriſchen Bedürfniſſe und Reize. Iſt — ſo dachte man wenigſtens im Judenthum — in Gott allein die Wahrheit zu finden, dann iſt das Gebiet der Sinnlichkeit dem der Wahrheit durchaus fremd, und nur in dem Grade, als man ſich von jener entfernt, nähert man ſich dieſer; je freier von den Banden der Sinnlichkeit, deſto näher der Hoffnung, in den vollen Beſitz der Wahrheit zu kommen. Daher verſtand es ſich faſt von ſelbſt, daß man bei dieſer vorherrſchend ſpiritualiſtiſchen Richtung des Judenthums der Kunſt, als einer Tochter der Sinnlichkeit, lieber ganz entſchieden den Rücken zuwandte, als daß man ſich der Gefahr ausſetzte, durch ihre Pflege von dem Ringen nach Wahrheit abgehalten und auf Abwege verlockt zu werden.

So ſtanden das Judenthum mit ſeiner geiſtigen Wahrheit, ſeiner Bilderloſigkeit und ſeiner Abneigung gegen die Kunſt, und das Heidenthum mit ſeiner ſinnlichen Schönheit, ſeinen Bildern und ſeiner künſtleriſchen Vollendung als ſchroffe Gegenſätze einander gegenüber. Jenes befriedigte mit ſeiner Lehre die geiſtigen Bedürfniſſe des Menſchen; aber es ließ die ſinnlichen unbefriedigt. Daher denn auch der immer wiederkehrende Abfall des großen Haufens zum Götzendienſt, über den die Propheten ſo anhaltend und nachdrücklich eifern. — Dieſes befriedigte mit ſeinen Bildern die ſinnlichen Bedürfniſſe des Menſchen; aber es ließ die geiſtigen unbefriedigt. Daher der craſſe Aberglaube des niederen Volks und das grund- und haltloſe Schweben derer, die jenen Aberglauben verlachten, und doch nichts Feſtes und Gewiſſes an deſſen Stelle hatten.

Sollten alſo dieſe beiden Gegenſätze vermittelt, jener ſchwere Kampf zwiſchen dem geiſtigen und dem ſinnlichen Element geſchlichtet, und die Bedürfniſſe des ganzen Menſchen, der weder ein rein geiſtiges, noch ein rein ſinnliches Weſen, ſondern beides zugleich iſt, nach beiden Seiten hin und für immer befriedigt werden, ſo konnte es nur dadurch geſchehen, daß ſich das Göttliche und das Menſchliche, das Geiſtige und das Sinnliche, zur Einheit Einer Perſon verband. Nur Er, der Gott-Menſch, konnte auch hier der Mittler ſein zwiſchen dem einſeitigen Feſthalten an dem abſtract Geiſtigen im Judenthum, und an dem concret Sinnlichen im Heidenthum; nur Er auch hier zwiſchen Wahrheit und Schönheit jenen Bund des Friedens ſtiften, aus welchem nachmals die chriſtliche Kunſt hervorging. Und auch hier war es ſein Tod, durch den er das Werk der Verſöhnung vollendete. Er hatte ſich vor dem höchſten geiſtlichen Gericht auf die Frage des Hohenprieſters öffentlich für den Sohn Gottes

erklärt. Damit aber hatte er nach dem Urtheil des hohen Rathes nicht bloß die schwer verpönte Sünde des Götzendieners begangen, der sich von dem unsichtbaren, lebendigen Gott ein äußerliches, lebloses Bild macht, sondern er war noch weiter gegangen, und hatte sich selbst für das Abbild Gottes erklärt. Das war die „Gotteslästerung", wegen deren der Hohepriester ihn zum Tode verurtheilte. Sein Kreuzestod war demnach in den Augen der Juden nur die Strafe für einen Frevel, welcher die Sünde der Abgötterei bei weitem überwog, und darum der „Gekreuzigte" für sie ein Gegenstand des Aergernisses.

Die Heiden hätten sich ihrerseits in die Erscheinung eines Gottes in Menschengestalt weit leichter gefunden. Aber daß ein Gott, den es nur einen Wink kosten konnte, alle seine Feinde zu vernichten, sich so wehrlos mißhandeln, zum Tode verurtheilen und kreuzigen ließ — das konnten sie sich nicht vorstellen und darum war ihnen der Glaube an den Gekreuzigten eine Thorheit.

Nach ihrer Bekehrung zum Christenthum urtheilten freilich beide Theile anders. Denn gerade auf dem Tode Jesu beruhte die ganze Bedeutsamkeit seiner Auferstehung oder Beglaubigung als Sohn Gottes. Um der letzteren willen war der erstere nothwendig, und nur beides zusammengenommen versöhnte den strengen Gegensatz zwischen Juden- und Heidenthum. Der Tod war die sichere Bürgschaft, daß der durch die Auferstehung als Sohn Gottes Beglaubigte wahrer Mensch gewesen, und damit war für die Judenchristen die schroffe Scheidewand zwischen dem rein geistigen, heiligen Gott und dem sinnlichen und sündigen Menschen gefallen. Die Auferstehung dagegen war das vollgültige Zeugniß, daß der als wahrer Mensch Gekreuzigte und Gestorbene sich mit vollkommenem Recht für den Sohn Gottes erklärt hatte, und damit war für die Heidenchristen, was bei ihren Götterstatuen und Mythen nur Lüge und Fabel gewesen, hier zur heiligen Wahrheit geworden. Die Erscheinung des Göttlichen in Menschengestalt war nicht mehr, wie dort, Fiction der träumerischen Phantasie des Dichters oder Künstlers, sondern ein über alle Zweifel erhabenes, feststehendes Factum. Daher verstand es sich von selbst, daß die zum Christenthum bekehrten Heiden, je ernstlicher ihre Bekehrung war, desto entschiedener all ihrem bisherigen Bilderdienst entsagten, und in dem Vorwurf des Atheismus, dessen sie beschuldigt wurden, weil man keine Götterbilder bei ihnen fand, eher ein Lob, als einen Tadel zu vernehmen glaubten. Sie stimmten den Kirchenlehrern von Herzen bei, wenn diese ihren vormaligen Opfercultus wahren Teufelsdienst nannten, und die heidnischen Götzen als feindselige Dämonen schilderten, welche die Menschen Jahrhunderte lang in den Banden der schrecklichsten Verblendung gehalten hätten, bis endlich Christus gekommen sei, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Alle jene Götterſtatuen, die ſie nunmehr eher mit heimlichen Grauen, als mit Ehrfurcht oder Wohlgefallen betrachteten, koſteten ihnen daher kaum einen Seufzer. Eines aber hätten ſie wohl gern haben mögen — das Bild des Befreiers von jenen Dämonen, ein Chriſtusbild. „Wie, mußten ſie unwillkürlich fragen, wie mag Er, der Himmel und Erde, Gottheit und Menſchheit in ſich vereinigte, äußerlich ausgeſehen haben? Glich er einer von den Geſtalten, in denen die Künſtler uns jene falſchen Götter darſtellen? Oder war er ſchöner noch, als die ſchönſte von dieſen?"

Die Kirchenlehrer waren in einer eigenthümlichen Verlegenheit, wenn ſie auf dergleichen Fragen antworten ſollten. Sagten ſie: „Allerdings war er ſchöner; er war der Schönſte unter allen Menſchenkindern," ſo war zu fürchten, daß das kaum gedämpfte ſinnliche Element im Heidenthum aufs neue ſich regen und auch im Chriſtenthum nach der Herrſchaft ſtreben würde. Sagten ſie, um die Gedanken von der Erſcheinung Chriſti und ſeiner äußeren Geſtalt abzulenken und die Verſuche, ſie darzuſtellen, abzuwehren: „Sie war vermöge der dem Erlöſer inwohnenden göttlichen Würde und Hoheit ſo unbeſchreiblich und unvergleichlich, daß ſie ganz undarſtellbar iſt", ſo konnte dies leicht ſo verſtanden werden, als hätten die Gnoſtiſchen Doceten doch nicht ſo Unrecht, wenn ſie Chriſto ſtatt eines wirklichen Körpers von Fleiſch und Bein einen geiſterhaften Scheinkörper beilegten, den er, je nachdem er habe ſichtbar oder unſichtbar ſein wollen, angelegt oder abgeſtreift habe. Erklärten aber die Kirchenlehrer, indem ſie dieſe Anſicht als eine ketzeriſche entſchieden verwarfen, daß Jeſus Chriſtus ſeiner menſchlichen Erſcheinung nach allen andern Menſchen vollkommen gleich geweſen ſei, ſo mußte er auch ganz ebenſo, wie ſie, ſeiner äußeren Geſtalt nach darſtellbar ſein, und von dieſem Geſichtspunkt aus hätten ihnen, theils um der Irrlehre der Doceten zu begegnen, theils um dem Verlangen nach einem Chriſtusbild zu genügen, die Chriſtusbilder, welche die gnoſtiſchen Karpokratianer im Gebrauch hatten, nur willkommen ſein können. Aber die Karpokratianer machten, der Kirchenlehre zuwider, einen Unterſchied zwiſchen dem Menſchen Jeſus und dem ſeligen Aeon Chriſtus, der ſich erſt bei der Taufe im Jordan mit jenem vereinigt habe, und jene Bilder ſollten ihnen nur zum Beweiſe dienen, daß Jeſus in Wahrheit bloßer Menſch geweſen ſei, und bei einer ſo bedenklichen Irrlehre verſtand es ſich von ſelbſt, daß die Kirche weder von jener Secte überhaupt, noch auch von ihren Bildern etwas wiſſen wollte. Demnach blieb in der That nichts anderes übrig, als zu ſagen: „Chriſtus war äußerlich häßlich; ſeine Geſtalt war, wie der Prophet Jeſajas (C. 52, 14; 53, 2) geweiſſagt hatte, häßlicher denn anderer Leute; es war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte. Zwar, als der Sündenreine und Heilige hätte er auch äußerlich der ſchönſte und holdſeligſte unter allen Menſchen ſein

müſſen. Aber auch hierin hat er den Fluch der Sünde auf ſich genommen, und iſt in der Geſtalt des Allerverachteſten und Unwertheſten erſchienen, ſo verachtet, daß man das Angeſicht vor ihm verbarg.“ Solche Erklärungen mußten nun allerdings das Verlangen nach Chriſtusbildern bedeutend mindern. Aber der Wunſch, wenigſtens irgend ein Verſinnlichungsmittel der menſchlichen Erſcheinung des Gottesſohnes zu haben, ließ ſich gleichwohl nicht ſo leicht unterdrücken. Daher nahm man ſeine Zuflucht zu den ſymboliſchen Bildern eines Hirten, Lammes, Weinſtockes ꝛc. und gegen ſolche Darſtellungen konnte von Seiten der Kirche um ſo weniger etwas eingewendet werden, da der Künſtler hier nur nach ſeiner Weiſe in bildlichen Formen ausdrückte, was in der heiligen Schrift in bildlicher Rede geſagt war.

Befriedigten dergleichen Bilder aber auch den Wunſch, für die rein geiſtigen Vorſtellungen und die höchſten Ideen im Chriſtenthum ein äußeres Veranſchaulichungs- und Erinnerungsmittel zu haben, auf die erlaubteſte Weiſe, ſo hatten ſie doch mancherlei bedenkliche Mißdeutungen von Seiten der Gegner zur Folge. Dem Chriſten war das Lamm nur eine Erinnerung an die bibliſchen Worte: „Siehe, das iſt Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Aber wie leicht konnten feindſelige Juden die Ehrfurcht, mit welcher die Chriſten das Symbol der Verſöhnung zwiſchen Welt und Gott betrachteten, als eine dem Thiere geltende Verehrung deuten, und den Chriſten den Vorwurf machen, daß ſie nur darum vom Judenthum ſich losgeſagt hätten, um ſich dem alten Aegyptiſchen Thierdienſt wieder hinzugeben, und wie natürlich war in dieſem Falle bei den Heiden der Gedanke, daß ſie dann doch lieber vor ihren menſchlich ſchönen Götterſtatuen, als vor dem Bild eines Thieres knieen wollten?

In den Zeiten der Verfolgungen achteten die Chriſten dergleichen Spöttereien und Mißdeutungen nicht. Je größere Schmach hinieden, dachten ſie, deſto größere Ehre dort oben; und was wollten in der That auch im Vergleich mit den Martern und Qualen, die täglich und ſtündlich ihrer warteten, Kränkungen durch bloße Worte bedeuten? Anders aber war es, als die chriſtliche Kirche über das Heiden- und Judenthum den vollſtändigſten Sieg errungen hatte und zur Staatskirche geworden war. Da genügte es den Chriſten nicht mehr, daß die chriſtliche Lehre den Widerſpruch der jüdiſchen und heidniſchen Gegner überwunden hatte, — auch die Kirche in ihrer äußeren Erſcheinung ſollte impoſant und Ehrfurcht gebietend daſtehen und Juden und Heiden ſollten wider ihren Willen bekennen müſſen: „Unſere Tempel und Gottesdienſte waren ſchön; aber die chriſtliche Kirche mit ihrem Gottesdienſt iſt ſchöner.“ Wie die Juden, ſo ſollten auch die Heiden Alles, was ſie vorher, jene in ihren Synagogen, dieſe in ihren Tempeln gehabt hatten, in der chriſtlichen Kirche wieder finden, nur ſchöner und vollkommener, als ſie es je für möglich

gehalten hatten. Die Holz- und Marmorstatuen ihrer vormaligen Götter suchten die Heiden hier allerdings vergebens, aber sie fanden dafür die Wände mit Gemälden, wie die Opferung Isaaks, Moses, wie er mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, und andern typologischen Bildern geschmückt, die äußerlich betrachtet eine oder die andere von den Thaten Gottes in den Zeiten des Alten Bundes darstellten, ihrer tieferen Bedeutung nach aber zugleich die Wunder in den Zeiten des Neuen Bundes veranschaulichten. Und welch ein wichtiger und entscheidender Schritt mit diesen, der christlichen Kunst so ganz eigenthümlichen typologischen Bildern geschehen war, ließ die Folgezeit immer deutlicher erkennen.

Wäre man von jenen anfänglichen einzelnen Symbolen nicht zu diesen Totalbildern fortgeschritten, so würde man bei der Darstellung einer ganzen Begebenheit wider Willen in das Aegyptische Hieroglyphenwesen verfallen sein. Wurde z. B., wie dies bei der Darstellung der Taufe Christi bisweilen geschah, der heilige Geist durch die Taube, Christus als Lamm und Gott der Vater durch die Worte: „Dies ist mein lieber Sohn ꝛc." dargestellt, so war das Ganze von jener hieroglyphischen Bilderschrift nur wenig verschieden, und jene orientalisch christlichen Abbildungen der Evangelisten, auf denen sie halb als Menschen und halb als Löwen, Ochsen oder Adler erscheinen, erinnern in der That lebhaft an die abenteuerlichen Götterbilder der Inder und Aegyptier.

Um diesen Abweg zu vermeiden, hätte man nun entweder ganz zu der Bilderlosigkeit des Judenthums zurückkehren, oder bei jenen symbolischen Zeichen der früheren Zeit stehen bleiben müssen. Das Erstere aber wollte man schon darum nicht, weil es wie eine Concession ausgesehen hätte, die man nothgedrungen der Engherzigkeit der Juden machte und man an zweckmäßigen Bildern ein sehr willkommnes Hülfsmittel zur Belehrung und Erhebung des Gemüthes zu haben hoffte. Ebenso wenig mochte man sich für das Letztere entscheiden. Denn jene einfachen symbolischen Zeichen genügten weder dem auch auf dem Gebiet der Kunst sich immer mächtiger regenden christlichen Geist, noch waren sie vor Mißdeutung sicher.

Ganz anders war es dagegen mit jenen typologischen Bildern, die in jeder Beziehung ebenso zulässig, als zweckdienlich erschienen. Die ganze Geschichte des Volkes Israel war, vom christlichen Standpunkt aus angesehen, nur ein großartiges, vorbildliches Schauspiel für das, was in den Zeiten des Neuen Testaments geschehen sollte. Warum also hätte, was damals geschehen, und in der heiligen Schrift aufgezeichnet war, um Vorbild für die Zeiten Christi zu sein, nicht auch von dem Künstler dargestellt werden dürfen? Bei Bildern der Art war zudem keine Mißdeutung zu befürchten. Sie befriedigten den Sinn für das Schöne auf

die erlaubteſte Weiſe; machten das Volk mit dem Inhalt des A. T. vertrauter; ließen die Chriſten den innigen Zuſammenhang zwiſchen den Zeiten der Weiſſagung und der Erfüllung klarer erkennen, und ſprachen oft eindringlicher und beredter zu den Herzen, als der Prediger mit ſeinen Predigten.

Die Heiden aber hatten außer ihren Götterſtatuen auch noch eine Menge Bildſäulen berühmter und verdienter Männer. Sollte die chriſtliche Kirche ihnen hierin nachſtehen? Hatte ſie nicht, ſo gut wie das Heidenthum, ihre Heroen, und zwar größere, da der Feind, gegen den ſie ſiegreich gekämpft hatten, ungleich mächtiger und der Kampf bei weitem ſchwerer war? Dort waren es nur irdiſche Feinde geweſen, hier der Fürſt der Finſterniß ſelbſt; dort hatte der Kampf nur kurze Zeit, hier aber das ganze Leben hindurch gedauert. War es ein Wunder, daß auch die Chriſten nach und nach anfingen, das Andenken der Apoſtel, der Märtyrer und anderer um die Kirche hochverdienter Chriſten — nicht durch Bildſäulen, denn damit hätte man ſich zu ſehr dem Heidenthum genähert — wohl aber durch Bildniſſe auf die Nachkommen fortzupflanzen?

Daher prangten ſchon gegen Ende des vierten Jahrhunderts die größeren Kirchen mit mannigfachem Bilderſchmuck. Man hatte außer dem Kreuz und andern chriſtlichen Symbolen mancherlei Scenen aus dem A. T., ferner die Bildniſſe der Apoſtel und einzelner Märtyrer. Aber all dieſem Bilderſchmuck fehlte immer noch die Krone; das, was man am liebſten gehabt hätte, war immer noch nicht da — ein Bild Chriſti. Niemand hatte ſich bisher an ein ſolches gewagt; ja ſelbſt die Frage, ob ſo etwas überhaupt gewagt werden dürfe, war noch lange nicht beantwortet, und man wäre auch mit der Antwort ſchwerlich ſobald ins Reine gekommen, wenn nicht mit einem Male — Niemand wußte, woher? — alte Chriſtusbilder zum Vorſchein gekommen wären, mit der Tradition, daß ſie nicht auf gewöhnliche Weiſe gemalt ſeien, ſondern daß Chriſtus ſelbſt ſein Antlitz auf die Leinwand abgedruckt habe.

Sollten dieſe Bilder von der Kirche anerkannt werden? — Die Gegner derſelben ſagten: „Nein! denn ſollen ſie Chriſtum nur nach ſeiner menſchlichen Natur und Geſtalt darſtellen, ſo ſind ſie Beförderungsmittel der Ketzerlehre des Neſtorius, der gegen die Lehre der Kirche die beiden Naturen in Chriſto trennt. Sollen ſie dagegen Chriſtum nach ſeiner göttlichen und menſchlichen Natur zugleich darſtellen, ſo ſind ſie Beförderungsmittel der Ketzerei des Eutyches, der beide, nach der Lehre der Kirche wohl zu trennende Naturen zu Einer, gottmenſchlichen Miſchnatur vermengt.“

„Aber, entgegneten die Vertheidiger der Bilder, — iſt Chriſtus in Wahrheit Menſch geweſen, ſo muß er auch in der Darſtellbarkeit ſeiner äußeren Geſtalt allen andern Menſchen geglichen haben. Leugnet

ihr dieſe, ſo leugnet ihr damit zugleich, daß Chriſtus wahrer Menſch geweſen, und macht euch ſelbſt der Eutychianiſchen Ketzerei ſchuldig, da der Darſtellung Chriſti nach ſeiner menſchlichen Natur in der That nichts im Wege ſtehen kann."

So wurde denn die Anerkennung der Chriſtusbilder ein entſcheidendes Kennzeichen, daß man nicht der Eutychianiſchen Ketzerei zugethan ſei.

Ganz ähnliche Bewandtniß hatte es mit den ziemlich gleichzeitig zum Vorſchein gekommenen Marienbildern. Der oben erwähnte Neſtorius hatte, um die beiden Naturen in Chriſto zu erklären, die Anſicht aufgeſtellt, daß man dabei nicht an eine phyſiſche Vereinigung, ſondern nur an ein Nebeneinanderbeſtehen in vollkommener Eintracht zu denken habe, und demgemäß auch die Maria nur Mutter Chriſti, nicht Mutter Gottes nennen dürfe, da er nur als Menſch, nicht als Gott von ihr geboren ſei. Somit aber hatte er ſie der ihr zuerkannten Verehrung großentheils beraubt und die Marienbilder hatten für ſeine Anhänger keinen Werth mehr. Wer ſich alſo als Gegner dieſer Bilder zeigte, galt demnach für einen Neſtorianer, und wer ſie in den Schutz nahm, legte damit zugleich Zeugniß ab, daß er nicht der Neſtorianiſchen Ketzerei zugethan ſei.

Auf ſolche Weiſe war der Kampf für die Bilder zu einem Kampf für die Rechtgläubigkeit geworden, und die Griechiſche Kirche feiert daher zur Erinnerung an den auf dem Concil zu Konſtantinopel 842 über die Bilderfeinde errungenen Sieg noch jetzt alljährlich den erſten Faſtenſonntag als „Sonntag der Rechtgläubigkeit."

Hiernach wird man es nur als einen Beweis von mangelhafter Einſicht in die theologiſchen und kirchlichen Verhältniſſe jener Zeit anſehen können, wenn manche Schriftſteller bei der Darſtellung der Bilderſtreitigkeiten den Eifer, mit welchem die Bilderfreunde für die Bilder ſtritten, nur aus der Aufhetzerei des Pöbels durch die Mönche erklären zu können meinen, die Alles aufgeboten hätten, um nicht der bedeutenden Summen verluſtig zu gehen, die ſie mit dem Anfertigen von Heiligenbildern verdienten. Es mag dies hin und wieder der Fall geweſen ſein, und das Volk häufig nicht gewußt haben, warum es eigentlich für die Bilder kämpfte. Aber es gab auch Theologen, zu redlich, um einem bloßen Beförderungsmittel des Aberglaubens das Wort zu reden, und zu einſichtsvoll, um etwas in Schutz zu nehmen, was ihn nicht verdiente, die ſich entſchieden für die Bilder erklärten, und warum ſie es thaten, läßt ſich leicht begreifen. Schon im Allgemeinen hatten die Bilder für die Kirche einen gewiſſen Werth als charakteriſtiſches Merkmal des Chriſtenthums im Gegenſatz zu der Bilderſcheu der Juden und Muhammedaner. Die Alt- und Neu-Teſtamentlichen Bilder hatten einen didaktiſchen Werth; ſie

ſollten das unwiſſende Volk auf die leichteſte und bequemſte Weiſe mit dem Inhalt der heiligen Schrift vertraut machen und eine biblia pauperum ſein. Die Bilder der Apoſtel und Märtyrer hatten asketiſchen Werth; das Volk ſollte durch ſie zur Nachahmung dieſer Vorbilder angeſpornt werden. Die Chriſtus- und Marienbilder aber — und dieſe waren es vornehmlich, um welche es ſich in dem Bilderſtreit handelte — hatten, wie eben nachgewieſen worden, dogmatiſche Bedeutung.

Von einem künſtleriſchen Werth war und konnte damals noch nicht die Rede ſein. Jene, der Tradition zufolge wunderbar entſtandenen Chriſtusbilder waren, wie nicht minder das dem Evangeliſten Lukas zugeſchriebene Original aller ſpäteren Marienbildern die unabänderliche Norm für alle Bilder der Art und für die Maler überhaupt. Man wollte keine Bilder Chriſti und der Jungfrau Maria, wie ſie ausgeſehen haben könnten, ſondern, wie ſie wirklich ausgeſehen hatten, und um deſſen gewiß zu ſein, mußte das vom Maler neugefertigte Bild genau mit dem von der Kirche als echt und authentiſch anerkannten Originale übereinſtimmen.

Dazu kam außerdem noch der Glaube an die wunderthätige Kraft, die man dem Gebet vor dieſem oder jenem beſtimmten Bilde zuſchrieb, wodurch die Bilder der gnadenreichen und wunderthätigen Muttergottes allmälig für das Volk zu wunderthätigen Gnadenbildern geworden waren; und daher betete man in dringenden Fällen der Noth nicht gleichviel vor welchem Bild der Jungfrau Maria, ſondern wallfahrtete zu einem ganz beſtimmten Gnadenbilde, oder ſuchte ſich, wenn das nicht thunlich war, von dieſem wenigſtens eine ganz treue Copie zu verſchaffen.

Die Verehrung der Jungfrau Maria war nach und nach auch auf die Heiligen ausgedehnt worden und hatte, wie dort den Gebrauch der Muttergottesbilder, ſo hier den der Heiligenbilder veranlaßt und befördert. Bei dieſen aber hatten die Maler, um die einzelnen Heiligen von einander zu unterſcheiden und ihre eigenthümliche Wirkſamkeit oder ihren Märtyrertod ſpeciell anzudeuten, zu beſtimmten ſymboliſchen Zeichen ihre Zuflucht nehmen müſſen, welche, indem man ſie nicht ſymboliſch, wie ſie gemeint waren, ſondern hiſtoriſch deutete, zur Erfindung mannigfacher Wundergeſchichten Veranlaſſung gaben, mit denen die Legenden der Heiligen ſo überreich ausgeſtattet ſind.

Alles dies, beſonders aber der auf die Lehre von dem Verdienſt der Heiligen ſich gründende Ablaßhandel, war, wie bekannt, für den Evangeliſchen Proteſtantismus eine dringende Mahnung geweſen, ſeine Stimme zum lauten Widerſpruch zu erheben, und wie in der Moſaiſchen Zeit, ſo ward dem Volke jetzt abermals zugerufen: „Du ſollſt Dir kein Bild,

noch Gleichniß machen!“ was in der reformirten Kirche ausdrücklich als das zweite Gebot hervorgehoben und so ſtreng feſtgehalten wurde, daß man in den alles Schmucks beraubten Gotteshäuſern nicht einmal das Kreuz dulden wollte, während Luther den Eifer der Bilderſtürmer entſchieden mißbilligte und in dem Mißbrauch der Bilder keinen genügenden Grund zu ihrer gänzlichen Ausrottung ſah.

Folgte er hierbei nur einem, auch ſonſt ihn wunderbar richtig leitenden Takt, oder wußte er darum, daß er auf dieſem Gebiet der Kunſt außer dem ihm befreundeten Lucas Cranach noch andere ſinn- und geiſtesverwandte Bundesgenoſſen hatte, die ſein Schutzwort für die Werke der Kunſt in der Kirche wohl verdienten? So viel wenigſtens iſt gewiß: an Tizian, Raphael und Correggio hatte er nicht nur Zeit-, ſondern auch Bundesgenoſſen, die auf dem Gebiet der Kunſt ganz daſſelbe wagten und nach demſelben Ziele rangen, wie er auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft. Wie er, ſo kämpften auch ſie für die Freiheit des Geiſtes, und wie er, ſo wollten auch ſie von den Feſſeln des Traditionszwanges nichts mehr wiſſen. Dort galt es das Freiwerden der Wahrheit, hier das der Schönheit.

Bis auf ihre Zeit war nämlich mit den alten byzantiniſchen Chriſtus-, Marien- und Heiligenbildern, inſofern nur ſie kirchlich recipirt waren, für die Maler jener byzantiniſche Typus als unabänderliche Norm feſtgeſtellt. Jedes neugefertigte Bild galt nur dann etwas, wenn es dem durch das hohe Alter oft ſchon ganz ſchwarz gewordenen Originale zum Verwechſeln glich, und ſo lange dieſer Traditionszwang fortdauerte, der dem Künſtler die geringſte Abweichung verbot, konnte natürlich die Kunſt nicht frei werden. Erſt als jene Meiſter mit kühnem Muth die läſtigen und jede künſtleriſche Fortbildung hemmenden Feſſeln von ſich geworfen hatten, war es möglich, daß die Schönheit frei hervortrat, und Italien wurde in dieſer Beziehung für die Kunſt, was Deutſchland für die Wiſſenſchaft wurde, — das Mutterland der Reformation.

Es war etwas Großes, was jene Künſtler unternahmen, und über der Bewunderung ihrer Werke vergißt man nur zu leicht, was ſie mit ihnen wagten. Wie Luther, indem er die Schriftforſchung frei wiſſen wollte, damit zugleich auf jeglichen Schutz der kirchlichen Autorität verzichtete, für Alles, was er ſchrieb und ſprach, ſelbſt verantwortlich wurde und ſich dem Urtheil jedes Einzelnen preisgab, ſo auch Jene. Bei ihren Madonnen- und Chriſtusbildern kam ihnen nicht mehr der Schutz der kirchlichen Autorität zu Hülfe; für jeden Pinſelſtrich waren ſie verantwortlich, und während es vormals bei dergleichen Bildern Niemandem einfiel, an eine künſtleriſche Kritik auch nur zu denken, gaben ſie ſich dem Urtheil Aller preis. Es fiel günſtig aus, auch von Seiten der Kirche; und damit war nicht nur auf dem Gebiet der Kunſt das Werk

der Reformation siegreich vollendet, sondern auch auf dem Gebiet der christlichen Bildung ein entscheidender Fortschritt gethan. Denn jene alten Bilder waren gerade durch ihre fremdartige Alterthümlichkeit und ihr mysteriöses Dunkel die Beförderungsmittel eines abgöttischen Wunderglaubens und in der Meinung das Volk zu zauberhaft wirkenden Talismanen geworden. Die Werke jener Meister dagegen erschienen gleich auf den ersten Anblick zu deutlich als Producte der menschlichen Kunst, als daß sie einem abergläubischen Heiligen- und Bilderdienst Vorschub geleistet hätten. Sie waren vielmehr der anschaulichste Commentar zu den Worten des Tridentiner Concils „daß den Bildern an und für sich keine Bedeutung zukomme; daß die äußeren Zeichen der Verehrung, die man dem Bilde beweise, nur der Ausdruck der innern Verehrung sein dürfen, die man dem im Bilde Dargestellten schuldig sei; und daß endlich alle Bilder der Art überhaupt nur ein Mittel sein sollten, das Andenken an die, welche uns Gegenstand der Verehrung oder durch ihr Leben Muster und Vorbilder im christlichen Wandel sind, in uns zu erneuern und lebendig zu erhalten.

Auffallend übrigens, wenn auch nicht gerade unerklärlich, ist das Verhältniß, in welchem Deutschland und Italien seit dem Zeitalter der Reformation in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst zu einander standen. In Italien war die Kunst frei geworden; die Kirche selbst hatte das Recht der Protestation gegen den Traditionszwang anerkannt und das Werk der Reformation gebilligt. Um so treuer hielt man dafür in Beziehung auf die theologische Wissenschaft und das kirchliche Leben an dem Ueberlieferten fest, und nirgends fand der evangelische Protestantismus so wenig Anklang, als hier und überhaupt im Süden von Europa.

In Deutschland dagegen war die Wissenschaft frei geworden; hier und weiter hinauf im Norden hatte sich die Nation für das Reformationswerk erklärt, und gerade hier hielt man in Beziehung auf Malerei länger und strenger, als anderwärts, an den traditionell überkommenen Formen fest, und ward, als man ihrer überdrüßig war, gegen die Werke der Malerei, sofern sie einen christlichen Inhalt hatten, überhaupt gleichgültig, oder feindete sie mit entschiedener Abneigung an.

Ziemlich um dieselbe Zeit, da das durch die Reformation neugeweckte christliche und kirchliche Leben auf beiden Seiten, bei den Evangelischen wie bei den Katholiken einem Zustand der Erschlaffung wich, indem Jene sich äußerlich durch den Schutz der Obrigkeit, innerlich durch ihre Bekenntnißschriften, in denen sie die reine Lehre schwarz auf weiß hatten, vollkommen sicher glaubten, diese dagegen, bei der in ihrer Kirche herrschenden Gleichförmigkeit durch keine Opposition im Innern angeregt und an die Erscheinung einer ihr gegenüberstehenden protestantischen

Kirche bereits gewöhnt, ihre vormalige Polemik gleichfalls allmälig vergeſſen hatten, ſtellt ſich uns neben dem Hervortreten des Naturalismus jener wunderliche Rococogeſchmack dar. Man war in Frankreich zwar dem bei weitem überwiegenden Theil der Nation nach, der katholiſchen Kirche treu geblieben; aber auch hier war in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft das mittelalterliche Leben in und mit dem Heiligen gewichen, und um die dadurch entſtandene Lücke wieder auszufüllen, hatte man die abhanden gekommenen Heiligen durch jene franzöſirten Götter und Göttinnen des heidniſchen Olymps zu erſetzen geſucht. Die innere Unwahrheit, welche das hohle und theatraliſche Prunkweſen jenes Zeitalters charakteriſirt, hatte, indem man ſich über die eine Lüge mit einer zweiten täuſchen wollte, jene Vorliebe, ſich in die Zuſtände eines idylliſchen Schäferlebens hineinzuträumen, zur Folge gehabt. Die Nacktheit der Frivolität ſollte mit der Nacktheit der Unſchuld entſchuldigt werden, ja wo möglich dafür gelten. Künſtler dagegen, die ſich bei ihrem natürlich kräftigen Sinn mit den lügneriſchen Geſtalten einer theatraliſchen Schäfer- und Unſchuldswelt nicht befreunden konnten, hatten ſich lieber in die Dorfſchenken, und in die Kreiſe des derben Landvolks geflüchtet, um hier, wenn auch keine Daphnis und Phyllis, keinen Damon und Menalcas, wie ſie bei den Hoffeſten figurirten, ſo doch wenigſtens natürliche und mit keinem Theaterprunk gleißende Geſtalten zu finden. Andere hatten ſich andern Theilen der Genremalerei, der Landſchafts-, Thier- oder Blumenmalerei oder der Darſtellung von Frühſtücksbildern oder ſogenannten Stilleben zugewendet, und nur bei Wenigen tritt, wie bei Hogarth, eine moraliſche Tendenz hervor, durch welche ihre Bilder eine nähere Beziehung zu dem religiöſen Leben erhielten.

Die Malerei ging ſomit, indem ſie ſich mehr und mehr von dem Inhalt des kirchlichen und chriſtlichen Leben entfernte und der Darſtellung weltlicher Gegenſtände zuwandte, Hand in Hand mit der Entwickelung auf dem theologiſchen und kirchlichen Gebiet. Der Rationalismus, wie er ſich in den Zeiten der Aufklärungsſucht darſtellte, war in dogmatiſcher Hinſicht genau genommen nichts anderes, als eine Rückkehr zu der Orthodoxie des alten Judenthums. Wie damals der Hoheprieſter, ſo ergrimmte auch hier der Rationaliſt im Herzen, wenn er Chriſtum den Sohn des lebendigen Gottes nennen hörte. Streng und ſtarr, wie nur der orthodoxeſte Jude, hielt er an dem Jüdiſchen Monotheismus feſt, und vom Chriſtenthum ließ er genau nur ſoviel gelten, als ſich auch jener ganz wohl gefallen laſſen konnte. Daher iſt es kaum als ein bloß zufälliges Zuſammentreffen anzuſehen, wenn er auch in Beziehung auf kirchliche Bilder und Bilderwerke dem Juden in ſeiner Abneigung glich, und die Werke der mittelalterlichen chriſtlichen Kunſt, in

denen er nur traurige Denkmäler der finsterſten Barbarei und des craſſeſten Aberglaubens ſah, am liebſten zerſtörte und vernichtete.

Bekanntlich war es gegen Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, da dieſer Rationalismus, der ſich für die allein wahre Religion aufgeklärter und denkender Freunde einer vernünftigen Gottesverehrung und für den wahren und echten Proteſtantismus ausgab, in den Kreiſen der Vornehmeren und Gebildeteren faſt ausſchließlich dominirte, — alſo eben die Zeit, da es bei den nach Italien kommenden deutſchen Künſtlern faſt herkömmlich geworden war, zur katholiſchen Kirche überzugehen. Man hat dies gewöhnlich als eine Verirrung bezeichnet, die aus einer krankhaft erregten Künſtlerphantaſie abzuleiten ſei, und die Schuld meiſt auf die myſtiſch-katholiſirende Richtung einiger Dichter und Schriftſteller jener Zeit geſchoben. Aber damit iſt die Erklärung nicht gegeben, ſondern nur weiter hinausgeſchoben. Denn woher, muß man wiederum fragen, die myſtiſch-katholiſirende Richtung jener Schriftſteller?

Beide Erſcheinungen des katholiſirenden Myſticismus, der artiſtiſche wie der politiſche, ſind vielmehr aus dem Widerwillen gegen die Trockenheit und Nüchternheit des Rationalismus hervorgegangen. Dieſer hatte damals nicht bloß in der Theologie, ſondern auch in dem kirchlichen Gottesdienſt und der religiöſen Praxis der Proteſtanten eine ſolche Geltung erlangt, daß Rationalismus und Proteſtantismus vollkommen identiſch ſchien. Man bekannte ſich entweder als Proteſtant zur Evangeliſchen Kirche, und gehörte dann unweigerlich jener eiſigen Zone an, in der die zarter fühlenden Herzen erfroren und die Blüthen chriſtlicher Andacht und Innigkeit erſtarben, — oder man wollte aus ihr erlöſt ſein, und dann ſchien kein anderes Mittel übrig, als der Uebertritt zur Römiſch-katholiſchen Kirche.

Es war dies in doppelter Hinſicht ein Irrthum. Die Maler lernten auf der einen Seite durch ihren Confeſſionswechſel um nichts beſſer, ſeelenvoller und inniger malen, und auf der andern war das, was ſie aus der Evangeliſchen Kirche fortſcheuchte, ein Element, das gar nicht in ſie hineingehörte. Aber es hatte nun einmal in ihr Platz gegriffen. Den Fremdling, den ſie hätte abweiſen ſollen, hatte ſie nicht nur geduldet, ſondern ſelbſt Herr im Hauſe werden laſſen, und es iſt ja wohl öfter vorgekommen, daß der Sohn vom Hauſe ſeinen Platz räumte, wenn ein ihm aufgedrungner Stiefvater das Regiment übernahm und in dem Hausweſen alles änderte und das Oberſte zu unterſt kehrte.

Das Regiment dieſes Fremdlings iſt gegenwärtig ziemlich zu Ende, und nicht bloß auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft und des praktiſchen Lebens, — auch auf dem der Kunſt hat ſich ein chriſtlicherer Sinn geltend gemacht. Die Kunſtwerke des chriſtlichen Mittelalters, früher vom Ratio-

nalismus als Producte des crassesten papistischen Aberglaubens verschrieen, später von einem alterthümelnden Mysticismus überschätzt, finden in neuerer Zeit eine immer gerechtere Würdigung als Denkmäler des christlichen Lebens jener alten Zeit und als hochwichtige Zeugnisse für die Entwickelungsgeschichte nicht bloß der künstlerischen, sondern auch der theologischen Bildung. Es gilt nicht mehr für ein Merkmal höherer Geistesbildung, sie zu bespötteln oder mit vornehmer Geringschätzung zu ignoriren; vielmehr fühlt man immer allgemeiner das Bedürfniß, wiederum genauer und besser verstehen zu lernen, was uns in den Bildwerken der Kirchen aus älterer Zeit so vielfach vor die Augen tritt, und ist dies der Fall, so bedarf die nachfolgende Darstellung in Beziehung auf die Wahl des Gegenstandes wohl kaum einer Entschuldigung. Ueber den historischen Entwickelungsgang der bildenden Künste überhaupt und der Malerei insbesondere und über die theoretischen Grundsätze, durch welche der Künstler bei der äußeren Darstellung seiner geistigen Anschauungen sich leiten lassen muß, findet derjenige, welcher neben dem eigenen Studium der Kunstwerke aus den verschiedenen Zeitaltern, auch Bücher zu Rathe ziehen will, in den bekannten und zum Theil ganz meisterhaften Schriften über diesen Gegenstand genügende Belehrung. Aber des nahen Wechselverhältnisses, in welchem der Künstler durch seine Kunst zur theologischen Wissenschaft und zur Kirche steht, wird in der Regel nur im Vorübergehen gedacht, und doch darf er mit Recht darauf Anspruch machen, daß auch dieses gebührend anerkannt und gewürdigt wird. Gesteht er mit dankbarer Anerkennung ein, welche Verdienste sich die Kirche durch ihren Schutz und ihre Pflege um seine Kunst erworben hat, dann darf auch sie den Einfluß nicht verleugnen oder ignoriren, den die Leistungen dieser Kunst auf den Entwickelungsgang der theologischen Wissenschaft gehabt hat; und je klarer beide Theile sich ihres engen Verbandes und Wechselverhältnisses bewußt werden, desto leichter werden sie sich zu einem gemeinschaftlichen Wirken vereinigen und desto eher zwischen dem im Protestantismus hin und wieder geltend gemachten einseitig spiritualistischen Element des Judaismus und dem im Katholicismus oft vorherrschend gewordenen einseitig sinnlichen (ästhetischen) Element des Heidenthums die rechte Mitte finden, welche das Wesen des Christenthums ausmacht, das auch in dieser Beziehung das Wort von der Versöhnung predigt.

I. Der Bilderdienst im Heidenthum.

Lange Zeit hindurch war es die herrschende Ansicht, daß die ersten Menschen, nur um Weniges über dem Thiere stehend, nach und nach erst aus dem thierähnlichen Zustand zu einem höheren Geistesleben erwacht und sich ihrer intellectuellen Anlagen und Fähigkeiten bewußt geworden wären, und man fand einen eigenen Genuß darin, sich in möglichst umständlicher Weise zu veranschaulichen, wie sie wohl durch die Naturbetrachtung zuerst zu ganz dunkel aufdämmernden Ahnungen und von diesen nach und nach zu deutlicheren Vorstellungen von einem göttlichen Wesen gekommen sein mögen.

Je tiefer man jedoch in neuerer Zeit in die Urgeschichte der ältesten Völker nnd ihrer geistigen Entwickelung einzudringen versucht und je sorgfältiger man namentlich die frühsten Spuren ihrer religiösen Bildung verfolgt hat, desto weniger hat sich diese Ansicht als die richtige bestätigt, und die Annahme, daß der Fetischismus, in seiner rohesten Gestalt, die ursprüngliche Form und die Grundlage aller nachmaligen Gottesverehrung gewesen sei, darf mit Sicherheit als irrthümlich zurückgewiesen werden. Denn überall stellt sich die ältere, ursprüngliche Form des Gottesdienstes als die reinere, würdigere, die spätere als die ausgeartete dar.

So in Indien, wo der uralte Brahmacultus eine ungleich ehrwürdigere Stelle einnimmt, als der erst weit später neben ihm sich geltend machende Siwacultus. Den Brahmanen war es Sünde, Blut zu vergießen; daher enthielten sie selbst sich alles Fleischgenusses und auch der Gottheit durften nur unblutige Opfer dargebracht werden. Zu einem streng nüchternen und mäßigen Leben verpflichtet, sollte Jeder unabläßig danach ringen, von allen Leidenschaften und unlautern Begierden frei zu werden, um zu jenem ungestörten Frieden des Herzens zu gelangen, der zur stillen Andacht und Betrachtung des Göttlichen die wesentlich nothwendige Bedingung ist. Die ganze Welt mit Allem, was sie enthält, ist nämlich, wie es in der altindischen Religionsphilosophie dargestellt

wird, nur eine Entfaltung des Bram-Atma, des göttlichen Selbst oder des Ur-Ich. Dieses, vor der Schöpfung schweigsam in sich selbst versunken, sprach zuerst das heilige Schöpferwort aus, in welchem es sich selbst entfaltete und wodurch alle Wesen ins Dasein gerufen wurden. Nur in ihm hat Alles sein wahres Wesen und Leben. Von ihm ist Alles ausgegangen; zu ihm muß Alles zurückkehren und die letzte göttliche Welt ist die, wo Keiner mehr „Ich" sagt. Denn rein ist, wie es in den heiligen Urkunden heißt, nur das Herz, das keinen Willen mehr hat, und die von den Indischen Büßern erstrebte Wiedervereinigung mit Bram durch unmittelbare Intuition oder das vollkommene Erkennen, verlangt gänzliche Verleugnung seiner selbst und willenlose Hingebung an das Ur-Ich.

Wie es nun vier Stufen sind, auf denen sich das menschliche Ich von jenem, dem absoluten göttlichen Ich entfernt hat, so sind es eben diese vier Stufen, auf denen der Mensch in dasselbe zurückkehren muß. Auf der ersten und untersten Stufe nämlich ist er das, seiner Trennung von dem Absoluten sich klar bewußte, persönliche Ich. Auf der zweiten wird er, indem er erkennt, daß es für ihn keine wahre Existenz geben kann, als nur in dem göttlichen Ich, zu dem Ich im Atma. Auf der dritten wird er, mit seiner Persönlichkeit sich Gott ganz hingebend, obwohl seines individuellen Seins sich immer noch bewußt, zum Ich-Atma, bis endlich auf der vierten und höchsten Stufe die Erinnerung an das individuelle Sein ganz aufhört und er versinkend in dem absoluten Ich zum Bram-Atma wird.

Eine Emanationslehre, wie diese, setzt bei der speculativen Tiefe ihres Inhalts und der prägnanten Form, in welcher sich derselbe ausspricht, allerdings einen höheren Grad von philosophischer Durchbildung voraus, als daß man sie für den ersten und ursprünglichen Ausdruck des, seines Verhältniß zur Gottheit sich bewußt werdenden Menschengeistes ansehen könnte. Gleichwohl findet sich schon im frühesten Alterthum als wesentlicher Inhalt der Religionslehre fast überall der Grundgedanke: „Von einem göttlichen, reinen Urwesen sind wir ausgegangen; zu ihm müssen wir zurückkehren und die Bedingung der Rückkehr ist die Reinheit des Herzens."

Hierauf beruht die Aegyptische Lehre von der Seelenwanderung, welche eigentlich nur in einer mehr materiellen Weise näher ausführt und in sinnlicheren Bildern veranschaulicht, was die Indische Religionsphilosophie in allgemeineren Zügen und abstracter darstellt. Ebenso beruht hierauf die dem Brahmacultus nahe verwandte Apolloreligion, wie sie in der Lehre des Orpheus erscheint. Denn auch in dieser ist der Opferdienst ein durchaus unblutiger, und die vornehmste und heiligste Pflicht aller wahren Apollo-Verehrer ist die, nach jener Ruhe der

Seele zu ſtreben, die keinen Kampf der Leidenſchaften mehr kennt und von allen Regungen der unlauteren Begierden frei iſt. Das ſicherſte Mittel aber, die unruhig durcheinander wogenden Gefühle zu beſchwichtigen, ſind die ſanften Töne der Muſik, des Geſangs und der Leyer; daher iſt Apollo zugleich der Schutzgott der frommen Sänger, und dieſe wiederum ſind ſeine Prieſter; die Muſen machen ſein Gefolge aus, und da der Stammſitz ſeines Cultus, der ſich von Indien aus nordweſtlich nach dem kaſpiſchen und ſchwarzen Meer hin verbreitet zu haben und namentlich durch Orpheus nach Thracien gekommen zu ſein ſcheint, für Europa das thraciſche Gebiet war, ſo iſt damit zugleich auch die Frage beantwortet, warum der Muſenberg gerade dorthin verlegt wurde, und ebenſo wenig darf es uns befremden, wenn die Sage von den glücklichen Hyperboreern und den frommen Apollo-Verehrern im Hyperboreerlande ſpricht, wie ſie ſchon in den Homeriſchen Geſängen bezeichnet werden.

Beachtenswerth iſt es übrigens, daß Apollo, der, wie es der Anſchauungsweiſe des patriarchaliſchen Zeitalters ſo ganz gemäß iſt, zunächſt als Schutzgott der Heerden erſcheint und ſelbſt eine Zeitlang als Schäfer unter den Menſchen weilt, zugleich als Sonnengott dargeſtellt wird, und zwar, wie man nicht unbeachtet laſſen darf, nicht als die Sonne ſelbſt, ſondern als der Herr derſelben, der ſie am Himmel herauf- und wieder herabführt.

Ganz Aehnliches finden wir bei den Babyloniern, Phöniziern, Kanaanitern, und den übrigen Völkern Weſtaſiens, wie nicht minder bei den Aegyptiern. Denn der Bel (בֵּל, eigentlich בַּעַל) der Babylonier, der Baal der Phönizier und Kanaaniter, und der Oſiris der Aegyptier wurde auch nicht mit der Sonne ſelbſt identificirt, ſondern vielmehr, wie ſchon der Name bezeichnet, als der „Herr" im Allgemeinen gedacht, und mit ihr nur inſofern in Verbindung gebracht, daß ſie für ſein Symbol und für das Medium ſeiner in Beziehung auf die Erde und ihre Bewohner ſich kundgebenden Wirkſamkeit galt. Noch deutlicher ſtellt ſich dieſe Anſchauungsweiſe bei den Römern in dem Namen Jupiter dar, welcher, wie aus dem parallelen *„Diespiter"* hervorgeht, unverkennbar an das Indiſche *dju*, der Tag, und *pitri*, der Vater, erinnert und ſonach nur die weichere Form für das urſprüngliche *Djupiter* „Vater des Tages" iſt; und vergleicht man damit die Notiz, daß die altitaliſchen Völker zwei Hauptgottheiten Dianus und Diana hatten, ſo läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Dianus oder Janus hier, wie Jupiter bei den Römern, den Gott des Tages oder den Sonnengott, Diana dagegen die Göttin der Nacht oder die Mondgöttin bezeichnete. Der Einwurf, daß der auch von den Römern recipirte Janus demnach mit ihrem Jupiter identiſch wäre und ſie in dieſem

Falle wohl kaum beide zugleich zum Gegenstand ihrer Verehrung gemacht haben würden, ist von keinem Belang. Wie die Griechen, so hatten auch die Römer den Grundsatz: „Jemehr Götter, desto mehr Schutz und Sicherheit.“ Daher nahmen sie, ohne ihrem ursprünglichen Nationalgott untreu zu werden, von den Göttern andrer Völkerschaften so viele bei sich auf, als sie deren habhaft werden konnten, und dies ist mit ein Hauptgrund, daß es der späteren Mythologie der Griechen und Römer so häufig an innerem Zusammenhang fehlt.

Ursprünglich und zunächst scheinen die altgriechischen und altitalischen Völker ganz ebenso, wie die orientalischen, nur von Einem Gott gewußt zu haben, für welchen wir bei den Babyloniern, Phöniziern ꝛc. die Namen Baal, Bel, (vgl. das Sanskr. *pâla*, der Herr) Adon (אָדוֹן, Ἄδωνις), Moloch (von מָלַךְ, herrschen), in Aegypten den Namen Osiris (vgl. das Sanskr. *iswara*, der Herr) in Griechenland den Namen „Zeus“ (Σδεὺς, Δεὺς, wie das lateinische *Deus* deutlich an das Sanskr. „*Dewa*,“ erinnernd) und in Italien die Namen Dianus oder Janus und Diespiter oder Jupiter finden. Alle bezeichnen den Begriff des Herrschers, die italischen aber deuten namentlich auf ein näheres Verhältniß hin, in welchem man sich die Gottheit zur Sonne dachte. Bei den Griechen dagegen erscheinen diese beiden Begriffe mehr auseinander gehalten, wahrscheinlich, weil hier zwei Perioden der religiösen Bildung zu unterscheiden sind, eine frühere, da man nur dem uralten Nationalgott „Zeus“ diente, und eine spätere, da zu dem Zeuscultus von Thracien her der Orpheische Apollocultus oder die Verehrung der Gottheit als Sonnengott hinzukam. Gewiß war es ein Fortschritt, wenn die altgriechischen Völker, die sich in ihrem Zeus wohl nur einen speciell ihnen zugehörenden Haus- und Familiengott gedacht haben mögen, über diesen beschränkten Gesichtskreis hinaus den Blick emporrichten und in dem bisher verehrten Hausgott zugleich den Gott der Sonne und des Himmels erkennen lernten. Aber statt daß sie nun entweder den durch die Orpheischen Lehren erweiterten Gottesbegriff auf ihren Zeus übertragen, oder um des Apollocultus willen den alten Zeuscultus aufgeben mußten, blieben sie diesem treu, nahmen aber daneben auch jenen auf, und in Athen hatte schon in uralter Zeit neben dem Tempel des Zeus auch der Pythische Apollo seinen Tempel. Auf solche Weise konnte natürlich, da der eigentliche und ursprüngliche Gottesbegriff schon an den Namen Zeus geknüpft war, von dem er nicht mehr getrennt wurde, für Apollo nur der specielle Begriff eines Sonnengottes übrig bleiben, und hatte somit die Sonne ihren eigenen Gott, so schien es nicht mehr als billig, daß auch der Mond seine eigene Göttin, die Artemis, erhielt. Dieser zweiten Stufe der

religiösen Entwickelung, oder, wenn man lieber will, Entartung ſcheinen nun auch jene italiſchen Namen „Dianus“ und „Diana“ anzugehören.

Eine dritte Periode in der Religionsgeſchichte des Heidenthums beginnt mit der Ausbreitung des Siwacultus von Indien her über Aſien weſtlich nach Europa und ſüdlich nach Aegypten hin. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Menſchen, jemehr ſie, aus der Sphäre kindlicher Unſchuld herausgetreten, das lebendige Gefühl der innigen Gemeinſchaft mit der Gottheit verloren und den Weg ſelbſtſtändiger Reflexion eingeſchlagen hatten, die Frage nach dem Urſprung der Welt aufwarfen und eine Antwort darauf haben wollten. Den früheren Geſchlechtern war die Welt einmal da, ohne daß ſie fragten, ob ſie von jeher dageweſen ſei, oder ſie war ihnen aus dem göttlichen Urweſen und Urgrund alles Seins hervorgegangen, ohne daß ſie ſich um das Wie? näher kümmerten. Den ſpäteren aber genügte weder das Eine, noch das Andere. Sie wollten den Hergang genauer wiſſen, und dieſer ſchien ſich am leichteſten durch die Annahme einer Zeugung erklären zu laſſen. Zu einer Zeugung aber gehörten zwei, ein zeugendes und ein empfangendes Princip, und dies ſtand in offenbarem Widerſpruch zu der monotheiſtiſchen Grundanſchauung der Inder. Daher blieb nichts anderes übrig, als beide Principe in der Einheit eines und deſſelben göttlichen Weſens zu verbinden, und Siwa, nach der älteren Emanationstheorie die dritte Offenbarungsform des göttlichen Seins, wurde nach der ſpäteren Lehre jener hermaphroditiſche Gott, der Mann und Weib zugleich die ſinnliche Erſcheinungswelt ins Daſein rief oder der Naturgott. Sein Symbol war demgemäß auch das Lingam, das wir in dem Phallus der Griechen wiederfinden, und da dieſer das charakteriſtiſche Merkmal des Dionyſoscultus iſt, ſo geht ſchon daraus hervor, daß der Griechiſche Dionyſos weſentlich kein anderer, als der Indiſche Siwa iſt. Dies beſtätigt auch ſein Name „Dionyſos,“ ſo viel als „der Gott von Nyſa“ d. h. der aus Nyſa, einem Thale Indiens am Berge Meru ſtammende und von dorther eingeführte Gott; und ebenſo die Geſtalt, in welcher er von den Griechiſchen Künſtlern der ſpäteren Zeit dargeſtellt wurde. Während nämlich die Indiſchen Bildner ihn in monſtröſer Weiſe halb als Mann, halb als Weib abbildeten, wählten die Griechiſchen, um einerſeits dem Dogma, andrerſeits den Geſetzen der Aeſthetik zu genügen, die Geſtalt eines eben mannbar werdenden Jünglings, dem ſie die weiche Fülle und Rundung der jungfräulichen Formen gaben.

Zur klaren Einſicht aber, was mit dem Indiſchen Siwa eigentlich und urſprünglich gemeint war, ſcheint man weder hier, noch in den übrigen Ländern, wo der Siwacultus Eingang fand, gekommen zu ſein. Die ihm zum Grunde liegende Zeugungstheorie führte immer, da die Vorſtellung von zwei, ihrer Wirkſamkeit nach verſchiedenen, in der Gott-

heit aber zur Einheit des Weſens verbundenen Principien für die Meiſten zu hoch war, zu der Annahme einer zweiten weiblichen oder empfangenden Gottheit neben dem männlichen, zeugenden Gott, und daher wurde von den meiſten Völkern Weſtaſiens dem urſprünglichen Einen Nationalgott, indem man den Siwabegriff auf ihn übertrug, eine weibliche Gottheit zugeſellt. Die nähere Beſtimmung aber, in welchem Verhältniß man ſich dieſe zu jenem zu denken habe, richtete ſich natürlich nach dem Begriff, den man ſich von dem männlichen Gott machte. Da, wo er vorzugsweiſe der Gott der Sonne und des Tages war, dachte man ſich in ihr die Göttin des Mondes und der Nacht; ſo z. B. bei den Phöniziern, die ihrem Baal die Aſtarte, und bei den altitaliſchen Völkern, welche dem Dianus, wie ſchon erwähnt, die Diana zugeſellten. Bei den Kanaanitern war er der Herr und König, ſie demnach die „Königin des Himmels“ (מַלְכַּת־הַשָּׁמַיִם); bei den Aegyptiern war er, der Sonnengott Oſiris, das die Erde befruchtende und alles Leben erzeugende Princip; daher verehrte man im Gegenſatz zu ihm in ihr, der Mondgöttin Iſis, die von ihm befruchtete Erde oder die Alles hervorbringende Mutter Natur. Er hatte, da ſeine befruchtende Wirkſamkeit gerade dann begann, wenn die Frühlingsſonne in das Zeichen des Stieres eintrat, den Stier zum Symbol, und daher erhielt ſie zum Symbol die Kuh. In ganz ähnlicher Weiſe wurde dem altgriechiſchen Dionyſos die Demeter oder Mutter Erde, und dem römiſchen Bacchus die Ceres an die Seite geſtellt.

Immer war es ein und derſelbe Gottt, nur von verſchiedenen Seiten her betrachtet und daher hier mit dieſem, dort mit jenem Namen bezeichnet. Derſelbe Gott, den die Griechen von Thracien her unter dem Namen Apollo kennen lernten, war, ebenſo wie jener Dionyſos, der ihnen, wie es ſcheint, durch die Kadmus-Colonie zugeführt wurde, weſentlich kein anderer, als ihr uralter Zeus. Nichtsdeſtoweniger aber erhielt einer neben dem andern ſeinen Tempel, und ſie mochten nun zuſehen, wie ſie ſich mit einander vertrugen. Um des Volkes willen, das man in ſeinem von den Vorfahren überkommenen Glauben nicht irre machen wollte, durfte der uralte Nationalgott in ſeiner Ehre und Würde auf keine Weiſe beeinträchtigt werden; daher hatte ſich der ſpäter hinzukommende Apollo mit der Sonne begnügen müſſen, und für den noch ſpäter eingeführten Dionyſos, deſſen eigentliche Bedeutung wohl in den Myſterien erörtert, vor dem Volk aber geheim gehalten wurde, blieb, damit ſich dasſelbe doch wenigſtens etwas bei ihm denken konnte, nur das Prädicat des „Weingottes“ übrig. Ganz eben daſſelbe gilt bei den Römern von Janus, Apollo und Bacchus in ihrem Verhältniß zu dem Nationalgott Jupiter, und namentlich über das des Janus zu ihrem Jupiter mögen ſie wohl ſchwerlich je ins Klare gekommen ſein.

Die Confuſion wäre in der That ſchon groß genug geweſen, wenn man es hierbei hätte bewenden laſſen. Sie ſollte aber noch größer werden. Mit der dualiſtiſchen Annahme eines zeugenden und empfangenden Princips konnte man ſich in der Weiſe, wie man ſich das Wechſelverhältniß zwiſchen beiden dachte, wohl die mit jedem neuen Frühling aufs neue wiederkehrenden Offenbarungen einer ſchöpferiſchen Thätigkeit erklären; aber wie war die Erde ſelbſt mit ihrem feſten Boden, ihren Bergen und Flüſſen geworden? Um nun auf dieſe Frage eine genügende Antwort zu haben — denn die Annahme von einem Welt-Ei, aus welchem der Phöniziſchen Theorie zufolge Alles nach nnd nach hervorgekommen ſein ſollte, ließ doch über das, was man eigentlich beantwortet haben wollte, immer noch in Ungewißheit — entſchloſſen ſich die Aegyptiſchen Religionsphiloſophen kurz und gut, einen Weltbildner (Tat, mit dem Artikel Ptat oder Pta, bei den Griechen Φθὰ genannt) anzunehmen, der nach Manetho der Sohn des Chnuph (Chneph, Chnophi, Chonuphi, Anubis oder Canopus — denn alles dies ſind nur verſchiedene Formen eines und deſſelben Namens, mit welchem man den, vor ſeiner Offenbarung nach Außen hin, nur ſich ſelbſt betrachtenden göttlichen Urgeiſt, den νοῦς ἑαυτὸν νοῶν bezeichnete) war und nach der göttlichen Idealwelt die äußerlich ſichtbare bildete. Dieſer Phtha, der als Aegyptiſche Gottheit Memphis zum Hauptſitz ſeines Cultus hatte, wurde nun, ſei es, daß man mit ſeinem Bilde zugleich an die Tradition von der Entſtehung der Welt aus einem Ei erinnern, oder die Alles aus ihrem Schooße hervorgebärende Natur veranſchaulichen wollte, mit einem, im Verhältniß zu der Zwergähnlichen Geſtalt im Ganzen, unförmlich großen, kugelförmigen Bauch, einem Kopf mit großen Augen, Ohren und einem weit offenen Munde, aber kaum bemerkbaren Armen und Beinen dargeſtellt, und in dieſer Form erſcheinen überhaupt, wie aus alten Aegyptiſchen Münzen erſichtlich iſt, alle alten Götterbilder der Aegyptier. Der Umſtand aber, daß hier bei den Phthabildern die Füße nur ſchwach angedeutet waren, veranlaßte wiederum die Griechen, da ſie auch den Phtha als Hephaiſtos (Vulcan) in ihre Götterſammlung aufnahmen, ihn zum lahmen und häßlichen Gott zu machen, während ſich die dunkle Erinnerung, daß er urſprünglich eigentlich die Perſonification des Weltſchöpferbegriffs war, auf der andern Seite darin geltend machte, daß man ihm die Aphrodite oder Venus, in welcher man das Alles belebende und das ganze Reich der Schöpfung durchdringende Princip der Liebe perſonificirte, zur Gemahlin gab. Da die Phtha-Theorie jedoch die Weltentſtehung nicht aus einer Zeugung, ſondern für das Werk eines Verfertigers oder Demiurgen erklärte, ſo bedurfte Phtha auch kein weibliches, empfangendes und hervorbringendes Princip neben ſich, und Venus

war daher neben Vulcan, den die Volksdichtung nachmals zum Schmiedemeister machte, nur die Liebe im Allgemeinen.

Wo so verschiedene Theorien neben einander Aufnahme gefunden hatten, und so verschiedene Personificationen des Gottesbegriffs, jede als eine einzelne, für sich bestehende Gottheit, zum Gegenstand der Verehrung gemacht worden waren, da konnte natürlich bei dem Volk von einer klareren Einsicht in das Verhältniß der Gottheit zur Welt keine Rede sein, und diejenigen, welche tiefer blickten, hätten ihm entweder erklären müssen, daß Zeus, Apollo, Dionysos und Hephaistos allesammt nur Einen und denselben Gott bezeichneten, der monotheistische Zeuscultus sich aber auf keine Weise mit dem dualistischen Dionysoscultus und dieser wiederum nicht mit dem demiurgistischen Phthacultus vertrüge, oder sie mußten sich, wenn sie das nicht wollten, jeder näheren Erklärung enthalten und damit begnügen, dem Volke zu sagen, daß die Götter — denn sobald einmal zu dem Einen ursprünglichen Nationalgott noch mehrere fremde hinzugekommen waren und sich in dem Volksglauben eingebürgert hatten, der unangetastet bleiben sollte, mußte man sich in der Mehrzahl ausdrücken — von den Menschen Verehrung verlangten durch Opfer und ein frommes Leben, und es dafür ihren frommen Verehrern wohl ergehen ließen, den Gottlosen aber übel. Hiermit aber war zugleich die Lehre ausgesprochen, daß sich das Walten der Gottheit nicht nur im großen Ganzen der Natur, sondern auch speciell in den einzelnen Schicksalen des Einzelnen offenbare, und je lebhafter man sich dieser, ohnehin schon dem Menschen von Natur tief innwohnenden Abhängigkeit von einer höheren, göttlichen Macht bewußt wurde, desto mehr sehnte man sich mit seinen individuellen Wünschen und Bedürfnissen nach einem ganz speciellen Gottesdienst. Auch im frühen Alterthum schon hatte das Herz seine Heimlichkeiten, die man wohl der Gottheit anvertrauen, aber nicht allen Andern kund lassen werden wollte. Aber wo und wie konnte man mit ihr allein sein? Dies und der Gedanke, daß man sich erst dann wahrhaft sicher und geschützt fühlen könne, wenn man die Gottheit ganz in seiner Nähe hätte, scheint der Hauptgrund und die erste Veranlassung zum Gebrauch der Götzenbilder gewesen zu sein, wie dies auch aus dem im Alten Testament mehrfach vorkommenden Namen „Teraphim" erhellt, wodurch sie als Unterpfänder eines behaglichen Lebens und häuslichen Wohlstandes bezeichnet werden. *) Demnach waren es häusliche Schutzgötter, die man

*) Vergleicht man das Sanskr. *trip* ergötzen, das Griech. τέρπομαι, und das Arab. تَرِفَ, behaglich leben, so kann es Keinem zweifelhaft sein, daß auch die dem תְּרָפִים zu Grunde liegende Wurzel תרף, obwohl im Hebr. ungebräuchlich, dieselbe Bedeutung gehabt haben muß.

im Allgemeinen als Talismane gebrauchte, und in besonderen zweifelhaften Fällen um Rath fragte. So wird uns 1. Mos. 31, 19 von Rahel erzählt, daß sie ihrem Vater Laban seine Götzen gestohlen habe, und ist auch der Grund, warum sie es that, nicht näher angegeben, so mag es doch kaum ein anderer gewesen sein, als weil sie fürchtete, daß der Vater von den Götzen über ihre Flucht mit Jakob das Nähere erfahren und sie einholen könne. Aus Stellen, wie Ezech. 21, 26 wenigstens, wo es von dem König zu Babel heißt, daß er sich an die Wegscheide stellen und seinen Abgott fragen werde, ob er sich rechts oder links wenden solle, ist klar, daß man dergleichen Fragen an die Götzen richtete.

Was ihre Form und Gestalt betrifft, so ist von den Fetischanbetern bekannt, daß es häufig ein ganz roher Stein oder Klotz ist, vor dem sie anbetend niederfallen. Ebenso war das ursprüngliche Abbild der uralten Phrygischen Cybele, in welcher man auf Grund der Ansicht, daß sich alles Leben aus dem mütterlichen Schoße entwickele, die Mutter des All personificirte, nichts weiter, als ein dunkler, viereckiger Stein, woraus aber keineswegs gefolgert werden darf, daß man sie selbst sich in dieser oder einer ähnlichen Gestalt dachte. Der Stein brauchte vielmehr bloß durch seine Gestalt und Farbe Gegenstand der Bewunderung, oder das Maalzeichen für einen Ort gewesen zu sein, an dem sich etwas Wunderbares ereignet hatte, und es reichte hin, ihn zum Symbol des Göttlichen zu machen. Auch für Jakob, der im streng monotheistischen Glauben aufgewachsen war, hatte der Stein, auf dem er gelegen, da er im Traum die Himmelsleiter sah, um des Traumes willen eine höhere Bedeutung.

Hält man aber den Gedanken fest, daß die im Fetischismus gebräuchlichen äußeren Gegenstände nur insofern Werth und Bedeutung haben, als sie zu Unterpfändern des Naheseins der Gottheit und als Talismane dienen sollen, so wird man es leicht begreifen, wie manche Wilde ihre kurz vorher noch hochverehrten Götzen, wenn ihre Wünsche und Bitten unerfüllt bleiben, verkaufen oder ihnen drohen, sie prügeln, ins Wasser werfen oder zertrümmern. Solche Ausbrüche des kindischen Zorns gelten immer nur den, oft mit ganz freier Willkühr gewählten Stellvertretern für die unsichtbare Gottheit, und diese werden daher ganz ebenso behandelt, wie der Bogen, den der Wilde lieb hat oder zerbricht und wegwirft, je nachdem er sich als brauchbar oder unbrauchbar erweist.

Auf dieser Stufe der religiösen Bildung, wo man für das unsichtbare Göttliche nur überhaupt ein äußerlich sichtbares Zeichen begehrte, war die Form desselben gleichgültig, und man sah nur darauf, daß das neue Götzenbild, das man sich machen ließ, dieselbe Gestalt hatte, wie das, welches dem Vater so gute Dienste geleistet hatte, oder das man den Nachbar mit so gutem Erfolg brauchen sah. Erst als man sich

in Beziehung auf den Gottesdienſt über den gewöhnlichen Hausbedarf erhob, und ſtatt eines beliebigen Zeichens ein der Vorſtellung von der Gottheit entſprechendes Symbol begehrte, konnte von abſichtlich ſo oder ſo geſtalteten Götzenbildern die Rede ſein. Demgemäß finden wir in dem Indiſchen Siwacultus den Gebrauch des Lingam oder Phallus, wodurch die ſchöpferiſche Zeugungskraft des Gottes, und ſomit er ſelbſt in ſymboliſcher Weiſe veranſchaulicht werden ſollte, und bekanntlich durfte auch in Griechenland bei keiner Dionyſienfeier der ſpäteren Zeit das auf einer langen Stange vorangetragene Phallusbild fehlen. In noch ſpäterer Zeit wurde das Phalluszeichen als Amulet gebraucht, und ſo fand man es noch an einigen Pompejaniſchen Häuſern mit der Beiſchrift: „Hic habitat felicitas," — ein Gebrauch, der ſich ganz einfach daraus erklärt, daß Siwa ſelbſt, wie ſchon ſein Name (*Siwa*, als Adjectiv „günſtig, glücklich"; als Subſt. „das Glück") beweiſt, der Gott des Glückes war.

Von den zwergähnlichen dickbäuchigen Phthabildern, welche an die demiurgiſtiſche Theorie von der Weltentſtehung erinnern ſollten, iſt ſchon oben die Rede geweſen. Eine ganz ähnliche Bewandtniß aber hatte es auch mit den Aegyptiſchen Stier- oder Apisbildern. Man hat ſie häufig aus dem Aegyptiſchen Thierdienſt erklärt, aber ſchwerlich mit Recht. Allerdings beruht auch dieſer urſprünglich auf der Anerkennung eines die ganze Natur beherrſchenden und in allen einzelnen Erſcheinungen derſelben ſich offenbarenden göttlichen Waltens. Man verehrte in den nützlichen und wohlthätigen Thieren die Organe der wohlthätig geſinnten Gottheit, und ſah in den, aus Furcht verehrten, verderblichen Thieren die Werkzeuge oder die äußeren Erſcheinungsformen feindlich geſinnter Dämonen. Der Apisdienſt aber beruht, wie man mit Sicherheit annehmen darf, auf der aſtronomiſchen Wahrnehmung, daß das in der Natur neu erwachende Leben gerade in die Zeit fällt, wenn die Sonne im Frühling in das Zeichen des Stieres eintritt. Demnach war der Stier zunächſt das ſymboliſche Zeichen der Frühlingsſonne, zugleich aber auch, da man in dieſer die Offenbarung der Zeugungs- und Befruchtungsthätigkeit des Oſiris ſah, Symbol dieſes Gottes, und da er nachmals die Hauptgottheit von ganz Aegypten war, überhaupt Symbol des göttlichen Schutzes dieſes Landes.

Uebrigens kommt der Stier keineswegs bloß bei den Aegyptiern vor. Ueberall, wo die Vorſtellung von einem im Frühling ſeine ſchöpferiſche Zeugungsthätigkeit offenbarenden Naturgott Eingang gefunden hatte, finden wir den Stier als Symbol deſſelben. So heißt Dionyſos bei den Griechen der „Stiergeſtaltige" (*Ταυρόμορφος*); auf Griechiſchen, wie auf Italiſchen Münzen kehrt häufig das Bild des Bacchus Hebon — ein Stier mit dem Kopf eines Mannes — wieder,

und von dieſer Stiergeſtalt ſchreiben ſich auch bei Oſiris, wie bei Bacchus, die beiden Hörner her, welche aber von den Künſtlern der ſpäteren Zeit aus äſthetiſchen Rückſichten nur leiſe angedeutet und ſo viel als möglich durch das gelockte Haar verdeckt wurden.

Neben dieſem Symbol des zeugenden männlichen Princips erſcheint nun das des empfangenden und hervorbringenden weiblichen meiſt in Geſtalt einer Mutter mit vielen Brüſten. So die Aegyptiſche Iſis und die Epheſiſche Artemis — eine Darſtellung, die man bei der letzteren vollkommen unbegreiflich finden müßte, wenn man den keuſchen Dianabegriff der ſpäteren Zeit auf ſie übertragen wollte. Die Sache erklärt ſich jedoch leicht, wenn man daran denkt, daß die Griechen für den Begriff des Sonnengottes nun einmal den alten Namen Apollo hatten, dem ſeine Schweſter Artemis als Göttin des Mondes zugeordnet war. Der Aegyptiſche Oſiris war nun zwar als Sonnengott ein ganz anderer, als der Griechiſche Apollo und ebenſo die Iſis als Mondgöttin eine ganz andere, als die Artemis, und wie jenem eigentlich nur der Griechiſche Bacchus, ſo entſprach dieſer nur die Griechiſche Demeter. Aber wie konnte es den Griechen bei ſo vielen Widerſprüchen und Unbegreiflichkeiten in ihrer Götterlehre auf eine mehr oder weniger ankommen? Daher ſtellten ſie in der harmloſeſten Naivetät jene alterthümliche Epheſiſche Artemis mit vielen Brüſten und die jungfräuliche Artemis der ſpäteren Zeit friedlich neben einander, wie dies einige, auf uns gekommene alte Münzen deutlich erkennen laſſen.

Auch das Iſis- oder Allmutterbild war ein weitverbreitetes, wie es denn überhaupt den Griechen und Römern eigenthümlich war, daß ſie, wenn es ihnen mit der Andacht und Gottesverehrung recht eigentlich Ernſt war, oder wenn es eine beſonders heilige Feſtfeier galt, nicht die künſtleriſch ſchönen Götterbilder der ſpäteren Zeit, ſondern die unförmlichen und mißgeſtalteten des frühen Alterthums gebrauchten — eine Bemerkung, die, wie es ſcheint, im Ganzen auch von den übrigen Völkern gilt, ſo daß man demnach zwiſchen den in den Tempeln aufgeſtellten Statuen und den bei der Privatandacht gebrauchten Götterbildern einen Unterſchied zu machen hat. Bei den Indern z. B. wurde Brahma als Mannweib mit zwei Köpfen und vier Armen dargeſtellt, um anzudeuten, daß in ihm (wie es die Siwaiten im Gegenſatz zu den Brahmanen von ihrem Siwa behaupteten) das zeugende und empfangende Princip vereinigt ſei. Ganeſas, der Gott der Weisheit wurde mit einem Elephantenkopf dargeſtellt, während man für den Leib, die Arme und die Beine die menſchlichen Formen beibehielt, ſie aber ſo umbildete, daß ſie zu dem ſchwerfälligen Thierkopf paßten. In ähnlicher Weiſe ſtellte man den Aegyptiſchen Oſiris mit einem Habichtskopf dar, weil im Aegyptiſchen *Bai*, die Seele, und *Eth*, das Herz, das

Compoſitum *Baieth* aber nicht nur die im Herzen wohnende Seele, den Geiſt, ſondern auch zugleich den Habicht bezeichnet, der demgemäß als Symbol des Göttlichen gebraucht wurde. Alle dieſe wunderlichen Zuſammenſetzungen von Thier- und Menſchenformen aber gehörten meiſt nur den Tempeln an, während man ſich in Indien auch noch jetzt für den Privat- und Hausgebrauch einfacher Götzenbilder bedient, die zwar auch monſtrös genug ausſehen, aber keinen ſo beſtimmt hervortretenden ſymboliſch-didaktiſchen Charakter haben, und erſt durch die Weihe des Prieſters, der ſie mit einem Segensſpruch in das geweihte Waſſer taucht, zum Gegenſtande der Verehrung werden. Vorher überläßt man ſie ganz unbekümmert den Kindern zum Spielen, woran man nach der Weihe den größten Anſtoß nehmen würde.

Mag übrigens in äſthetiſcher Hinſicht das Urtheil über jene barocken und monſtröſen Formen der Tempelſtatuen bei den Indern, Aegyptiern und Mexikanern — denn was von jenen gilt, das gilt von dieſen in noch weit höherem Grade, und die koloſſale Baſaltſtatue der Aztekiſchen Todesgöttin Teoyaomiqui zu Mexiko, ein grauenvolles Schreckbild aus Schlangen, Krallen, Schädeln und Knochen zuſammengeſetzt und mit Perlen und Federputz verziert, übertrifft an Scheuslichkeit Alles, was man ſich denken kann — noch ſo ungünſtig ausfallen, man wird nie vergeſſen dürfen, daß ſie auf ſolche Weiſe gerade am leichteſten ſich als bloße hieroglyphiſche Darſtellungen eines höheren, geiſtigen Inhalts kund gaben, und in Beziehung auf Schönheit und Ebenmäßigkeit nur darum ſo wenig genügten, weil ſie in Beziehung auf dogmatiſche Wahrheit und Vollſtändigkeit deſto genügender ſein wollten, und man in der vollkommenen Gleichſtellung der Götter mit den Menſchen eine bedenkliche Vermeſſenheit gefunden haben würde.

Anders bei den Griechen, deren idealſchöne Menſchenformen für die Götter man auf keinen Fall für bloße Beweiſe einer größeren Kunſtfertigkeit wird erklären dürfen. Denn die Hand bildet überall nur nach, was das geiſtige Auge innerlich anſchaut, und gelingt es ihr auch nicht mit einem Male und vollſtändig, ſo doch nach und nach und annäherungsweiſe. Hätten die Griechen die religiöſen Vorſtellungen der Inder oder Aegyptier gehabt, ſo würden uns in ihren Göttern gewiß ganz ähnliche, abenteuerliche Miſchgeſtalten entgegentreten. Aber es war eben ein weſentlicher Grundzug in ihrem Nationalcharakter, ſelbſt das Höchſte und Geiſtigſte in plaſtiſchen Formen ſich zur ſinnlichen Anſchauung zu bringen. Bei den Indern tritt uns in allen Kunſtwerken ein in phantaſtiſchen Bildern ſich bewegendes, inniges und glühendes Gefühlsleben entgegen; bei den Aegyptiern ein tiefſinnig grübelnder Verſtand, der die hieroglyphiſchen Zeichen nur braucht, um die Reſultate ſeiner ſpeculativen Forſchungen zu fixiren. Bei den Griechen dagegen muß die äußere

Menſchengeſtalt ſelbſt, die dort gleichſam nur die leere Tafel war, auf welcher man die Lehre von der Gottheit in hieroglyphiſchen Zügen eintrug, zur Trägerin der Gottesidee werden. Auch bei ihnen mochte, wie bereits oben in der Einleitung gezeigt worden iſt, die Anwendung der idealſchönen Menſchenformen urſprünglich auf dem richtigen Grundſatz: „das wahrhaft Gute iſt auch das wahrhaft Schöne“ beruhen. Aber es gehörte ganz zu der vorherrſchend ſinnlichen Natur des Griechiſchen Volkes, bei der Sünde nur ihre äußerliche Häßlichkeit hervorzuheben, und bei der Tugend die äußere Schönheit als weſentlichſtes Merkmal anzuſehen und demgemäß auch für die ethiſche Vollkommenheit der göttlichen Natur nur die ſinnlich ſchönen Formen der Menſchengeſtalt als ſymboliſchen Ausdruck zu brauchen, was natürlich zur unausbleiblichen Folge hatte, daß das Gefühl der Andacht und Verehrung, mit welchem man dem Gott nahen ſollte, und das Gefühl der Bewunderung und des Wohlgefallens, mit dem man das Menſchenwerk des Künſtlers betrachtete, auf ſo untrennbare Weiſe in Eins zuſammenſchmolzen, daß die äſthetiſch Gebildeten oft ſelbſt nicht wiſſen mochten, ob ſie andächtig gebetet oder im Kunſtgenuß geſchwelgt hatten. Und in der That mag die religiöſe Erhebung des Gemüthes bei ihnen oft eben nur darin beſtanden haben, daß ſich das Steinbild für den ſchweigend und unverwandt zu ihm empor Blickenden nach und nach belebte, und in dieſer Weiſe den auf Erden erſcheinenden Gott, wenn nicht eigentlich darſtellte, ſo doch wenigſtens träumen ließ.

Inſofern aber die zahlreichen Bildwerke ſeit dem Perikleiſchen Zeitalter das Volk in einer Götterwelt heimiſch werden ließen, welche vom Kind bis zum Greiſe, von der Jungfrau bis zur Matrone in den mannigfaltigſten Formen das Ideal menſchlicher Schönheit darſtellte, ſah ſich zugleich der Menſch ſelbſt in jeder Periode und auf jeder Stufe ſeines Lebens vergöttert, und dies war, wie in künſtleriſcher Hinſicht die Zeit der höchſten Blüthe, ſo in Beziehung auf religiöſe Erkenntniß die des tiefſten Verfalls. Eben darum aber auch der entſcheidende Wendepunkt in dem religiöſen Leben der Völker.

Das Heidenthum hatte ſeinen Entwicklungsgang beendigt und war zu dem Reſultate gekommen, zu welchem es auf dem hier eingeſchlagenen Wege überhaupt kommen konnte. Durch die Sünde aus dem Leben in Gott und der Gemeinſchaft mit ihm herausgetreten, mußten die Menſchen, je deutlicher ſie ſich einerſeits ihrer Entfremdung von Gott bewußt wurden, und je lebendiger ſie andrerſeits erkannten, daß ſie die wahre Ruhe und den wahren Frieden nur in der Wiedervereinigung mit ihm finden könnten, dieſe zur Hauptaufgabe ihres ganzen Strebens machen. Sie fühlten ſich innerlich entfremdet von ihm und glaubten daher ihn entfernt von ſich. Um ihn alſo näher zu haben, nahm man im Heidenthum,

das in ihm immer nur den objectiv gewordenen, fernstehenden Gott sah, zu äußeren Zeichen seine Zuflucht, welche ursprünglich nur dazu dienten, die Vorstellung von seiner unsichtbaren Nähe an sie anzuknüpfen, bis sie späterhin selbst als die sichtbaren Repräsentanten der unsichtbaren Gottheit angesehen wurden. Von da an war man bemüht gewesen, diesen Bildern mehr und mehr eine dem Begriff von der Gottheit entsprechende Gestalt zu geben, und die verschiedenartigen Formen, in denen sie bei den verschiedenen Völkern im Gebrauch waren, gaben sich überall als die Resultate bestimmter religionsphilosophischer Theorien kund, durch die sie hervorgerufen waren. Wie früh man aber auch darauf gekommen war, bei diesen Götterbildern die menschliche Gestalt zu Grunde zu legen, so sehr hatte man sich doch, je mehr man den unermeßlichen Abstand zwischen der Gottheit und dem Menschen erkannt hatte, gescheut, sie allein und ohne Weiteres zur Darstellung des Göttlichen zu benutzen, bis endlich die Griechische Kunst den entscheidenden Schritt that, die Gottheit als Mensch erscheinen zu lassen. Tiefer aber konnte sie in dem religiösen Bewußtsein des Menschen in der That nicht sinken, als wenn er, ohne Anstoß daran zu nehmen, sie als Seinesgleichen sich gegenüber sah. Und doch stellt sich das, was hier als Profanation und Carricatur des Heiligen erscheint, in der Menschwerdung des Logos als das wirklich Geschehene dar. Denn wie hier in effigie, so wurde dort Gott in Wahrheit Mensch. Auf der andern Seite aber konnte auch der Mensch sich in seinem Uebermuth nicht höher versteigen, als wenn er, indem er Gott zum Menschen machte, sich selbst zum Gott erhob. Gleichwohl ist auch diese hier übermüthig erzwungene Gemeinschaft mit dem Göttlichen im Christenthum in der That realisirt. Denn der Menschgewordene Gottessohn ist dem Christen zugleich Bürge, daß er durch ihn wieder zu der uranfänglichen Gemeinschaft mit Gott kommen und somit das Endziel seines Strebens — die Wiedervereinigung mit ihm — erreichen werde.

Das Heidenthum stellt sich also auf dieser letzten Entwickelungsstufe seines von der göttlichen Wahrheit sich immer weiter entfernenden Strebens, jene Hauptaufgabe der Menschheit zu lösen, wesentlich nur als das genau entsprechende, aber widerlich verzerrte Gegenbild des Christenthums dar. Sein Resultat ist: „Soll der Mensch zu der verlorenen Gemeinschaft mit Gott wieder gelangen, so muß dieser ihm gleich und Mensch werden," und hiermit ist zugleich ausgesprochen, was die sinnliche Natur des Menschen — denn eben diese ist es, welche durch das Heidenthum repräsentirt wird — fordert, um jene Aufgabe gelöst zu sehen.

Den geraden Gegensatz hierzu bildet das Judenthum, welchem sich demgemäß die Betrachtung zunächst zuwenden muß.

II. Das Bilderverbot im Judenthum.

Wenn irgend einem Volke, ſo lag dem Jüdiſchen die Verſuchung nahe, menſchenähnliche Figuren als Abbilder der Gottheit zu gebrauchen. Gleichſam als ſollte die Menſchwerdung des Gottesſohnes ſchon auf den erſten Seiten der heiligen Schrift bevorwortet werden, heißt es bald im Anfang: „Und Gott ſprach: Laſſet uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſei," und bald darauf: „Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn." Ebenſo heißt es 1. Moſ. 5, 1: „Da Gott den Menſchen ſchuf, machte er ihn nach dem Gleichniß Gottes," und in dem Noachiſchen Gebote über den Todtſchlag 1. Moſ. 9, 6: „Wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll auch durch Menſchen vergoſſen werden; denn Gott hat den Menſchen zu ſeinem Bilde gemacht."

Während demnach bei andern Völkern die Frage entſtehen kann, wie ſie eigentlich darauf kamen, ihren Götzenbildern die menſchliche Geſtalt zu geben, würde hier die Antwort darauf in der heiligen Urkunde ſelbſt gegeben ſein.

Um ſo merkwürdiger und entſcheidender war daher das ſtrenge Verbot im Moſaiſchen Geſetz: „Du ſollſt dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Waſſer unter der Erde iſt. Bete ſie nicht an, und diene ihnen nicht, denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimſuchet der Väter Miſſethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die mich haſſen, und thue Barmherzigkeit an vielen Tauſenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten." (2. Moſ. 20, 4. 5).

Wie aus der Stelle ſelbſt hervorgeht, bezieht ſich dies zunächſt auf den Aegyptiſchen Thierdienſt und die dabei gebräuchlichen Bilder. Aber das Moſaiſche Geſetz verbot nicht nur dieſe, ſondern auch jedes andere äußere Symbol der Gottheit. „Ihr ſollt euch, heißt es 3. Moſ. 26, 1., keine Götzen machen, noch Bild, und ſollt euch keine Säule aufrichten

und keine Maalſteine ſetzen in eurem Lande, daß ihr davor anbetet"; und ſelbſt in Betreff des bilderloſen Sonnen- und Sterndienſtes heißt es 5. Moſ. 4, 19: „daß du auch nicht deine Augen aufhebeſt gen Himmel und ſeheſt die Sonne und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und falleſt ab und beteſt ſie an und dieneſt ihnen."

Ja der Parſiſche Mithrasdienſt wurde von den Propheten der ſpäteren Zeit für die gräulichſte von allen Arten des Götzendienſtes erklärt. So ſieht Ezechiel (C. 8, 5) in einer Viſion ein Götzenbild gerade am Thor gen Mitternacht, wo man zum Altar des Herrn hineingeht. Aber wie frevelhaft es auch iſt, die ihm geweihte Stätte einem Götzen einzuräumen, ſo heißt es doch: „Aber du wirſt noch größere Gräuel ſehen." Der Prophet ſieht hierauf die Bilder von kriechendem Gewürm und Thieren des Feldes, denen Rauchwerk dargebracht wird, und auch hier heißt es: „Du ſollſt noch größere Gräuel ſehen, die ſie thun." Alsdann ſieht er Weiber, die über den Thammus*) weinen; indeß auch hier heißt es noch: „Aber du ſollſt noch größere Gräuel ſehen, denn dieſe ſind," und darauf ſieht er endlich fünf und zwanzig Männer, die der Sonne zugewendet beten, und hier heißt es: „Menſchenkind, ſiehſt du das? Iſt es dem Hauſe Juda zu wenig, daß ſie ſolche Gräuel hier thun?"

Der Grund, warum dies als die ſträflichſte Art der Abgötterei dargeſtellt wird, läßt ſich leicht erkennen. Bei dem Götzenbilder- und Thierdienſt lag das Unvernünftige, ein lebloſes Werk von Menſchenhänden oder ein tief unter dem Menſchen ſtehendes Geſchöpf zum Gegenſtand der Verehrung zu machen, klar am Tage, und mit der Verehrung war eigentlich immer nur der unſichtbare Gott gemeint, den man ſich auf dieſe oder jene Weiſe in einer ſichtbaren Geſtalt näher zu bringen ſuchte. Nicht ſo bei dem bilderloſen Sonnendienſt, den die dem eigentlichen Götzendienſt gemachten Vorwürfe nicht trafen, und der, jemehr er ſich dem äußeren Anſchein nach von der Erde zum Himmel erhob und einer rein geiſtigen Gottesverehrung glich, deſto verführeriſcher und gefährlicher war.

---

*) Der Thammus (תַּמּוּז), eine Gottheit der Syrer, für welche auch der Name אֲדֹנִי, der Herr, vorkommt, der im Griechiſchen Ἄδωνις wiederkehrt, gehört mit ſeinem Cultus, ebenſo wie die Adonisfeier, urſprünglich dem Siwadienſt an. Es iſt der Natur- oder Jahresgott, der in der letzten Hälfte des Jahres ſterben muß, aber im Frühling wieder neugeboren ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit entfaltet. Wie bei dem Siwacultus und der Griechiſchen Dionyſienfeier, ſo waren auch bei dem Thammus- und Adoniscultus vornehmlich, ja an dem Hauptfeſt ausſchließlich Weiber die bei der Feier Betheiligten. Man vergleiche Theokrit's „Adoniazuſen."

Wie ſtreng aber auch dem Jüdiſchen Volk jede Art von Götzendienſt und Götzenbildern im Geſetz verboten war, und wie ernſtlich und unaufhörlich die Propheten dagegen eiferten — es war eine faſt ſchwindelnde Höhe, zu der es durch die Forderung einer rein geiſtigen Anbetung Gottes erhoben worden war, und auf der es, ringsumgeben von dem prunkreichen ſinnlichen Cultus der heidniſchen Nachbarvölker, nur mit Mühe erhalten werden konnte. Unmittelbar nachdem es das Geſetz empfangen hatte, war es in die Abgötterei mit dem goldenen Kalb verfallen. Ebenſo aber geſchah es auch ſpäterhin noch oft, und jedesmal mußte es für ſeinen Rückfall in den Götzendienſt ſchwer büßen. Denn alle Leiden, mit denen es heimgeſucht wurde, erſcheinen in der Bibel nur als Strafen für die Sünde der Abgötterei und der Buhlerei mit anderen Götzen, die der ſtarke, eifrige Gott, der ſeine Ehre mit keinem andern theilen will, auf das Strengſte ahndet.

So iſt denn die ganze Geſchichte dieſes Volkes mit allen ſeinen Leiden, eigentlich nichts anderes, als eine Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und ſeines Ringens gegen die Sinnlichkeit, von deren Macht er frei werden möchte, um das Geiſtige rein geiſtig aufzufaſſen, und der er doch nur zu oft unterlag.

Die ſinnliche Natur des Menſchen wollte das Göttliche, um es zu begreifen, in der Sphäre der Sinnlichkeit haben; die geiſtige Natur mit ihrer Erkenntniß der Wahrheit ſträubte ſich mit aller Macht dagegen, und ſah in jedem Verſuche der Art einen Frevel, und in jedem Leiden eine Strafe dafür.

Ganz ließen ſich allerdings die Rechte der ſinnlichen Natur nicht verleugnen. Daher erhielt ſchon in der Moſaiſchen Zeit nicht nur der Gottesdienſt überhaupt jenen feierlichen Prunk, ſondern auch die Stiftshütte jene Zierrathen der bildenden Kunſt, welche, ohne der Abgötterei Vorſchub zu leiſten, das ſinnliche Gefühl wohlthuend befriedigen konnten, vielleicht auch ſollten. Denn daß mit dem Verbot der Bildwerke nicht die Arbeiten der Holzſchneidekünſtler und Metallgießer überhaupt, ſondern nur eigentliche Götzenbilder gemeint waren, geht ſchon aus Stellen, wie 2. Moſ. 31, 2 ff. hervor, wo es als Rede des Herrn heißt: „Siehe, ich habe berufen Bezaleel, den Sohn Uri, und habe ihn erfüllt mit göttlichem Geiſt, mit Weisheit und Verſtand und Erkenntniß und mit allerlei Werk, künſtlich zu arbeiten in Gold, Silber, Erz, künſtlich Stein zu ſchneiden und einzuſetzen und künſtlich zu arbeiten in Holz.“ Außerdem konnte auch unmöglich ein und derſelbe Geſetzgeber ein Verbot der Bildwerke gegeben und bald darauf (2. Moſ. 25, 18 ff) die Anfertigung der beiden Cherubim anbefohlen haben, wenn jenes Verbot ein unbedingtes hätte ſein ſollen.

Bildwerke alſo, die keinen abgöttiſchen Zweck hatten, waren nach

dem Gesetz vollkommen gestattet, vornehmlich jene beiden ausdrücklich verordneten Cherubim von Gold, die so angefertigt sein sollten, daß sie, zu beiden Seiten des Gnadenthrones stehend, mit dem Antlitz auf ihn hinsehen und mit den Flügeln ihn beschatten sollten. Demgemäß müssen sie aber, wenn sie dem Grundbegriff des Judaismus zufolge keine, auch nicht hieroglyphische Darstellung der Gottheit selbst sein konnten, wenigstens in irgend einer Beziehung zu ihr gestanden haben, und es fragt sich nur, in welcher? — Der Name, von Verschiedenen verschieden erklärt, bezeichnet sie am wahrscheinlichsten als die Gott Naheſtehenden.*) Denn die Stellen, durch welche man sich genöthigt glaubte, den Begriff des Fahrens auf einem Wagen in dem Wort selbst zu suchen, lassen sich, wie es scheint, einfacher erklären. Ueber der Bundeslade nämlich, in welcher die Gesetzestafeln niedergelegt waren, befand sich der Gnadenstuhl, auf dem man sich Gott in unsichtbarer Herrlichkeit thronend dachte, und der die Cherubim zur Stütze hatte. Da diese nun geflügelt dargestellt waren, so lag es nahe, sich Gott auf einem von den Cherubim durch die Luft getragenen Thron zu denken, wie es 2. Sam. 22, 11. und Ps. 18, 11 beschrieben ist, und sonach erklärt es sich auch leicht, wie in diesen St. von einem Fahren (oder Reiten) und Fliegen zugleich die Rede sein kann.

Bei Ezechiel aber (C. 1, 4 ff. und C. 10) sind es nicht zwei, sondern, mit Rücksicht auf die vier Himmelsgegenden, vier Cherubim, die er in seiner Vision sieht, und zwar nicht als einfach geflügelte Wesen, sondern in der vierfachen Gestalt eines Menschen, Löwen, Ochsen und Adlers, und dies führte ziemlich natürlich darauf, sich das Ganze als eine Art Wagen mit Rädern zu denken, und jedem der vier Cherubim eines davon mitzutheilen (vgl. C. 10, 9).

Eine andere Frage jedoch ist die: Wie kam der Prophet zu so wunderbaren Mischgestalten? und hierbei ist es nothwendig, sich an die altorientalische Bildersymbolik zu erinnern. In dieser war die Menschengestalt Symbol des Ebenbildes Gottes; der Adler, wie bei den Aegyptiern

---

*) So erklärt Hyde (de relig. vett. Persar. p. 263), der כְּרוּב für gleichbedeutend nimmt mit קָרוֹב, nahe, und dabei an das Arab. قرب = كرب erinnert. Nach Andern soll כְּרוּב soviel als רְכוּב, Wagen, und nur durch Buchstabenversetzung daraus entstanden sein — eine Erklärung, für welche man sich auf das „Herabfahren Gottes auf den Cherubim“ (Ps. 18, 11) und auf die ausdrückliche Erwähnung der Räder bei Ezech. 10, 6 beruft. Eichhorn (Einleit. ins A. T. III, 80) wies auf die Greife (γρύφες) hin, die bei den Persern die Wächter des Goldes und der Kostbarkeiten in den Bergen seien, und erinnerte dabei theils an den Cherub als Wächter des Paradieses, theils an die Stellung der Cherubim bei der Bundeslade, welche sie gleichsam beschützen sollten.

der Habicht, Symbol des göttlichen Geiſtes, Ochſe und Löwe aber Symbole der göttlichen Macht, jener der in Wohlthaten, namentlich in dem Segen des Ackerbaues, dieſer der in den göttlichen Strafgerichten ſich offenbarenden und Furcht gebietenden Allmacht.

Uebrigens darf nicht unbemerkt bleiben, daß, wie bei der Bundeslade, ſo auch in dem Salomoniſchen Tempel (vgl. 1. Kön. 6, 23 ff) immer nur zwei Cherubim, jeder mit zwei Flügeln vorkommen. Die beiden in der angeführten Stelle ausführlich beſchriebenen waren von koloſſaler Größe, zehn Ellen hoch, von Oelbaumholz, mit Gold überzogen. Jeder Flügel maß fünf Ellen, ſo daß ſie neben einander ſtehend mit der einen Flügelſpitze zuſammentrafen, mit der andern die Wand berührten. Da nun auch die übrigen als Schnitzwerk zahlreich im Tempel angebrachten Cherubim jedenfalls nur Nachbilder jener beiden koloſſalen waren, ſo iſt auch von ihnen anzunehmen, daß ſie paarweiſe zuſammengehörten, und einfach geflügelt zu denken ſind, wie denn überhaupt die Erwähnung jener vier Geſtalten ſich erſt bei Ezechiel findet, deſſen Beſchreibung man ſich am beſten veranſchaulicht, wenn man ſich einen vierräderigen Wagen denkt, ſo eingerichtet, daß er, ohne umgewendet zu werden, ſich nach allen vier Weltgegenden hinbewegen kann. Gebildet wird er von den Cherubim ſelbſt durch ihre Vereinigung, indem jeder von ihnen ein Rad mit Felgen voller Augen, und nächſt der ihm eigenthümlichen Geſtalt, vier Angeſichter, rechts das eines Menſchen und Löwen, links das eines Ochſen und Adlers und außerdem vier Flügel hat, zwei oben und zwei unten, den Leib zu bedecken.

Wenden wir uns von dieſer Schilderung, welche alle Kraft und Gluth einer orientaliſchen Phantaſie in Anſpruch nimmt, um ſich von der Viſion des Propheten auch nur ein ganz ungefähres Bild zu entwerfen, zu der ungleich einfacheren Beſchreibung der Cherubim in der Stiftshütte, und vergleichen wir dieſe mit der bekannten Viſion des Propheten Jeſajas (C. 6), ſo finden wir, trotz einzelner Differenzen, eine auffallende Aehnlichkeit.

Der Prophet ſieht den Herrn ſitzen auf einem hohen und erhabenen Stuhl, Seraphim über ihm, jeden mit ſechs Flügeln, mit dem einen Flügelpaar das Antlitz, mit dem andern die Füße bedeckend und mit dem dritten flirgend. Ganz ebenſo alſo, wie die Cherubim dort bei der Bundeslade ſo ſtehen, daß ſie mit den Flügeln den Gnadenſtuhl beſchatten, heißt es hier von den Seraphim, daß ſie „über ihm" (לוֹ מִמַּעַל) ſtanden. Nur iſt dort der Stuhl leer, während hier der Herr darauf ſitzt, und darin ſcheint auch der Grund für die Verſchiedenheit in der Zahl der Flügel zu liegen. Dort iſt alles im Zuſtand der Ruhe, und ein Flügelpaar reicht hin, den leeren Stuhl zu beſchatten. Hier ſitzt der Herr alles Lebens ſelbſt in all ſeiner Herrlichkeit und Heiligkeit auf ihm, und ſeine

Majestät ist so erhaben, daß die Seraphim in heiliger Scheu Antlitz und Füße bedecken; um fliegen zu können, bedürfen sie daher noch ein drittes Flügelpaar. — Der Name allerdings ist ein anderer. Käme es indeß nur auf diesen an, so ließe sich die Differenz leicht ausgleichen durch die Annahme, daß eben dieselben Wesen, die wegen ihres Naheseins bei Gott „Cherubim" genannt sind, in anderer Beziehung auch „Seraphim" genannt werden konnten. Denn am wahrscheinlichsten wird man immer diesen Namen mit Gesenius *) so zu erklären haben, daß sie damit als „Himmelsfürsten," gleichsam der „Adel des Himmels" bezeichnet sein sollen. — Jedenfalls aber — die Seraphim des Jesajas mögen mit den Cherubim der Bundeslade identisch sein, oder nicht — ist soviel klar, daß die Schilderung der ersteren in jener Vision mit dem Anblick, den die letzteren gewährten, auffallend übereinstimmt und wahrscheinlich auch zur Grundlage hat. Der Prophet sieht in seiner Entzückung droben im Himmel dasselbe, was sein Auge hier auf der Erde im Heiligthum des Herrn schaut, nur weit erhabener und vollkommener, als hienieden; hier den leeren Stuhl, droben den in all seiner Herrlichkeit auf dem Stuhl sitzenden Herrn; hier todtes Schnitzwerk, dort Gestalten voll Leben am Thron des Hocherhabenen.

Auch die übrigen Engel, deren die Jüdische Theologie der späteren Zeit noch eine bedeutende Anzahl annahm, dachte man sich durchweg als geflügelte Wesen, sei es, weil die Cherubim und Seraphim als solche geschildert waren, oder weil man sich von Anfang an die Diener und Boten Gottes nicht anders gedacht und eben darum auch die Cherubim gerade in dieser Gestalt dargestellt hatte; und diese Vorstellung ist denn auch im Christenthum von den Künstlern bei der Darstellung der Engel zu Grunde gelegt worden.

Am bekanntesten sind durch dergleichen Darstellungen zuvörderst die vier Erzengel: Michael, Gabriel, Raphael und Uriel.

Michael — meistentheils dargestellt mit einem gezückten Schwert in der Hand, einen Drachen unter seinen Füßen, — dem Namen nach so viel als „Wer ist wie Gott?" (מִיכָאֵל), ist der jüdischen Engel-

---

*) Er erinnert an das Arab. شرف nobilis fuit, nobili genere natus est, wovon شريف, der Fürst. — Hieronymus und die Rabbinen, wie Kimchi, leiteten den Namen von שָׂרַף, brennen, ab und dachten sich (vielleicht mit Rücksicht auf die leuchtenden Gestirne) feurige oder leuchtende Wesen. Noch Andere endlich machten geflügelte Schlangen aus ihnen, geflügelte, weil Jesajas sie so beschreibt, und Schlangen, weil שָׂרָף eine Art giftiger Schlangen bezeichnet. Schlimm nur für diese Interpreten, daß Jesajas ausdrücklich die Füße erwähnt.

lehre zufolge (nach Daniel 10, 13. 21 und C. 12, 1) der Engel der Gnade und Fürsprecher bei Gott für das Volk Israel. Daher ist es sein Geschäft, die reinen Seelen zu Gott empor zu tragen, und der Drache zu seinen Füßen bezieht sich auf seinen siegreichen Kampf mit dem Teufel, der ihn bei Moses an diesem Geschäft hindern und ihm den Leichnam desselben streitig machen will; vgl. Brief Jud. v. 6. 9.

Der Erzengel **Gabriel**, einen Lilienstengel in der Hand, ist nach der jüdischen Engellehre der Engel der Geburt. Daher ist er bei Maria der Bote der Verkündigung, und ebenso soll er es gewesen sein, welcher der Mutter des Simson die bevorstehende Geburt ihres Sohnes anzeigte (Richt. 13, 3 ff.); der Lilienstengel deutet auf die jungfräuliche Geburt Maria's hin.

Der Erzengel **Raphael**, mit Wanderstab und Kürbisflasche, den gewöhnlichen Attributen der Pilger, weil er den jungen Tobias auf der Reise begleitete; oft auch einen Fisch in der Hand, weil der alte Tobias mittelst der Galle eines Fisches von seiner Blindheit geheilt wurde. Der Tradition zufolge war er es auch, der den Hirten bei der Geburt Christi erschien.

Der Erzengel **Uriel**, mit einer Rolle und einem Buch in der Hand, um auf die im N. T. erfüllten Weissagungen des A. T. hinzudeuten. Der Tradition nach soll er die beiden Jünger nach Emmaus begleitet haben, wozu vielleicht der Name (אוּרִיאֵל, Licht Gottes) die Veranlassung gewesen sein mag, insofern jene beiden auf diesem Wege zur vollkommenen Klarheit über den göttlichen Rathschluß der Erlösung kamen.

Nächstdem finden sich öfter auch folgende dargestellt:

Der Engel **Chamuel**, mit Becher und Stab. — Die Tradition bezeichnet ihn nämlich als den, welcher dem Erlöser in Gethsemane erschien und den Becher der Stärkung darreichte; ebenso soll er es gewesen sein, mit dem der Erzvater Jakob gerungen.

Der Engel **Jophiel**, mit einem flammenden Schwert und einer Geißel, als Wächter des Paradieses. — Bei den Kabbalisten nämlich ist er der Fürst der Thorah, und der besondere Beschützer aller Weisen, die mit heiligem Ernst und in frommer Demuth nach der Wahrheit forschen, während er diejenigen, welche nur einem eitlen Wissen nachjagen, streng von sich weist. Da nun die Thorah häufig mit dem „Baum des Lebens" parallelisirt wurde, so lag es nahe, ihn zum Wächter des Paradieses zu machen.

Der Engel **Zadkiel**, mit einem Opfermesser, einen Widder neben sich, weil er es gewesen sein soll, der die Opferung Isaaks verhinderte.

Der Engel **Zaphkiel**, eine Ruthe oder einen Stab in der Hand;

denn nach der Tradition war er es, der den Kindern Israel beim Auszug aus Aegypten und durch das rothe Meer voranzog.

Alle dieſe Darſtellungen gehören übrigens, wie kaum bemerkt zu werden braucht, erſt der chriſtlichen Kunſt an. Bei den Juden kommen in der Salomoniſchen Zeit außer den Palmen, Blumen und den kleineren Cherubim, die zur Verzierung der Wände des Tempels als Schnitzwerk angebracht waren (1. Kön. 6, 29. 32. 35), nur noch die zwölf ehernen Rinder, als Träger des ehernen Meeres, und die zehn ehernen Stühle mit den Figuren von Löwen, Ochſen und Cherubim vor (1. Kön. 7, 23 ff.) Andere Nachbildungen von Thieren oder Menſchen wurden, da ſie dem ſtrengen Bilderverbot im Geſetz zuwider waren und leicht zu abgöttiſchen Zwecken gemißbraucht werden konnten, entſchieden verworfen.

Wie nachdrücklich aber auch die Propheten vor dem Götzendienſt der heidniſchen Nachbarvölker warnten, — trotz aller Ermahnungen und Strafreden verfiel das Volk, zu ſinnlich, um ſich auf dem Höhepunkt einer rein geiſtigen Anbetung zu erhalten, immer wieder in die Sünde der Abgötterei, und das traurige Loos der Knechtſchaft, welches die zehn Stämme Israel traf, wird ausdrücklich als die Strafe dafür dargeſtellt. Ganz ähnlich erging es ſpäterhin den beiden andern Stämmen, die das Volk Juda ausmachten; auch ſie ſahen in der Babyloniſchen Gefangenſchaft nur die Strafe für ihre Untreue gegen Gott und ihre Theilnahme an dem heidniſchen Götzen- und Bilderdienſt. So harte Strafgerichte mußten wohl endlich einmal einen tieferen Eindruck machen und dem Volk einen entſchiedenen Abſcheu vor der Abgötterei beibringen.

Allerdings ließen ſich auch noch in der Makkabäiſchen Zeit Viele durch die Drohungen und grauſamen Verfolgungen des Syriſchen Königs Antiochus verleiten, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden und den heidniſchen Götzen zu opfern. Diejenigen aber, welche ſich nicht dazu bewegen ließen, hielten, je härter der Zwang und die Anfeindung war, deſto ſtrenger an dem Geſetz feſt, und die Bilderſcheu der Juden war ſpäterhin ſo groß, daß ſie nach Joſephus (Antiquit. XVIII. 5, 3.) den Vitellius baten, die Römiſchen Feldzeichen nicht durch ihr Land ziehen zu laſſen, weil ſie die Figuren von Adlern enthielten. Zwar kommt man hierbei unwillkürlich auf die Vermuthung, daß es wohl eher der Durchmarſch des Heeres ſelbſt ſein mochte, den ſie abwehren wollten, und der angegebene Grund ihnen nur als Vorwand diente. Indeß auch ein ſolcher konnte nicht ganz aus der Luft gegriffen ſein, und außerdem fehlt es auch nicht an beſtimmten Zeugniſſen, *) daß die ſtrengeren Juden der ſpäteren Zeit wirklich alle Bilder von Vögeln,

*) Vgl. z. B. *Orig.* c. Cels. IV, 37.

vierfüßigen Thieren, Fiſchen, vornehmlich aber die von Menſchen für unzuläſſig und ſündhaft erklärten. Selbſt der geiſtvolle und gelehrte Rabbi Maimonides (ſt. 1205) wollte zwar die Bilder von Thieren, Bäumen, Blumen, Landſchaften ꝛc, nicht aber die von Menſchen gelten laſſen, da es in der Thorah heiße: Laſſet uns den Menſchen machen nach unſerm Bilde und uns ähnlich, und auf dieſer Aehnlichkeit die ganze Herrſchaft des Menſchen über die ſichtbare Natur beruhe — eine Anſicht, welche bekanntlich die Muhammedaner mit den Juden theilten, weshalb ſie auch nach 5. Moſ. 4, 16 ff. alle Abbildungen von lebendigen Weſen, Männern und Frauen, vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fiſchen und Gewürm für Sünde hielten, und ſich vor ihnen um ſo mehr ſcheuten, da es im Koran (Sur. VI. v. 30) heißt, daß in der Stunde der Auferſtehung mit dem Menſchen zugleich alle ſeine Werke auferſtehen werden, worüber Jahias, ein Commentator des Koran, folgende Erklärung giebt: „Wenn der Ungläubige aus ſeinem Grabe hervorgehen wird, dann wird ihm ſein Werk, das er in dieſer Welt gemacht hat, vorgeſtellt werden in einer abſcheulichen Geſtalt, mit gräßlichem Geſicht und düſterer Stimme. Und auf die Frage, wer es ſei? wird es ihm antworten: „Ich bin dein böſes Werk; du ſtiegſt in der Welt auf mich, heut aber will ich auf dich ſteigen und nun ſollſt du mich tragen.“ Darum wird es auf ihn ſteigen, und Alles, was er ſehen wird, wird ihn erſchrecken und ſagen: „Laß dirs wohl bekommen, du Feind Gottes; du eben biſt der, von welchem geſchrieben ſteht: ſie werden ihre Laſt tragen.“ — Da nun nach derſelben Sure v. 37. auch die Thiere der Erde und die Vögel des Himmels auferſtehen und von Gott, ihrem Schöpfer, wieder die belebende Seele empfangen werden, ſo werden auch jene ſündlich nachgeäfften Thiergeſtalten von ihren Urhebern eine Seele verlangen, und da dieſe ihnen keine geben können, als ihr böſes Werk ſie unabläſſig quälen und verfolgen.

In dieſer Vorſtellungsweiſe haben bekanntlich auch die ſeltſamen und phantaſtiſchen, meiſt an die Formen von Bäumen und Blumen erinnernden Darſtellungen ihren Grund, die von ihren Erfindern den Namen Arabesken und Moresken erhalten haben. Man wollte mit ſolchen freien Phantaſiebildern dem Vorwurf entgehen, als wage man es, irgend etwas aus dem Bereich der göttlichen Schöpfung nachzuäffen. Gleicherweiſe haben auch die Arabiſchen Münzen, einem großen Theil nach, auf beiden Seiten nur Schrift; indeß finden ſich doch auch, namentlich aus älterer Zeit, viele, die auf der Vorderſeite das Bild des Chalifen haben, was ein ſicherer Beweis iſt, daß die Scheu vor der Nachbildung der menſchlichen Geſtalt nicht ſo groß war, als es bisweilen dargeſtellt wird. Eigentliche Gemälde aber und namentlich Portraits ſcheinen dem Muhammedanismus allerdings von Anfang an

ein Gegenſtand des Abſcheus geweſen zu ſein, und daher wurden die Chriſten hauptſächlich wegen ihrer Bilder von den Muhammedanern wie von den Juden als Götzendiener auf das Heftigſte angefeindet.

In dieſen Kreiſen der religiöſen Bildung hatte alſo, und zwar ſchon ſeit der Makkabäiſchen Zeit — denn Muhammed hatte in dieſer Beziehung nur auf- und angenommen, was er im Judenthum vorfand, und dieſes war ſeit jener Reformationsperiode ein fertiges Ganze — der Glaube an den Einen, unſichtbaren Gott, dem eine rein geiſtige Anbetung zukomme, über alle Verſuchungen zum Götzen- und Bilderdienſt den Sieg davon getragen. Die ſinnliche Natur mit ihren Bedürfniſſen und Forderungen war endlich, zwar nicht befriedigt, wohl aber zum Schweigen gebracht, und was im höheren Sinne des Wortes Kunſt heißt, war als Product der lüſternen und ſündhaften Sinnlichkeit für immer verbannt worden. Die Erinnerung an eine ſo leidenreichen Vergangenheit, der Gedanke, daß der Verluſt jeglicher politiſchen Freiheit und Selbſtſtändigkeit und das ſchwer auf dem Volke laſtende Joch der Römiſchen Herrſchaft eigentlich nur Strafe für die vormalige Abgötterei ſei, der glühende Haß endlich und die trotzige Verachtung, mit der die Juden, ſtolz auf ihre reinere Gotteserkenntniß, auf die in religiöſer Hinſicht ſo unwiſſenden, und doch äußerlich ſo übermächtigen Herren der Welt hinblickten, — alles das hatte eine faſt leidenſchaftliche Feindſchaft gegen Alles, was dem heidniſchen Götzendienſt irgendwie ähnlich ſah, erzeugt, und dieſe Stimmung des ſtreng orthodoxen Juden muß man ſich vergegenwärtigen, wenn man den Eindruck begreifen will, den die Erklärung Jeſu Chriſti, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ſei, auf den hohen Rath machte. Dort der hocherhabene, unſichtbare Gott, der jeglichen Verſuch, ein Bild von ihm zu machen, ſo feierlich verboten und jegliche Uebertretung ſeines Gebotes ſo ſtreng beſtraft hatte, und hier ein äußerlich ſo niedriger Menſch von Fleiſch und Bein, der ſich ſelbſt für das ſichtbare Ebenbild Gottes erklärte — es konnte in der That keinen größeren Contraſt geben, und der hohe Rath mußte entweder in tiefſter Ehrfurcht vor dem Menſchgewordenen Gottesſohn die Kniee beugen, oder — über den, welcher eine ſo furchtbare Gotteslästerung ausgeſprochen, den Stab brechen. Und gerade damit war wiederum der das Erlöſungswerk vollendende Tod Jeſu vorbereitet, durch welchen die Scheidewand niedergeriſſen wurde, die in dem Jüdiſchen Spiritualismus Gott und Menſchen ſo ſchroff von einander trennte, daß die Hoffnung einer Gemeinſchaft und Wiedervereinigung als abſolute Unmöglichkeit und ſomit die letzte und höchſte Aufgabe alles menſchlichen Strebens als unlösbar hatte erſcheinen müſſen.

III. Der Urſprung der Bilder in der chriſtlichen Kirche.

Waren im chriſtlichen Alterthum, namentlich in den drei erſten Jahrhunderten bei den Chriſten Bilder im Gebrauch, oder nicht? — Das iſt die in dem Streit über die Bilder ſo häufig wiederholte Frage, die von den Vertheidigern ebenſo oft bejaht, als von den Gegnern verneint worden iſt. Beide Theile haben ſich auf Zeugniſſe des Alterthums berufen, und doch kann nur entweder der eine oder der andere Recht haben, oder es muß eine dritte Anſicht die wahre ſein, welche eine ſo allgemein hingeſtellte Frage weder entſchieden zu bejahen, noch zu verneinen wagt, ſondern vor allen Dingen eine genauere Verſtändigung darüber verlangt, was für Bilder hier gemeint ſind.

Die erſten Chriſten, ſofern ſie aus dem Judenthum ſtammten, brachten in die chriſtliche Kirche mit der Anerkennung des Dekalogs natürlich auch all den Abſcheu vor der Abgötterei der Heiden und ihren Götzenbildern mit, den ſie vorher als Juden gehabt hatten. Waren ihnen ſchon damals die heidniſchen Bildwerke ein Gräuel geweſen, wie hätten ſie als Chriſten dieſelben mit günſtigeren Augen anſehen können?

Ebenſo aber konnten auch die aus dem Heidenthum zum Chriſtenthum Bekehrten nur mit Abſcheu auf ihre vormaligen Götterbilder zurückblicken, und ſchon die Furcht vor einem Rückfall in den alten Götzendienſt mußte ſie beſtimmen, dieſelben ſoviel, wie möglich, aus ihrer Nähe zu entfernen. Mochte das Volk ſie auch „Atheiſten“ ſchimpfen, weil ſie weder den Göttern in den öffentlichen Tempeln ihre Verehrung bewieſen, noch auch zu Hauſe andere Götter hatten, die ſie verehrten, — ſie ließen ſich dadurch nicht irre machen, und ſelbſt die nur zur Ausſchmückung der Häuſer, Gemächer und Geräthſchaften dienenden Gemälde und Sculpturarbeiten mußten, da ſie meiſt an die heidniſchen Götterfabeln erinnerten, wenigſtens bei den Strenggeſinnten, fort.

Der Abſcheu vor den Bildwerken konnte natürlich auch in Betreff

ihrer Verfertiger nur ein durchaus verwerfendes Urtheil zur Folge haben. Ein Künſtler, der ſich vorher mit Götzenbilderarbeit ernährt hatte, und als Chriſt ſein Gewerbe fortſetzen wollte, erſchien, wenn nicht ſelbſt als Götzendiener, ſo doch als Beförderer des Götzendienſtes, und was auch zu ſeiner Entſchuldigung vorgebracht wurde, — das chriſtliche Alterthum ließ nichts davon gelten. Ganz kurz und beſtimmt heißt es in den Apoſt. Conſtitutionen[1]): „Ein Götzenbildverfertiger, welcher Chriſt wird, laſſe entweder ab von dieſer Arbeit, oder werde ausgeſtoßen aus der Kirche.“

Nicht minder entſchieden erklären ſich Juſtin, der Märtyrer[2]), und Clemens Alexandrinus[3]) dagegen, mit Berufung auf das Bilderverbot im Dekalog, beſonders aber Tertullian, der dieſen Gegenſtand in einer eigenen Schrift (de idololatria) behandelte.

„Wie haben wir denn, heißt es in dieſer unter andern, dem Teufel und ſeinen Engeln entſagt, wenn wir ſie machen? Wie haben wir denn denen abgeſagt, mit denen, oder vielmehr, von denen wir leben? — Kannſt du wohl mit dem Munde leugnen, was du mit der Hand bekennſt? mit dem Wort niederreißen, was du durch die That aufbauſt? Kannſt du Einen Gott predigen, der du ſo viele machſt? den wahren Gott predigen, der du die falſchen machſt? Ich mache ſie, ſagſt du, aber ich verehre ſie nicht. Als ob der Grund, weshalb du ſie nicht zu verehren wagſt, nicht einerlei wäre mit dem, warum man ſie nicht machen ſoll, da es hier wie dort die Beleidigung Gottes iſt. Aber du verehrſt ſie auch, indem du machſt, daß ſie verehrt werden können. Du verehrſt ſie nicht mit dem Opferdampf eines ſchlechten Opferthieres, ſondern mit deinem eigenen Lebenshauch. Du bringſt ihnen nicht das Leben eines Thieres, ſondern dein eigenes dar. Ihnen opferſt du deine Geiſteskraft, ihnen ſpendeſt du deinen Schweiß, ihnen zündeſt du das Licht deiner Einſicht an. Du biſt ihnen mehr, als der Prieſter, da ſie nur durch dich einen Prieſter haben. Dein Fleiß iſt ihre Götterwürde. Leugneſt du auch, daß du verehrſt, was du bildeſt; Jene leugnen es

---

1) *Constit.* VIII. c. 32. *Εἰδωλοποιὸς προσιὼν, ἢ παυσάσθω ἢ ἀποβαλλέσθω.*

2) *Justin.* Dial. c. Tryph. p. 321. *Εἴπατε γάρ μοι, οὐχὶ θεὸς ἦν ὁ ἐντειλάμενος διὰ Μωσέως, μήτε εἰκόνα, μήτε ὁμοίωμα μήτε τῶν ἐν οὐρανῷ ἄνω, μήτε τῶν ἐπὶ γῆς ὅλως ποιῆσαι;*

3) *Clem. Alex.* Protrept. ad gent. p. 54. *Καὶ γὰρ δὴ καὶ ἀπηγορεύεται ἡμῖν ἀναφανδὸν, ἀπατηλὸν ὁρίζεσθαι τέχνην· οὐ γὰρ ποιήσεις, φησὶν ὁ προφήτης, παντὸς ὁμοίωμα, ὅσα ἐν τῷ οὐρανῷ καὶ ὅσα ἐν τῇ γῇ κάτω.*

nicht, denen du dies vorzüglichere und größere Opfer, dein Seelenheil, darbringſt.“ [1])

Daher nennt er auch weiterhin die Verfertiger ſolcher Bilder „Schutzpatrone der Götzen“ und auf den gewöhnlichen Einwurf, daß der Künſtler, als ſolcher, nicht verantwortlich ſei für den Gebrauch, den man von ſeinem Kunſtwerk mache, entgegnet er treffend: „Ich darf Anderen in nichts behülflich ſein, wenn ſie etwas thun, was mir nicht erlaubt iſt. Denn aus dem, was mir zu thun verboten wird, ſoll ich auch erkennen, daß ich dafür zu ſorgen habe, daß es nicht durch mich geſchieht.“ [2])

Alle dieſe mißbilligenden Urtheile aber beziehen ſich, wie man ſieht, auf die Bildwerke immer nur inſofern, als ſie mit dem heidniſchen Götzendienſt in Verbindung ſtanden, und werden hin und wieder alle Werke der bildenden Kunſt ohne Ausnahme verdammt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß es damals überhaupt nicht leicht ein Kunſtwerk gab, das nicht an die heidniſche Mythologie erinnert hätte.

Eine chriſtliche Kunſt kannte man noch nicht, und dieſe ließ ſich in der That auch nicht eher denken, als bis man das Mittel gefunden hatte, die überſinnliche Idee mit der ſinnlichen Form ſo zu verbinden, daß trotz dieſer Vereinigung jede ihren eigenthümlichen Charakter behielt, und auf dieſe Weiſe die Schönheit des klaſſiſchen Heidenthums mit der Wahrheit des Judenthums in jener höheren Einheit darzuſtellen, wo die Wahrheit des Offenbarungsglaubens die Formen der ſinnlichen Schönheit nicht mehr als ſündlich verwirft, ſondern als Träger für ihre höchſten Ideen benutzt, und die ſinnliche Schönheit ſich gern ihrem Dienſte widmet, weil ſie weiß, daß er ihr einen eigenthümlichen Adel verleiht, der ihre Reize erhöht. Das aber gerade iſt es, worin das eigentliche Weſen der *chriſtlichen* Kunſt beſteht. Denn wie im Dogma, ſo predigt das Chriſtenthum auch in der Kunſt das Wort von der *Verſöhnung*. Im klaſſiſchen Heidenthum war die Sinnlichkeit die Gebieterin, und der das Göttliche ahnende Geiſt der Diener, der ſie mit allem, was er hatte, ſchmücken mußte, und ihm hatte ſie den Charakter jener *idealen Schönheit* zu danken, in der ſie prangte. Im Judenthum war der Geiſt der Gebieter, dem die Sinnlichkeit mit dem Reichthum ihrer Formen vielleicht gern gedient hätte. Aber er fürchtete das Verführeriſche ihrer Reize, und um durch ſie nicht in dem Ringen nach Wahrheit gehindert zu werden, hielt er ſie fern von ſich und duldete von ihr höchſtens die nothwendigſten Sclavendienſte. Das Chriſtenthum erſt, das der orientaliſchen Sclavin die Würde der chriſtlichen Hausfrau gab, während ſie dem Geiſt die

---

1) *Tertull.* de idololatr. c. 6.
2) *Tertull.* l. l. c. 11.

Rechte des Mannes ließ, konnte jenen ſchönen Bund ſchließen, dem die chriſtliche Kunſt ihr Daſein und ihren eigenthümlichen Zauber verdankt.

Die erſten Verſuche verrathen allerdings noch unverkennbar die große Schüchternheit und Aengſtlichkeit, mit welcher jenes Werk der Vermittelung und Verſöhnung begonnen wurde. Auf der einen Seite bot die klaſſiſche Kunſt die reizendſten Formen der Schönheit dar. Aber ſie waren die Träger des heidniſchen Polytheismus, und als ſolche für den Chriſten durch den Stempel der Lüge gebrandmarkt. Auf der andern Seite ſtellte die chriſtliche Lehre die höchſten und erhabenſten Ideen dem Geiſte, der ſie vorher nur in dem Dämmerlicht der Ahnung als verſchwimmende Nebelbilder geſehen hatte, in ſo beſtimmten Umriſſen und von dem Licht der Offenbarung ſo hell beleuchtet dar, daß er ſie in vollkommener Klarheit ſchaute. Aber gerade in dieſer ihrer Klarheit machten ſie einen ſo überwältigenden Eindruck auf das Gemüth, daß dem Anſchauenden das Wort auf den Lippen erſtarb; wie hätte ihm nicht der Meißel oder der Pinſel entfallen müſſen! Und doch ſehnte ſich der halb geiſtige halb ſinnliche Menſch immer wieder nach ſinnlichen Formen für jene überſinnlichen Ideen, wären es auch nur die allereinfachſten geweſen, um wenigſtens einige Erinnerungs- und Veranſchaulichungsmittel für das zu haben, was die Predigt des Evangelii durch das Wort dem geiſtigen Auge darſtellte. Die Kirche konnte einen ſo tief in dem Weſen der menſchlichen Natur gegründeten Wunſch nicht verwerfen, und das ſchüchterne Anerbieten der Kunſt, in dieſer anſpruchsloſen Weiſe dem Chriſtenthum dienſtbar und förderlich zu werden, nicht zurückweiſen. Daher empfiehlt ſchon Clemens Alexandrinus*) jene einfachen Bilder, wie die Taube, den Fiſch, das Schiff, die Leier und den Anker als chriſtliche Embleme für Siegelringe; außerdem kommen, nächſt dem Kreuz, noch das Lamm, der Weinſtock, Palmen und Kränze, der Oelzweig, der Phönix, der Hirſch, die Schlange, der Drache ꝛc. als Sinnbilder vor, die ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts in der chriſtlichen Kirche üblich zu werden anfingen, und dies ſind überhaupt die erſten Darſtellungen der Kunſt im Dienſte des Chriſtenthums und die erſten Hieroglyphen der großartigen chriſtlichen Bilderſchrift, die ſich in den Werken der ſpäteren Zeit, immer ſchöner und reicher entfaltet, unſerm Blick darſtellt, und der wir unſere Aufmerkſamkeit zunächſt zuzuwenden haben.

---

*) *Clem. Alex.* Paedag. III. c. 11.

IV. Die ſymboliſchen Zeichen.

I. Das Kreuz.

Unter allen ſymboliſchen Zeichen der Chriſten war eines der älteſten und gebräuchlichſten das Kreuz, als Symbol der Erlöſung. Man pflegte mit ausgebreiteten Händen zu beten, weil man in dieſer Stellung Aehnlichkeit mit einem Kreuz hatte. Als eigenthümliches und charakteriſtiſches Chriſtenzeichen war es ferner ſchon im frühen Alterthum bei der Taufe und Benediction, wie überhaupt bei jeder kirchlichen Handlung gebräuchlich; ebenſo bekreuzigte man ſich auch zu Hauſe ſchon frühzeitig, am Morgen, am Abend, bei der Mahlzeit, beim Beginn jedes Geſchäftes und bei jeder Gefahr, gleichſam um alles Uebel dadurch abzuwehren.

Was die Praxis bei dieſem vermittelſt der Handbewegung gebildeten Kreuze (crux usualis, zum Unterſchiede von der crux exemplata oder dem materiellen Kreuze) betrifft, ſo wird zu ihrer näheren Kenntniß Folgendes hinreichen.

1. Im Alterthum machte man das ganze Kreuzeszeichen, wahrſcheinlich mit dem Zeigefinger allein, entweder auf die Stirn,[1]) weil dies der vorzüglichſte Theil des menſchlichen Körpers und der Sitz des Geiſtes ſchien, oder auf den Mund,[2]) weil am meiſten mit Worten geſündigt wird, oder auf die Bruſt,[3]) weil aus dem Herzen die argen Gedanken kommen.

2. Späterhin dagegen wurde es üblich, alle drei Theile, Stirn, Mund und Bruſt, oder ſtatt des Mundes die beiden Schultern zu berühren, und hierauf beruht der Unterſchied zwiſchen dem ſogenannten deutſchen und dem lateiniſchen Kreuz.

---

1) *Tertull.* de coron. milit. c. 3. *Frontem* crucis signaculo terimus.

2) *Hieron.* Epitaph. Paul. „Digitum ad os tenens crucis signum pingebat in *labiis*."

3) *Chrysost.* hom. 87. in Matth. „Signaculo crucis *pectus* tuum munito."

a) Bei dem deutſchen (ſo genannt, weil dabei eine deutſche Formel geſprochen wird, gewöhnlich: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen!“) wird mit dem vorgeſtreckten Daumen der rechten Hand, auf dem der Zeigefinger mit den übrigen quer aufliegt, Stirn, Mund und Bruſt berührt, während die linke Hand auf der Bruſt ruht, und es ſtimmt ſomit ziemlich genau mit dem Kreuz der Maria von Aegypten, einer frommen Büßerin im V. Jahrhundert, überein, nur daß dieſe, wie in ihrer Legende berichtet wird,*) Stirn, beide Augen, Mund und Bruſt berührte;

b) bei dem lateiniſchen (ſo genannt wegen der dabei geſprochenen lateiniſchen Formel „In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen!“ oder „Adjutorium nostrum in nomine Domini,“ oder „Deus in adjutorium meum intende,“ ſeltener „In nomine Domini nostri Jesu Christi“) wird es mit der flachen rechten Hand gemacht, mit der man zuerſt Stirn und Bruſt, dann die linke und hierauf die rechte Seite berührt.

c) Das griechiſche Kreuz, bei welchem meiſt das der griechiſchen Kirche eigenthümliche Trisagion „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unſterblicher, erbarme dich unſer,“ geſprochen wird, unterſcheidet ſich von dem lateiniſchen dadurch, daß zuerſt die rechte und dann die linke Schulter berührt, und daß es nicht mit der ausgeſtreckten flachen Hand gemacht wird, wie denn überhaupt die Stellung der Finger in der ruſſiſch-griechiſchen Kirche zu manchen Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben hat.

1. Die rechtgläubigen Ruſſen nämlich machen es in der Weiſe, daß ſie (zur Hindeutung auf die Trinität) die drei erſten Finger zuſammenhalten, und die beiden letzten in die Hand drücken, um an die beiden Naturen in Chriſto zu erinnern. Außerdem war es den griechiſchen Chriſten von beſonderer Bedeutung, daß bei dieſer Art, das Kreuz zu machen, der ausgeſtreckte Zeigefinger und der gekrümmte dritte Finger die Zeichen I C (Jeſus), und der mit dem Ringfinger ſich kreuzende Daumen den Buchſtaben X, der kleine, gekrümmte Finger aber den Buchſtaben C, beide zuſammen alſo die Zeichen X C (Chriſtus) bilden.

2. Die Raskolniks oder Separatiſten in der griechiſchen Kirche, machten es, da der Mönch Martin, ein Armenier, der um 1149 nach Kiew kam, jede andere Art für ketzeriſch erklärt hatte, nur mit dem Zeige- und Mittelfinger, und ſtimmten inſofern mit den alten Dyophyſiten überein, die ſeit dem Streit über die beiden Naturen in Chriſto beim Kreuzeszeichen gleichfalls zwei Finger brauchten, um auf das Getrenntſein beider Naturen hinzudeuten.

---

*) Vgl. *Surius* ad IX. April.

3. Die Monophyſiten machten es grundſätzlich nur mit Einem Finger, um ihren Glauben an das Verbundenſein beider Naturen zu einer einzigen „gottmenſchlichen“ kund zu geben.

4. Noch Andere endlich machten es, wie man dies bei Katholiken auch jetzt noch hin und wieder ſieht, indem ſie alle fünf Finger zuſammendrückten, um ſich damit an die fünf Wunden Chriſti zu erinnern.

Daß es außer dieſem Kreuzeszeichen aber auch ſchon zur Zeit des Tertullian gemalte und aus Holz gefertigte Kreuze gegeben haben muß, beweiſt eine Stelle in ſeiner Vertheidigungsſchrift für die Chriſten,[1]) in welcher er unter andern darauf hinweiſt, welch ein Unterſchied zwiſchen den Holzbildern der Pallas oder Ceres und dem einfachen Kreuz ſei. Fehle bei jenen der Kopf und das Geſicht, ſo wären es rohe, unförmliche Pfähle; dieſes dagegen ſei auch ohne alle andere Verzierung ein vollkommen verſtändliches Zeichen des Erlöſers.

Zu den Zeiten Konſtantins d. Gr. war es bereits in Rom und andern Städten auf den Marktplätzen und an andern öffentlichen Orten aufgerichtet,[2]) und ſpäterhin ſah man es faſt überall, wohin man blickte. „Man kann, ſagt Chryſoſtomus,[3]) dieſes Zeichen überall ſehen, in den Häuſern, auf dem Markt, in Wüſten, auf den Wegen, auf Hügeln und Bergen, auf den Schiffen, auf den Inſeln, an Betten und Waffen, am Schlafgemach, an ſilbernen und goldenen Geſchirren und an den Wänden — denn wir ſchämen uns des Kreuzes nicht; vielmehr iſt es uns lieb und werth, wo es ſich auch zeigt.“ — „Daher malen wir es auch,“ heißt es in einer andern Homilie eben dieſes Kirchenvaters,[4]) „zu Hauſe an die Wände und Fenſter, und machen mit Eifer an der Stirn und im Herzen das Zeichen des Kreuzes.

Ja zur Zeit des Caſſian (ſt. 432) waren einige ſeiner Mönche ſogar auf den Einfall gekommen, daß der Ausſpruch Chriſti: „Wer nicht ſein Kreuz auf ſich nimmt und mir nachfolgt, der iſt mein nicht werth,“ nicht bloß figürlich, ſondern ganz eigentlich gemeint ſei, und hatten ſich daher ſchwere hölzerne Kreuze gemacht, die ſie mühſelig hin und her ſchleppten, worüber ſie aber von den Andern nur ausgelacht wurden.[5])

---

1) *Tertull.* Apolog. c. 16. Quum lignum aliquod propitiatur, viderit habitus, quum materiae qualitas eadem sit: viderit forma, dum id ipsum Dei corpus sit. Et tamen quanto distinguitur a crucis stipite Pallas Attica et Ceres farreā, quae sine effigie rudi palo et informi ligno praestat?

2) Vgl. *Euseb.* Vit. Constant. I. c. 3.

3) *Chrysost.* homil. quod Christus sit Deus. c. IX.

4) *Chrysost.* homil. 55. in Matth.

5) *Cassian.* Collat. VIII. c. 3.

Auch auf Gräbern wurde das Kreuz, wenigſtens ſeit dem IX. Jahrhundert vielfach angebracht, wie dies eine Verordnung des Königs Kenneth von Schottland beweiſt, in welcher nachdrücklich geboten wird, daß man jedes Grab heilig halten, es mit dem Zeichen des Kreuzes zieren und ſich hüten ſolle, mit den Füßen darauf zu treten. „Sepulcrum omne," lauten die Worte dieſer für das kirchliche Leben der damaligen Zeit charakteriſtiſchen Verordnung, „sacrum habeto, idque crucis signo adornato; quod ne pede aliquando conculces, caveto."

Dieſe Sitte hat ſich denn auch bei den Proteſtanten, wie bei den Katholiken bis auf unſere Zeiten erhalten, und die Verfügung eines Concils zu Aquileja*) (im Jahre 1596) „keine hölzernen Kreuze auf den Gräbern zu errichten, damit ſich nicht Einer oder der Andere dadurch, daß er mit dem Fuß an ſie ſtößt, verſündige" ſcheint im Allgemeinen wenig Eingang gefunden zu haben.

Was die äußere Geſtalt betrifft, ſo unterſcheidet man folgende acht Arten:

1. Das lateiniſche oder Paſſionskreuz, auch das hohe genannt, weil der Querbalken den Kreuzesſtamm ſo durchſchneidet, daß der untere Theil bedeutend länger iſt, als der obere. Bekanntlich iſt dies für die Darſtellung der Kreuzigung Chriſti die recipirte Form.

2. Das Petruskreuz, ganz wie das erſte geſtaltet, nur umgekehrt, weil der Apoſtel Petrus, indem er ſich nicht für würdig hielt, in gleicher Weiſe, wie ſein Herr und Meiſter zu ſterben, ſich ausgebeten hatte, daß er verkehrt, mit dem Kopf unten, gekreuzigt würde.

3. Das Griechiſche Kreuz, bei welchem der Querbalken, ebenſo lang, als der Stamm, mitten durchgeht, ſo daß Ober- und Untertheil mit den beiden Seitentheilen gleiche Länge haben.

4. Das Aegyptiſche oder Antoniuskreuz, ſo genannt von Antonius, dem bekannten Einſiedler, in der Thebaiſchen Wüſte, wie ein T geſtaltet.

5. Das ſchrägliegende Burgunder- oder Andreaskreuz, ſo genannt, weil der Apoſtel Andreas an einem ſolchen gekreuzigt wurde.

6. Das Berenwardskreuz (oder das Goldſchmiedszeichen) ein kurzes Handkreuz, unten zugeſpitzt, ſo daß es faſt wie ein Dolch ausſieht. Seinen Namen hat es von dem Biſchof Berenwardus von Hildesheim, der ein ſolches ſelbſt verfertigt hatte, das im Hildesheimer Dom noch aufbewahrt wird.

---

*) *Concil. Aquilej.* c. 16. Nec ligneae cruces mortuorum tumulis in coemeteriis figantur, ne sacrorum signorum conculcatione irreverentiae culpa committatur.

7. Das Doppelkreuz, bei welchem die dem Querbalken parallel laufende kürzere Querleiste auf die Inschrift am Kreuze Christi hindeuten soll, entweder in Form eines kurzen Handkreuzes, oder eines langen, oben als Doppelkreuz endigenden Stabes, der zu den päpstlichen Insignien gehört.

8. Das dreifache Kreuz der russischen Raskolniks, die außer der oberen Querleiste unterhalb noch eine zweite hinzufügten, weil sie wissen wollten, daß an dem Kreuz Christi auch zu seinen Füßen ein Querbalken gewesen sei.

II. Das Lamm.

Einer ebenso frühen Zeit, wie das Kreuz, gehört das Lamm, als Symbol des Weltversöhners, an. Schon Johannes, der Täufer, ruft auf Christum hindeutend aus: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt" (Joh. 1, 29). In ähnlicher Weise sagt der Apostel Paulus: „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert" (1. Kor. 5, 7) und ebenso erinnert Petrus die Christen daran, daß sie mit dem theuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes erlöst worden seien (1. Petr. 1, 19).

Je weniger man nun in den ersten christlichen Jahrhunderten die Person Christi selbst darzustellen wagte, desto willkommner mußte ein solches symbolisches Bild für ihn sein, und wie eifrig und ausdauernd es selbst in weit späteren Zeiten noch gebraucht wurde, mag daraus hervorgehen, daß noch auf dem Trullanischen Concil in Konstantinopel (682) eine eigene Verordnung darüber gegeben wurde, daß die Maler nicht mehr, wie bisher, Christum in Gestalt eines Lammes, sondern in Menschengestalt, wie er auf Erden erschienen sei, darstellen sollten. *) Denn wie ehrwürdig dieses Bild auch sein möge, so sei es doch immer nur ein Sinnbild des Erlösers, das man um so eher entbehren könne, da man ihn in seiner Menschengestalt selbst habe.

---

*) *Concil. Trull.* c. 82. *Εν τισι τῶν σεπτῶν εἰκόνων γραφαῖς ἀμνὸς δακτύλῳ τοῦ προδρόμου δεικνύμενος ἐγχαράττεται, ὃς εἰς τύπον παρελήφθη τῆς χάριτος, τὸν ἀληθινὸν ἡμῖν διὰ τοῦ νόμου προϋποφαίνων ἀμνὸν Χριστὸν τὸν θεὸν ἡμῶν. Τοὺς οὖν παλαιοὺς τύπους καὶ τὰς σκιὰς, ὡς τῆς ἀληθείας σύμβολά τε καὶ προχειράγματα παραδεδομένους τῇ ἐκκλησίᾳ κατασπαζόμενοι, τὴν χάριν προτιμῶμεν καὶ τὴν ἀλήθειαν, ὡς πλήρωμα νόμου· ταύτην ὑποδεξάμενοι. Ὡς ἂν οὖν τὸ τέλειον κἂν ταῖς χρωματουργίαις ἐν ταῖς ἁπάντων ὄψεσιν ὑπογράφηται, τὸν τοῦ αἴροντος τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου ἀμνοῦ Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν κατὰ τὸν ἀνθρώπινον χαρακτῆρα καὶ ἐν ταῖς εἰκόσιν ἀπὸ τοῦ νῦν ἀντὶ τοῦ παλαιοῦ ἀμνοῦ ἀναστηλοῦσθαι ὁρίζομεν.*

Vergleicht man dieſe Verfügung mit den Anſichten und der Praxis der früheren Zeit, die von eigentlichen Chriſtusbildern durchaus nichts wiſſen und höchſtens dergleichen Symbole geſtatten wollte, ſo kann man ſich allerdings über ſie nur wundern. Indeß hatte doch auch ſie ihren guten Grund. Denn abgeſehen von dem ungebildeten Volke, das ſich durch die nahe liegende Verwechſelung des Symbols mit der Sache ſelbſt leicht zu allerlei abergläubiſchen Vorſtellungen verleiten ließ, bot der Gebrauch deſſelben, wie bereits oben erwähnt worden, den Muhammedanern und Juden, die erwünſchteſte Gelegenheit dar, ſich über die Chriſten luſtig zu machen, als beteten ſie ein Schaf an.

Gleichwohl blieb auch ſpäterhin, zumal ſeitdem man den Spott jener Bilderfeinde nicht mehr zu fürchten hatte, das ſymboliſche Lamm fort und fort im Gebrauch. In der Griechiſchen Kirche heißt das Abendmahlsbrot noch heutzutage „das Lamm“ und hat das Bild eines ſolchen als Siegel. Ebenſo hat ſich in der Römiſchen Kirche der Gebrauch des Agnus Dei — bekanntlich ein rundes Stück Wachs, mit der Figur des heiligen Lammes und der Kreuzesfahne oder Johannes der Täufer mit Lamm und Fahne, der Jahreszahl und dem Namen des Papſtes — bis in unſere Zeiten erhalten und der Papſt weiht und verſchenkt deren noch jetzt eine große Menge, wie denn auch jene kleinen Lämmer von Wachs mit der Fahne, und Backwerk in Form eines Lammes um die öſterliche Zeit in proteſtantiſchen wie katholiſchen Gegenden noch gegenwärtig üblich ſind.

Auf alten Bildwerken erſcheint das Lamm häufig unten an einem einfachen Kreuz, oder in der Mitte deſſelben — eine Zuſammenſtellung, die keiner weiteren Erklärung bedarf, wenn man ſich erinnert, daß die Crucifixe (oder die Bilder des ans Kreuz gehefteten Erlöſers) erſt in den Zeiten nach Karl d. Gr. gebräuchlich wurden, während man ſich vorher aus Scheu vor der Darſtellung der Perſon Chriſti mit dem einfachen Kreuz begnügte. Wollte man alſo den Erlöſer am Kreuz dargeſtellt haben, ſo ſchien es das Beſte, dazu das ſymboliſche Lamm zu brauchen.

Ebenſo leicht erklärt es ſich, warum **Johannes der Täufer** mit einem Lamm im Arm, oder daſſelbe auf einem Buche tragend abgebildet wird. Als Vorbote Chriſti trug oder führte er dieſen gleichſam in die Welt ein, und das Buch, auf dem er das Lamm trägt, deutete auf die Weiſſagungen des A. T. hin, die in Chriſto ihre Erfüllung hatten.

Bei **St. Agnes**, die gleichfalls mit einem Lamm zur Seite oder im Arm abgebildet wird, gründet ſich dieſe Darſtellung auf eine Erzählung des Biſchofs Ambroſius von Mailand, nach welcher den am Grabe der St. Agnes wachenden Eltern eine Schaar heiliger Jungfrauen in prächtigen Gewändern erſchienen war, unter denen ſich auch die fromme Tochter befand, gleichfalls in ein prächtiges goldenes Gewand gekleidet und ein

ſchneeweißes Lamm tragend. — Jedenfalls ſoll dies auch hier zunächſt das Symbol Chriſti ſein, der als Opferlamm für ſie geſtorben war, wie ſie den Märtyrertod für ihn ſtarb; wahrſcheinlich aber iſt mit dem Lamm (agnus oder agna) zugleich auf ihren Namen angeſpielt.

Das Bild eines Lammes mit ſieben Hörnern und ſieben Augen, als Symbol Chriſti und der ſieben Geiſtesgaben, iſt aus Offenb. 5, 6. 12. entlehnt.

Außerdem iſt das Lamm aber auch nicht ſelten Symbol der Chriſten. Wenn nämlich Chriſtus ſchon im frühen Alterthum als der gute Hirt, ein Lamm oder Schaf auf der Schulter oder im Arm tragend dargeſtellt wurde — und ſchon Tertullian *) kennt dies als eine Verzierung des Abendmahlskelches — ſo konnte das letztere natürlich hier nur Symbol der heilsbedürftigen und vom Heiland aufgenommenen Menſchen ſein. Demgemäß ſind auf alten Bildern auch die Jünger bisweilen als zwölf Lämmer dargeſtellt, und vielleicht hat man ebenſo bei den Heiligenbildern und Legenden, in denen die Heiligen ſelbſt als Hirten dargeſtellt ſind, welche die Schafe hüten, als Grundgedanken nur den feſtzuhalten, daß ſie Seelenhirten waren, wie ja das griechiſche ποιμήν und das lateiniſche pastor ſchon frühzeitig zur Bezeichnung des geiſtlichen Standes gebräuchlich war.

An und für ſich iſt es allerdings nichts Unwahrſcheinliches, wenn die Legende von **St. Wendelin** berichtet, daß er, ein ſchottiſcher Königsſohn, der aber auf allen irdiſchen Glanz verzichtete und ganz den Andachtsübungen hingegeben, lange Zeit als Einſiedler lebte, ſpäterhin zu Trier als Viehhirt in den Dienſt eines gottloſen Edelmannes trat, dieſen bekehrte, und darauf ſich in ein Benedictinerkloſter begab, wo er 1015 ſtarb. — Indeß liegt doch auch der Gedanke nicht fern, daß der Legendenerzähler aus dem Seelenhirten, wenn der Maler in ſeiner ſymboliſchen Darſtellungsweiſe ihn als Hirten unter ſeinen Schafen abgebildet hatte, einen wirklichen Viehhirten gemacht haben kann. Schon der Contraſt zwiſchen dem Glanz der königlichen Herkunft und der Niedrigkeit des Hirtenſtandes konnte ihn dazu auffordern, und will man in ſeinen kritiſchen Zweifeln noch weiter gehen, ſo kann ſelbſt der Königsſohn ſeinen Grund darin haben, daß man zu dem wirklichen Viehhirten, den man aus dem geiſtlichen Seelenhirten gemacht hatte, einen recht ſchlagenden Gegenſatz haben wollte.

Aehnliches gilt von **St. Magnus**, der, wie die Legende meldet, ſchon als Kind große Luſt zum Studiren zeigte. Sein Vater jedoch, in äußerſt dürftigen Umſtänden, zwang ihn, des Unterhalts wegen die Schafe zu hüten, was der Knabe weinend that. Da erſchien ihm einſt

*) *Tertull.* de pudicit. c. 10.

ein Engel, der ihm zehn Pfund Goldes ſchenkte, die er ſogleich dem Vater brachte. Dieſer theilte ſie brüderlich mit den Armen des Ortes; dem Knaben aber kaufte er achtzehn Schafe, die ſich ſo ſchnell vermehrten, daß er nunmehr die Mittel hatte, ſeinem innern Beruf zum geiſtlichen Amt zu folgen. — Die ſpäteren Bilder ſtellen ihn daher häufig als einen die Schafe hütenden Knaben dar, einen Engel zur Seite, der ihm jenes Geſchenk darreicht.

Nicht minder fühlt man ſich bei **St. Florens**, der 675 als Biſchof v. Straßburg ſtarb, verſucht, die Legendenerzählung, daß er vorher im Walde Haſſat im Elſaß als Einſiedler lebend Ackerbau getrieben und die Schafe gehütet habe, wobei ihm Bären und andere Thiere des Waldes behülflich geweſen ſeien, ſo aufzufaſſen, daß es dem Heiligen durch ſeine Weisheit und ſeinen beharrlichen Eifer endlich gelungen ſei, die wilden trotzigen Heiden ſo weit zu bringen, daß ſie aus Feinden und Verfolgern der chriſtlichen Gemeine zuletzt Hüter und Beſchützer derſelben wurden.

III. Der Weinſtock.

Nach Joh. 15, 1. 5 nennt Chriſtus ſelbſt ſich einen Weinſtock und ſeine Jünger die Reben. Es konnte daher nicht fehlen, daß man beides frühzeitig als ſymboliſche Zeichen für Chriſtum und die Chriſten brauchte, wenn man gleich in den erſten Zeiten etwas vorſichtig ſein mußte, da dieſe Bilder auch dem heidniſchen Bacchusdienſt eigen waren. Sobald jedoch die chriſtliche Kirche über das Heidenthum geſiegt hatte, und in dieſer Hinſicht kein Anſtoß mehr zu befürchten war, wurde dieſes Symbol ziemlich häufig, und zwar um ſo lieber gebraucht, weil die Trauben des Weinſtocks zugleich an den Abendmahlswein erinnerten. Zur Stütze für den ſich emporrankenden Wein bot ſich von ſelbſt das Kreuz dar, oder es wurde auch wohl das ſymboliſche Lamm mit Reben oder Weintrauben geſchmückt.

Nächſtdem findet ſich der Weinſtock oder eine Weintraube auch auf einigen Heiligenbildern. So namentlich bei **St. Urban**, Biſch. v. Langres, dem Schutzpatron der Weingärtner, welcher der Legende zufolge auf Anrufen derſelben eine Menge Wunder in den Weinbergen gethan haben ſoll. Bekanntlich fällt auch ſein Gedächtnißtag auf den 25. Mai, alſo in eine Zeit, die für die Weinblüthe entſcheidend iſt.

Auf dem Bilde des **St. Davinus**, das ihn in der Regel an einem Grabe ſtehend darſtellt, auf dem ein Weinſtock ſichtbar iſt, bezieht ſich dieſer darauf, daß aus dem Grabe des Heiligen ein Weinſtock hervorgewachſen ſein und ſo wunderbare Trauben gehabt haben ſoll, daß die Kranken durch ſie alsbald wieder geſund wurden. Vielleicht hat man aber auch hier zunächſt nur an die wunderbare Wirkung des Abendmahls-

weines bei (Geistig- oder-Leiblich-) Kranken zu denken, und das Hervorwachsen des Weinstocks aus dem Grabe des Heiligen könnte darin seinen Grund haben, daß die Kirchen und namentlich der Altar, an welchem die Communion stattfindet, gern über dem Grabe der Märtyrer errichtet wurde.

Auf dem Bilde des **St. Maximus**, Bisch. v. Nola, sieht man seitwärts ein Weintraube an einem Dornstrauch, und die aus einem Gedicht des Paulinus v. Nola entlehnte Legende berichtet: Er sei in einer Christenverfolgung geflüchtet und statt seiner habe man seinen Diakon Felix v. Nola gefangen genommen, nachher aber wieder freigelassen, worauf er in einer Wüste den ganz verschmachteten Bischof wieder gefunden, und durch eine Traube, die an einem Dornenstrauch gehangen, wieder belebt und erquickt habe.

Auch hier wird man leicht in der poetischen und der bildlichen Darstellung den Grundgedanken wieder erkennen. Der Bischof, der sich, statt in der Verfolgung seine Glaubenstreue zu bewähren, der Gefahr durch die Flucht zu entziehen gedachte, kam dadurch zwar für den Augenblick in Sicherheit. Aber fern von der Gemeinschaft mit Christo, und der Stärkung durch das heilige Abendmahl beraubt, sah er sich, wo er auch sein mochte, gleichsam in einer Wüste, in der er an Leib und Seele verschmachten mußte, und nur indem sein Diakon ihm jene Stärkung darreichte, fühlte er sich wieder neubelebt. Die Traube am Dornbusch erinnert außerdem zu lebhaft an das Wort Christi: „Lieſt man auch Trauben von den Dornen?“ als daß man sie nicht von daher ableiten sollte.

IV. Der Pelikan.

Bei einigen Bildwerken sieht man über der Dornenkrone des am Kreuz hängenden Erlösers das Nest eines Pelikans mit seinen Jungen, und ebenso findet sich derselbe häufig an Hochaltären. Bekanntlich berichtet die mythische Naturgeschichte von ihm, daß er unter allen Thieren am meisten die Schlange zu fürchten habe, die sich in seiner Abwesenheit gern in sein Nest schleiche, und seine Jungen tödte. Um diese nun wieder lebendig zu machen, ritzt sich der alte Pelikan selbst mit dem Schnabel die Brust auf, und sein Blut hat die wunderbare Eigenschaft, daß die Getödteten davon wieder aufleben. In der That ein höchst passendes Symbol des zum Heil der Menschen, die ja auch seit den Zeiten des Paradieses in der Schlange ihren größten Feind zu fürchten haben, sich opfernden und sein Blut vergießenden Erlösers, vielleicht zu passend, um nicht auf die Vermuthung zu kommen, daß die Pelikanfabel selbst ursprünglich nur eine allegorische Darstellung der christlichen Erlösungslehre sein sollte.

V. Die Leier.

Es kann auf den ersten Anblick befremden, daß Clemens Alexandrinus unter den christlichen Emblemen auch die Leier nennt. Man ist zu sehr gewöhnt, bei ihr an Apollo, an die Musen oder an die Dichter des heidnischen Alterthums zu denken, als daß man sogleich eine Beziehung auf das Christenthum herausfände. Erinnert man sich jedoch, daß die Psalmen, wie im hebräischen Alterthum, so auch in späterer Zeit unter musikalischer Begleitung gesungen wurden, so leitet schon dies darauf, daß man die Leier als Symbol des christlichen Gottesdienstes und insbesondere der Lobpreisung Gottes aufzufassen habe.

Hierzu kommt außerdem noch die eigenthümliche Bedeutung des uralten und von den Griechen hochverehrten Orpheus, auf den auch die christlichen Kirchenväter vielfach hinwiesen, um den Heiden zu beweisen, daß ihre eigenen Sänger der Vorzeit schon die Grundwahrheiten der christlichen Religion gekannt und mehr oder weniger deutlich in ihren Gesängen vorgetragen hätten.

So erinnert Lactanz:*) „Orpheus habe bereits den Einen, wahren Gott gelehrt, ihn, weil nichts vor ihm gewesen, sondern alles durch ihn erst entstanden sei, den Erstgeborenen (*πρωτόγονον*) und weil er von allem Existirenden zuerst offenbar geworden sei, *Φάνης*, den Erscheinenden, genannt und außerdem von ihm gelehrt, daß er der Vater aller Götter sei, der, um ihnen und ihren Kindern einen Wohnort zu geben, den Himmel und die Erde geschaffen habe."

Nächstdem wiesen die Kirchenväter, um dem Spott der Heiden über die Verehrung eines Gekreuzigten zu begegnen, darauf hin, daß auch ihr hochgefeierter Orpheus eines gewaltsamen Todes gestorben sei, indem rasende Weiber seines eigenen Volkes ihn zerrissen hätten. Ebenso wenig ließ man das Hinabsteigen des Sängers in die Unterwelt, aus der er wiederum ins Leben zurückgekehrt sei, unbenutzt, weil es eine passende Analogie für die Auferstehung Christi war, und noch mehr bot die Sage von der, die wilden Thiere und alle Elemente beherrschenden Macht der

*) *Lactant.* Instit. I. c. 5, 4. Orpheus, qui et vetustissimus poetarum et aequalis ipsorum Deorum (siquidem traditur inter Argonautas cum Tyndaridis et Hercule navigasse) Deum verum et magnum *πρωτόγονον*, primogenitum appellat, quod ante ipsum nihil sit genitum, sed ab ipso sint cuncta generata: eundem etiam *Φάνητα* nominat, quod, quum adhuc nihil esset, primus ex infinito apparuerit et exstiterit. — Hunc ait esse omnium Deorum parentem, quorum causa coelum condiderit liberisque prospexerit, ut haberent habitaculum sedemque communem.

Orpheiſchen Geſänge zu einer Vergleichung mit Chriſtus vielfache Gelegenheit dar. Orpheus hatte mit ſeinem Geſang und ſeiner Leier den Sturm des Meeres beſchwichtigt; Chriſtus hatte es durch ſein bloßes Wort gethan. Jener hatte durch die Macht ſeiner Töne den Fürſten der Unterwelt erweicht, daß er die Eurydice frei zu geben Willens war; dieſer durch ſein Wort die Todten wirklich wieder ins Leben zurückgerufen. Jener hatte durch den Zauber ſeiner Geſänge die Wuth wilder Thiere beſchwichtigt und die Natur ſich dienſtbar gemacht; Alles dies galt, nur in weit höherem Grade und in geiſtiger Hinſicht, auch von Chriſtus und ſeiner Lehre. Durch ſie bringt er die Wuth der Leidenſchaften, die fürchterlicher, als die der wilden Thiere iſt, zum Schweigen, und im feſten Glauben an ihn vollbringen ſeine Jünger Wunder, in denen ſich die vollſtändigſte Herrſchaft über die Natur kund giebt.

Es war daher kein Wunder, daß man jenen Sänger des Heidenthums gern als ſymboliſches Vorbild Chriſti aufſtellte und demgemäß auch die ihm als Attribut zukommende Leier unter die chriſtlichen Symbole aufnahm. Wie ſie dort an die Zaubergewalt der Orpheiſchen Töne erinnerte, ſo deutete ſie hier auf die Alles bezwingende und jeden Aufruhr ſtillende Macht der chriſtlichen Predigt hin.

VI. Der Fiſch.

Gebräuchlicher noch und beliebter, als die Leier, war der gleichfalls von Clemens Alexandrinus als chriſtliches Emblem empfohlene Fiſch, als Symbol Chriſti und der Chriſten. Die nächſte Veranlaſſung zur Wahl dieſes Zeichens hat man darin finden wollen, daß die erſten zum Apoſtelamt berufenen Jünger, Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes Fiſcher waren, die bei ihrer Berufung die Zuſage erhalten hatten, daß Chriſtus ſie zu Menſchenfiſchern machen werde (Matth. 4, 19; Mark. 1, 17).

Die Kirchenväter jedoch nehmen auf dieſen Umſtand zu wenig Rückſicht, als daß man das Symbol von ihm ableiten könnte, und der Hauptgrund für ſeine Wahl iſt gewiß nur der, daß ſich in dem griechiſchen Wort ἰχθύς (Fiſch) die Anfangsbuchſtaben der Worte: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτὴρ vereinigen.

Demgemäß nannten die lateiniſchen Kirchenväter,*) das myſtiſche

*) Vgl. *Optat.* contra Parmen. III, 62. Hic est *piscis*, qui in baptismate per invocationem fontalibus undis inseritur, ut, quae aqua fuerat, a pisce etiam *piscina* vocitetur. Cujus piscis nomen secundum appellationem Graecam in uno nomine per singulas literas turbam

ἰχθύς wörtlich überſetzend, Chriſtum ſelbſt Piscis, den Taufbrunnen Piscinæ (Fiſchteich) und die Chriſten Pisciculi (Fiſchlein), womit zugleich an das Waſſer der heilbringenden Taufe erinnert und der Gedanke angedeutet wurde, daß für die Chriſten, wie für die Fiſche, das Waſſer das eigentliche Lebenselement ſei. „Im Waſſer der heiligen Taufe, erinnert Tertullian,*) werden wir geboren, und nur wenn wir in dieſem Waſſer bleiben, ſteht es wohl mit uns.“

In ähnlicher Weiſe äußern ſich andere Kirchenväter, und die vielen myſtiſchen Deutungen, die das Sinnbild zuließ, mußten die Vorliebe dafür natürlich immer mehr ſteigern, zumal ſeitdem man den Fiſchen die Geſtalt von Delphinen zu geben anfing, welche ſchon im frühen Alterthum als die freundlichen Retter des Arion und anderer frommer Männer bekannt waren, und überhaupt in dem Ruf einer milden und menſchenfreundlichen Geſinnung ſtanden.

Bis ſpät in das Mittelalter hinein findet ſich der Fiſch vielfach auf Gemälden und Bildwerken, und wahrſcheinlich iſt auch in den Legenden meiſt auf dieſes Symbol zu beziehen, was dort von wirklichen Fiſchen erzählt wird. Eine der bekannteſten Legenden der Art iſt die von **St. Antonius** von Padua, einem Franciscanermönch (1231), der durch ſeine gewaltige Predigt bereits viele Ketzer zum wahren Glauben bekehrt hatte. Nur die ketzeriſchen Einwohner von Ariminum wollten ihn nicht hören, weshalb der heilige Mann im bittern Unwillen über die muthwilligen Verächter des Wortes vom Heil ſich an das Ufer begab, um den ſtummen Fiſchen zu predigen, die auch wirklich von Anfang bis Ende aufmerkſam zuhörten und am Schluß die emporgeſtreckten Köpfe niederſenkten, um den Segen zu empfangen. — Will man bei dieſer Fiſchpredigt ſich fromme Chriſten als Zuhörer denken, ſo hat man den Heiligen zwar um ein berühmtes Wunder ärmer gemacht, aber dafür eine einfache und glaubwürdige Erzählung erhalten.

Bei andern Legenden und Bildern, wo ein Fiſch mit einem Schlüſſel oder Ring im Maule vorkommt, muß man es unentſchieden laſſen, ob derſelbe auch hier urſprünglich ſymboliſches Zeichen für einen Chriſten war, der die verlornen oder preisgegebenen Sachen auffand und rettete, oder ob in dergleichen Erzählungen nur die alte Sage vom Ring des Polykrates wiederklingt.

Ebenſo dürfte ſich ſchwerlich mit Sicherheit beſtimmen laſſen, ob die

---

sanctorum nomen continet, ἰχθύς, quod est latine: Jesus Christus Dei filius, salvator.

*) *Tertull.* de bapt. c. 1. Nos pisciculi secundum ἰχθῦν nostrum Jesum Christum in aqua nascimur, nec aliter quam in aqua permanendo salvi sumus.

[illegible]

III. Der Täufer.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ἰχθύς wörtlich überſetzend, Chriſtum ſelbſt Piscis, den Taufbrunnen Piscina (Fiſchteich) und die Chriſten Pisciculi (Fiſchlein), womit zugleich an das Waſſer der heilbringenden Taufe erinnert und der Gedanke angedeutet wurde, daß für die Chriſten, wie für die Fiſche, das Waſſer das eigentliche Lebenselement ſei. „Im Waſſer der heiligen Taufe, erinnert Tertullian, *) werden wir geboren, und nur wenn wir in dieſem Waſſer bleiben, ſteht es wohl mit uns.“

In ähnlicher Weiſe äußern ſich andere Kirchenväter, und die vielen myſtiſchen Deutungen, die das Sinnbild zuließ, mußten die Vorliebe dafür natürlich immer mehr ſteigern, zumal ſeitdem man den Fiſchen die Geſtalt von Delphinen zu geben anfing, welche ſchon im frühen Alterthum als die freundlichen Retter des Arion und anderer frommer Männer bekannt waren, und überhaupt in dem Ruf einer milden und menſchenfreundlichen Geſinnung ſtanden.

Bis ſpät in das Mittelalter hinein findet ſich der Fiſch vielfach auf Gemälden und Bildwerken, und wahrſcheinlich iſt auch in den Legenden meiſt auf dieſes Symbol zu beziehen, was dort von wirklichen Fiſchen erzählt wird. Eine der bekannteſten Legenden der Art iſt die von **St. Antonius** von Padua, einem Franciscanermönch (1231), der durch ſeine gewaltige Predigt bereits viele Ketzer zum wahren Glauben bekehrt hatte. Nur die ketzeriſchen Einwohner von Ariminum wollten ihn nicht hören, weshalb der heilige Mann im bittern Unwillen über die muthwilligen Verächter des Wortes vom Heil ſich an das Ufer begab, um den ſtummen Fiſchen zu predigen, die auch wirklich von Anfang bis Ende aufmerkſam zuhörten und am Schluß die emporgeſtreckten Köpfe niederſenkten, um den Segen zu empfangen. — Will man bei dieſer Fiſchpredigt ſich fromme Chriſten als Zuhörer denken, ſo hat man den Heiligen zwar um ein berühmtes Wunder ärmer gemacht, aber dafür eine einfache und glaubwürdige Erzählung erhalten.

Bei andern Legenden und Bildern, wo ein Fiſch mit einem Schlüſſel oder Ring im [illegible] vorkommt, muß man es unentſchieden laſſen, ob [illegible] auch [illegible] anglich ſymboliſches Zeichen für einen Chriſten [illegible] di[illegible] oder preisgegebenen Sachen auffand und rettete, [illegible] in [illegible] erzählt [illegible] nur die alte Sage vom Ring des [illegible]

[illegible] Sicherheit beſtimmen laſſen, ob die [illegible]

[illegible] quod est latine: Jesus Christus [illegible]

[illegible] pisciculi secundum ἰχθῦν nostrum [illegible], nec aliter quam in aqua per-

Delphine, die den Einſiedler **St. Martinian** ans Land trugen, fromme, chriſtliche Fiſcher oder Schiffer waren, oder ob wir auch hier eine Nachbildung der Arionſage haben. — Der Legende zufolge hatte ſich nämlich der Heilige, um vor Verſuchungen, mit denen ihn ein ſchönes lüſternes Weib bedrohte, auf einen Felſen im Meere geflüchtet und dort bereits ſechs Jahre lang als Einſiedler gelebt. Da ſcheiterte einſt ein Schiff in ſeiner Nähe, und Alles ertrank, bis auf eine ſchöne Jungfrau, die ſich auf den Felſen rettete. Martinian leiſtete ihr alle nöthige Hülfe, ſtürzte ſich aber bald darauf ins Meer, um keiner neuen Verführung ausgeſetzt zu ſein, und alsbald erſchienen Delphine, die ihn wohlbehalten ans Land trugen.

VII. Der Hirſch.

Wie in der Ueberſchrift des 22. Pſalms „die Hindin, die frühe gejagt wird," ſo iſt in dem Korachitiſchen Pſalm „Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, ſo ſchreiet meine Seele, Gott, zu dir; meine Seele dürſtet nach Gott, nach dem lebendigen Gott ꝛc." (Pſ. 42, 2 ff.) der Hirſch das treffende Bild eines Schuldloſen, der Niemandem etwas zu Leide gethan, und gleichwohl vor ſeinen Verfolgern nirgend Ruhe und Raſt findet, bis er endlich nahe daran iſt, vor Erſchöpfung zu erliegen und vor Durſt zu verſchmachten. Konnte es für die Chriſten in den Verfolgungszeiten ein paſſenderes Bild geben, als dieſes? Scheu und ſchüchtern, wie der Hirſch, dachten ſie nicht daran, auch nur den geringſten ihrer Feinde zu reizen oder herauszufordern, und doch mußten ſie ihr ganzes Leben hindurch wie auf der Flucht ſein und ſelbſt in den abgelegenſten Schlupfwinkeln noch die Nachſtellungen ihrer Verfolger fürchten.

War aus dieſem Grunde der Hirſch ſchon im Allgemeinen für alle frommen Chriſten ein paſſendes Symbol — denn wenn auch die eigentlichen Chriſtenverfolgungen ſpäterhin aufhörten, ſo waren doch damit die Drangſale und Verfolgungen, welche die Frommen aller Zeiten von boshaften und hinterliſtigen Feinden zu erdulden haben, nicht für immer beſeitigt, und namentlich ließ ſich das in der angeführten Pſalmenſtelle erwähnte „Schreien des Hirſches nach friſchem Waſſer" ſehr leicht von der Sehnſucht nach dem Waſſer der Taufe oder nach dem lebendigen Waſſer verſtehen, von welchem Chriſtus einſt zu der Samariterin geſagt hatte, daß den, der es trinke, ewiglich nicht mehr dürſten werde (Joh. 4, 14) — ſpecieller noch charakteriſirte dieſes Symbol jene frommen Einſiedler, die dadurch, daß ſie ſich ihren Aufenthalt in dem tiefen Dickicht eines Waldes gewählt hatten, den Hirſchen auch äußerlich ähnlich geworden waren.

Hält man dieſe ſymboliſche Bedeutung feſt, ſo wird man ſich auch die mittelalterlichen Waldlegenden und den faſt regelmäßig in ihnen

wiederkehrenden weißen Hirſch mit einem Kreuz oder Crucifix zwiſchen den Hörnern leicht deuten können. Gewöhnlich iſt es nämlich ein wüſter, leichtſinnig in den Tag hineinlebender und leidenſchaftlich der Jagd ergebener Edelmann, der von Gottesfurcht und chriſtlichem Gottesdienſt nichts wiſſen will, und nicht ſelten abſichtlich gerade den Sonntag oder wohl gar die heilige Woche wählt und ſeine Luſt daran findet, wenn die feierliche Stille der chriſtlichen Andacht durch die Klänge des Hifthorns und das Bellen der Hunde geſtört wird. Gerade da aber tritt ihm entweder ein Hirſch mit dem Kreuz entgegen, oder die Verfolgung des Wildes führt ihn in die Klauſe eines frommen Eremiten, und von Stund an entſagt er ſeinem weltlichen und ſündlichen Treiben und wird Einſiedler, oder geht in ein Kloſter.

So berichtet die Legende von **St. Hubertus** — dargeſtellt als Jäger; vor ihm ein weißer Hirſch mit einem Crucifix zwiſchen dem Geweih — daß er von vornehmer Herkunft geweſen, am Hofe Pipins gelebt habe und höchſt weltlich geſinnt, insbeſondere ein leidenſchaftlicher Jagdliebhaber geweſen ſei. Einſt jagte er, heißt es weiter, in der Charwoche im Ardennerwalde, als ſich ihm mit einem Male ein ſchneeweißer Hirſch mit einem Crucifix zwiſchen dem Geweih zeigte, der unbeweglich vor ihm ſtehen blieb. Dies machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er alsbald in ſich ging. Der fromme Biſchof Lambert beſtärkte ihn in der Sinnesveränderung, und vollendete ſeine Bekehrung, worauf er längere Zeit als Einſiedler im Ardennerwald lebte und ſpäterhin in Rom zum Biſchof von Lüttich geweiht wurde.

Aehnliches berichtet die Legende von **St. Euſtachius** — dargeſtellt als römiſcher Feldherr, der neben ſich auf der einen Seite einen Hirſch mit dem Crucifix, auf der andern einen feurigen Ofen hat, oder auch nur dieſen letzteren, und ſtatt des Hirſches ein Hirſchgeweih mit dem Crucifix in der Hand. — Er war, wie es heißt, Soldat im römiſchen Heere, diente unter Veſpaſian und Titus und hatte ſich bei der Eroberung Jeruſalems vor Andern ausgezeichnet. Einſt auf der Jagd zeigte ſich ihm ein weißer Hirſch mit einem Crucifix, der ſich willig fangen ließ, wobei von dem Crucifix die Worte heraustönten: „Placidus warum verfolgſt du mich?“ Placidus — dies war ſein bisheriger Name — erſchüttert durch dieſes Ereigniß, ließ ſich alsbald mit Frau und Kindern taufen, wobei er den Namen Euſtachius erhielt. Bald darauf aber kam ein Leiden nach dem andern über ihn. Er verarmte, lag mit den Seinen lebensgefährlich krank, und endlich wurde auch ſeine Frau ihm entführt. Er wanderte hierauf mit ſeinen beiden Kindern aus. An einem reißenden Waſſer angekommen, trug er zuerſt das eine hinüber; inzwiſchen wird ihm, ohne daß er es merkt, das zurückgelaſſene von einem Löwen geraubt, und während er zurückkommt, um dieſes zu holen,

entführt ein Wolf ihm das andere. Der kinderlose Vater, von Kummer und Gram niedergebeugt, und in Folge seiner gänzlichen Verarmung nahe daran, Hungers zu sterben, findet endlich bei einem reichen Herrn ein Unterkommen, dem er fünfzehn Jahre lang als Tagelöhner dient. Der Kaiser Trajan, sich seiner vormaligen Kriegsthaten erinnernd, läßt ihn aufsuchen, ernennt ihn zum Feldherrn und in einem glücklichen Kriege findet Eustachius seine entführte Frau und die geraubten Kinder wieder. Triumphirend zieht er in Rom ein, aber standhaft weigert er sich, den heidnischen Göttern die herkömmlichen Opfer darzubringen. Daran als Christ erkannt, wird er aller seiner Würden entsetzt, und endlich, da er sich durch nichts zur Verleugnung des Christenglaubens bewegen läßt, mit Frau und Kindern in einem glühenden Ofen verbrannt.

Von **St. Aegidius** oder **St. Gilles** — dargestellt als Einsiedler; neben sich eine durch einen Pfeil verwundete Hirschkuh — berichtet die Legende, daß er gegen Ende des VII. Jahrhunderts an der Mündung der Rhone als Einsiedler gelebt und von einer Hirschkuh ernährt worden sei. Der Gothenkönig Flavius traf auf der Jagd einst das Thier mit seinem Pfeil, und wurde von diesem, das sich nach der gewohnten Klause flüchtete, zu dem Eremiten geführt und auf solche Weise mit ihm bekannt.

Ganz ähnlich heißt es von **St. Procopius** von Böhmen — gleichfalls als Einsiedler dargestellt, einen Hirsch neben sich — daß er in seiner Waldeinsamkeit von dem böhmischen Fürsten Ulrich dadurch entdeckt wurde, daß sich ein Hirsch, den dieser auf der Jagd verfolgte, zu dem frommen Klausner flüchtete.

Unverkennbar sollen diese und andere ähnliche Legenden zugleich den Gedanken veranschaulichen, daß diese von Natur sonst so scheuen und furchtsamen Thiere gleichsam durch ihren Instinct wissen, wie wenig sie von jenen frommen Eremiten zu fürchten haben und wie sicher sie in ihrem Schutze seien. Daher nähern sie sich diesen in den Legenden immer furchtlos und zutraulich; sie lassen sich willig melken, und oft sind sie es allein, die das Leben derselben fristen. Man hat zwar keinen Grund, zu leugnen, daß dies wirklich ganz so, wie es berichtet wird, geschehen sein kann; indeß wird man immer dabei nicht vergessen dürfen, daß es dem Legendenerzähler zugleich darauf ankam, darzuthun, wie sicher sich der Fromme auf den göttlichen Schutz verlassen darf, indem ihm, sei es, daß er um seine Sünden abzubüßen, oder um ganz ungestört der Andacht zu leben, oder weil boshafte Feinde ihm keine andere Wahl ließen, in der tiefsten Einsamkeit des Waldes und fern von aller menschlichen Hülfe gerade die Thiere, die sonst so menschenscheu sind, zur Unterstützung gesandt werden.

So wird dies namentlich von **St. Macrina** berichtet, die mit zwei Hirſchkühen abgebildet wird, weil ſie von dieſen ernährt wurde.

Ebenſo iſt es in der bekannten Legende der **St. Genoveva** von Brabant eine Hirſchkuh, die ſie und ihr Kind ernährte, als ſie von ihrem Gemahl, dem Herzog Siegfried auf den ungegründeten Verdacht der Untreue hin, verſtoßen, in der Einſamkeit eines Waldes Jahre lang leben mußte, und eben dieſe Hirſchkuh war es auch nachher, durch deren Verfolgung der Herzog wiederum ſeiner Gemahlin zugeführt wurde.

Auch von **St. Maximus** v. Turin, der gegen Ende des V. Jahrhunderts in einem Walde unfern von Turin als Einſiedler lebte, und als ſolcher mit einem Reh zur Seite abgebildet wird, heißt es, daß er einzig und allein von dieſem ernährt worden ſei.

Bei **St. Katharina** von Schweden, von der das Nähere weiter unten zu berichten iſt, deutet die ihr zur Seite ſtehende Hirſchkuh auf die Errettung hin, die ſie dieſer verdankte. Denn als ſie, ihrer bezaubernden Schönheit wegen ein Gegenſtand vielfacher Nachſtellungen, in denen man um ſo eifriger war, je entſchiedener ſie jeglichen Heirathsantrag zurückgewieſen hatte, in eine Grotte geflüchtet und ſchon nahe daran war, ihren Nachſtellern in die Hände zu fallen, wurden dieſe durch eine vorbeiſpringende Hirſchkuh von der rechten Spur abgeleitet.

Bei **St. Schenus** (**Scianus**), der als Biſchof dargeſtellt wird, einen mit Hirſchen beſpannten Pflug neben ſich, ſoll zunächſt nur an das in der Legende berichtete Wunder erinnert werden, daß er wirklich einſt in dieſer Weiſe gepflügt habe. — Ob der Legendenerzähler mit dieſer Geſchichte nur ſeine Luſt an der Erfindung abenteuerlicher Wunder befriedigen, oder den allgemeinen Satz: daß dem wahrhaft Gläubigen nichts unmöglich ſei, dadurch veranſchaulichen wollte, mag unentſchieden bleiben.

VIII. Das Schiff.

Schon der Apoſtel Petrus vergleicht das Waſſer der Sündfluth mit dem Waſſer der Taufe, „die durch jenes bedeutet iſt“ (1. Petr. 3, 20. 21). Demnach lag es nahe, in der Arche Noahs eine vorbildliche Hindeutung auf die chriſtliche Kirche zu finden, und man verglich beide um ſo lieber mit einander, weil ſich dabei auch noch andere Punkte hervorheben ließen. Nur die in der Arche Befindlichen waren dem allgemeinen Verderben entronnen; wer außerhalb derſelben war, hatte ſeinen Untergang gefunden. Wie paſſend ließ ſich dies auf die Kirche Chriſti anwenden, um den Satz zu erläutern, daß man nur in ihrem Schoße ſicher, außer derſelben aber kein Heil ſei.*) Die Arche, auf den wildbewegten Fluthen

*) *Cyprian.* de unitate eccles. c. 5. Si potuit evadere quisquam, qui extra arcam Noë fuit, et qui extra Ecclesiam foris fuerit, evadet.

ſicher dahinſchwimmend, erinnerte ferner an das Schifflein Chriſti, in welchem er mit ſeinen Jüngern auf dem ſtürmiſchen Galiläiſchen See fuhr; und wie er hier den Ungeſtüm des Sturmes und der Wellen durch ſein Wort beſchwichtigte, und das Schiff ſicher ans Ufer gelangen ließ, ſo konnte er auch in Beziehung auf die Kirche als ihr Steuermann und ſie als ſein Schiff dargeſtellt werden, das er durch alle Stürme des Lebens hindurch ſicher in den Hafen ſeliger Ruhe bringt.

Daher gab man auch den Gotteshäuſern gern die Form eines Schiffes, und der Gebrauch, den für die Zuhörer beſtimmten Raum das Schiff zu nennen, hat ſich bis auf unſere Zeit erhalten.

Beſonders aber kehrt im Mittelalter in Gedichten, wie auf Gemälden das Schiff als Symbol der Kirche häufig wieder, und die Graalsſage enthält eine ausführliche Beſchreibung deſſelben. Am Vordertheil hat es die Warnung: Niemand möge eintreten, der nicht glaubt. Denn unter dem Zweifler ſpaltet es ſich, ſo daß er durchfällt. Es hat drei Maſten, einen weißen (Jungfräulichkeit), rothen (chriſtliche Liebe) und grünen, vom Baum des Lebens im Paradieſe genommen (chriſtliche Hoffnung und Geduld). Das Bett mitten im Schiff bedeutet den Altar, auf dem Chriſtus geopfert worden. Alle Heiligen, heißt es weiterhin, von Noah und ſeinem Geſchlecht, Abraham, David und Salomo an bis in die Zeiten des neuen Bundes ſind in dieſem Schiff gefahren, und nur auf ihm gelangt man durch das ſtürmiſche Meer des Lebens hindurch glücklich in den ſicheren Port.

Was die Schiffe auf den Heiligenbildern betrifft, ſo ſind ſie den Legenden zufolge natürlich immer auf ein Wunder zu beziehen. Wahrſcheinlich aber hat auch hier der Legendenerzähler die Heiligen häufig ein Wunder thun laſſen, weil er aus dem, was urſprünglich nur ſymboliſche Bezeichnung der Kirche war, ein eigentliches Schiff gemacht hatte.

Bei **St. Caſtor**, einem Prieſter, der in einer wüſten Gegend an der Moſel lebte, und in der Mitte des IV. Jahrh. ſtarb, liegt die Vermuthung nahe, daß er, wenn er dargeſtellt wurde, wie er ein ſinkendes Schiff rettet, damit zunächſt nur als Retter der Kirche in einer Zeit großer Noth bezeichnet werden ſollte, wenn nicht vielleicht hier der Name, der an die Zwillingsbrüder Caſtor und Pollux in der Mythologie erinnerte, die bei Stürmen von den Schiffern angerufen wurden, zu der Erzählung von der wunderbaren Rettung eines Schiffes die Veranlaſſung war.

Ebenſo mag auch bei dem Biſchof **St. Nikolaus** v. Myra oder Bari, der gleichfalls auf dem Bilde ein Schiff neben ſich hat, und von dem die Legende berichtet, daß er Schiffern in der Noth erſchienen ſei und trotz alles Sturmes ihre Fahrzeuge ſicher in den Hafen geſteuert habe — weshalb er auch noch gegenwärtig für den Schutzpatron der Schiffer

gilt — das Schiff urſprünglich nur Symbol der Kirche geweſen ſei, die er in ſehr ſtürmiſchen Zeiten — er ſtarb 326 und der Schluß ſeines Lebens fällt alſo gerade in eine Zeit, da die Kirche ſich durch die Arianiſchen Unruhen in der größten Gefahr ſah — mit Umſicht und Weisheit geleitet hatte.

Bei der Legende von **St. Urſula** und den 11000 Jungfrauen, mit denen ſie von England aus nach Deutſchland hinüber und den Rhein aufwärts ſchiffte, um ſich in Rom taufen zu laſſen, hat die Kritik, indem ſie das XI. M. Virg. nicht „undecim millia Virginum", ſondern „undecim martyres Virgines" geleſen wiſſen wollte, ſchon die Zahl der Jungfrauen von 11000 auf 11 reducirt, und der Pilgerfahrt ſomit einen bedeutenden Theil ihrer Feierlichkeit geraubt. Wollte man auch noch das Schiff ſymboliſch auffaſſen, ſo bliebe von der ganzen Legende nicht viel mehr übrig, als die einfache Notiz, daß eilf Jungfrauen, vormals Heidinnen, ſich taufen ließen und in den Schoß der chriſtlichen Kirche eintraten, und damit wäre allerdings der ganze Zauber der romantiſchen Pilgerfahrt zerſtört.

IX. Der Anker.

Da ſchon im frühen Alterthum das Leben häufig mit einer Fahrt auf dem Meere verglichen wurde, ſo lag es nahe, diejenige Tugend, welche dem Menſchen die Kraft giebt, in den Stürmen des Unglücks einen feſten Standpunkt zu behaupten, mit dem Anker zu vergleichen, der daher zunächſt Symbol der Standhaftigkeit überhaupt, auf chriſtlichen Bildwerken aber ſpeciell das des Glaubens, der Geduld und Hoffnung war; man vgl. Hebr. 6, 19. In dieſem Sinne wurde der Anker ſchon in der chriſtlichen Vorzeit beſonders auf Grabſteinen und Särgen vielfach angebracht, und um beſtimmt anzudeuten, daß er hier Symbol des Glaubens und der Hoffnung des Chriſten ſein ſolle, wurden ihm häufig die ſymboliſchen Fiſchlein beigefügt.

Nächſt dieſer allgemeinen chriſtlichen Bedeutung aber hat er auf einigen Heiligenbildern, den Legenden zufolge, auch noch eine ſpeciellere. So wird von **St. Clemens**, dem römiſchen Biſchof, der von einigen Kirchenhiſtorikern als unmittelbarer Nachfolger des Petrus, von andern als der dritte oder vierte Biſchof v. Rom genannt, und in der Regel mit einem Anker zur Seite abgebildet wird, in der Legende berichtet, daß er an einem Anker im Meere ertränkt worden und ſo den Märtyrertod geſtorben ſei.

Indeß mag auch hier der Anker urſprünglich nur ſymboliſches Attribut geweſen ſein, um anzudeuten, daß der Biſchof durch die Feſtigkeit ſeines Glaubens gleich einem Anker das Schiff der Kirche feſtgehalten

habe, daß es nicht durch die Stürme in den Verfolgungszeiten verſchlagen wurde.

Eben dieſe ſymboliſche Bedeutung könnte der Anker auch auf dem Bilde des oben erwähnten **St. Nikolaus** haben, bei dem er ſich übrigens, ſobald der Heilige zum Schutzpatron der Schiffer geworden, als Attribut ohnehin von ſelbſt verſtand.

X. Der Oelzweig, die Palme und der Phönix.

Wie ſchon im Heidenthum der Oelzweig, urſprünglich Symbol des Friedens, dann aber auch (inſofern der wieder erlangte Friede die Frucht eines ſiegreich geendeten Krieges iſt) gleich der Palme Symbol des Sieges war, ſo blieben beide es auch in der chriſtlichen Symbolik, nur daß hier ausſchließlich der Sieg über Tod und Grab gemeint war. Demgemäß findet ſich der Oelzweig, wie die Palme, ſchon auf den älteſten chriſtlichen Grabſteinen, und zwar keineswegs bloß bei Märtyrern. Jeder Chriſt war ja ein „Streiter Chriſti" und folgte der Fahne desſelben; jeder im Glauben an den Todesüberwinder Verſtorbene hatte durch dieſen ſeinen Glauben über die Schrecken des Todes geſiegt und war ſo zum ſeligen Frieden gelangt. Daher kam Jedem die Palme des Sieges und der Oelzweig des ewigen Friedens zu, — der letztere ſchon darum, weil er als Glied der Kirche die Fahrt durch das Meer des Lebens in der ſymboliſchen Arche Noahs gemacht hatte, und der Oelzweig, den die Taube damals dem Noah als Zeichen der baldigen Landung brachte, auch ihm galt, der nunmehr gleichfalls in den Hafen der Ruhe eingelaufen war.

An das Grab des Chriſten knüpfte ſich aber auch zugleich die Hoffnung der Auferſtehung und hierauf beruht, wie es ſcheint, die Sage von der Palme und dem Vogel Phönix, daß ſie beide aus ihrer Aſche neu auferſtehen.

Bekanntlich iſt „Phönix" nicht nur der Name jenes Aegyptiſchen Wundervogels, ſondern die Griechen bezeichneten damit 1) die blutrothe oder Purpurfarbe, 2) die Einwohner von Phönicien, während dieſe ſelbſt ſich Canaanäer nannten *) und 3) den Palmbaum, die letzteren beiden offenbar darum, weil der Palmbaum ebenſo wohl, wie jenes Volk, das ihnen vornehmlich durch ſeinen Handel mit Purpur bekannt war, ſie

*) Vgl. *Augustin.* Expos. ep. ad Rom. c. 4. „Interrogati rustici nostri, i. e. Hipponenses, quid sint? punice respondentes *Chanani*, corrupta scilicet, ut in talibus solet, una litera, quid aliud respondent, quam *Chananaei*?"

zunächſt an die rothe Farbe erinnerte. Auch in Zuſammenſetzungen brauchten ſie das Wort häufig; ſo nannten ſie den Flamant „phoenicopteros" (den Vogel mit rothen Flügeln) und den Rothſchwanz „phoenicuros". — Ein Vogel alſo, den man ſich durch und durch roth dachte, konnte ſehr wohl von ihnen „Phönix" — der Purpurvogel — genannt werden, und traf auf dieſe Weiſe der Phönixvogel mit dem Phönixbaum im Namen zuſammen, ſo ließ ſich, da der erſtere doch einmal mehr oder weniger der Fabelwelt angehörte, die es mit der Wahrſcheinlichkeit nicht allzugenau nahm, leicht auf jenen beziehen, was urſprünglich von dieſem galt. Nun iſt es an und für ſich ſchon richtig, daß die Aſche eines verbrannten Palmbaums, wie die jedes anderen, das Erdreich düngt, ſo daß der neue um ſo beſſer gedeiht; außerdem aber war, und dies iſt hier die Hauptſache, die ſymboliſche Palme auf Grabſteinen als Zeichen des Sieges über den Tod, zugleich Symbol der Auferſtehung eines neuen Leibes aus der Aſche des verweſten alten, und dies auf den Vogel übergetragen, erklärt ziemlich natürlich jene Sage, nach welcher er aus ſeiner Aſche wieder neuverjüngt emporfliegt, ohne daß man erſt das dem Chriſtenthum fremde Verbrennen der Leichname zu Hülfe zu nehmen braucht.

War aber einmal die Sage von dem Phönixvogel da, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß er nun wiederum als Symbol der Auferſtehung gebraucht wurde, [1]) während die Palme, namentlich in der ſpäteren Zeit den wirklichen Märtyrern oder Auserwählten Gottes als ausſchließliches Attribut verblieb, wahrſcheinlich mit Rückſicht auf Offenb. 7, 9. wo es von dieſen heißt, daß ſie angethan mit weißen Kleidern und Palmen in den Händen den Triumphgeſang: „Heil ſei dem, der auf dem Stuhl ſitzt, unſerem Gott und dem Lamm!" ſingen.

XI. Die Taube.

Wie noch heut, ſo galt im ganzen Alterthum und namentlich bei den Juden die Taube für ein Symbol der Frömmigkeit Unſchuld und Sanftmuth. „Eine iſt meine Taube, meine Fromme," ſagt im Hohenliede (c. 6, 9) der Liebende von ſeiner Geliebten, und bekannt iſt das Wort Chriſti: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falſch, wie die Tauben."

---

1) So ließ **St. Cäcilia** auf dem Sarge des Maximus als Zeichen ſeiner Hoffnung einer künftigen Auferſtehung den Phönix abbilden. „Jussit, heißt es bei Surius (act. S. Caecil. ad 22. Nov.) Caecilia, ut in arca ejus insculperetur phoenix ad ostendendam ejus fidem, qui se inventurum esse resurrectionem phoenicis exemplo admiserat."

Es ist daher nicht ohne Bedeutung, daß der heilige Geist, während er im A. T. unter dem Bilde des Adlers dargestellt wird, im N. T. bei der Taufe Christi unter der Gestalt einer Taube auf ihn herabschwebt. Dort ist es der Geist, der den Seher im kühnen Fluge auf seinen Schwingen von der Erde zum Himmel emporträgt; hier der Geist, der von den Himmelshöhen sanft zur Erde hernieder schwebt, um auf dem zu ruhen, der sanftmüthig und von Herzen demüthig, das Geheimniß der gnadenreichen Liebe offenbaren soll. — Demgemäß wurde die Taube

a. als Symbol des christlichen Geistes der Sanftmuth und Liebe gebraucht, und wie wir von Tertullian erfahren, Christus selbst unter dem Bild der Taube dargestellt, [1]) auch das Gotteshaus bisweilen das „Haus der Taube" genannt. [2]) Da diese nun einerseits Symbol der christlichen Frömmigkeit, andrerseits aber auch Symbol des Geistes oder der Seele war, so ließ sich auch auf Grabdenkmälern der Gedanke, daß die den irdischen Körper verlassende Seele die eines frommen Christen sei, in der That kaum besser, als durch eine emporschwebende weiße Taube darstellen, die denn auch in den Legenden vielfach wiederkehrt.

So heißt es von **St. Polykarp,** dem Bischof v. Smyrna († 166 als Märtyrer), daß über seinem Scheiterhaufen eine weiße Taube aufgeflogen sei. Gleiches wird von **St. Eulalia,** die unter Diocletian zu Barcellona in Spanien hingerichtet wurde, und von **St. Scholastica,** der Schwester des heil. Benedictus, berichtet.

In ähnlicher Weise meldet die Legende von dem Bischof **St. Medardus** v. Noyon, daß aus seinem Sarge eine weiße Taube herausgeflogen, und mit zwei andern Tauben, die vom Himmel herab über dem Sarge geschwebt hätten, emporgeflogen sei.

Selbst bei Solchen, die nicht zur Zahl der Heiligen gehörten, und von denen die Legenden nichts berichten, pflegte man die zum Himmel emporschwebende Seele gern durch eine solche Taube anzudeuten, und namentlich auf den Bildern christlich frommer Frauen und früh verstorbener Kinder durfte sie fast nie fehlen.

Die Taube war aber auch

b. speciell Symbol des heiligen Geistes, und zwar in doppelter Beziehung, indem man theils die dritte Person in der Trinität, theils

---

1) *Tertull.* c. Valentin. c. 2. Christum columba demonstrare solita est.

2) *Tertull.* l. l. c. 3. „Nostrae columbae domus simplex in editis semper et apertis et ad lucem" — zugleich ein Zeugniß, wie alt die Sitte ist, im Gegensatz zu den Juden, die christlichen Kirchen wo möglich auf frei liegenden Anhöhen und Bergen gen Osten zu erbauen.

die Wirkſamkeit des heil. Geiſtes innerhalb der chriſtlichen Kirche durch ſie ſymboliſirte.

1. Als Symbol der dritten Perſon in der Trinität erſcheint ſie, ſo weit wir ſichere Zeugniſſe dafür haben, gegen Ende des III. Jahrhunderts. So erwähnt Paulinus, *) Biſch. v. Nola (um 400) ein Kirchengemälde, auf welchem Chriſtus als Lamm und der heilige Geiſt als Taube dargeſtellt, Gott der Vater aber durch die Stimme vom Himmel angedeutet ſei. — Späterhin, da man die Kirchen immer mehr mit Bildern und Bildwerken auszuſchmücken anfing, wurde natürlich auch dies Symbol immer häufiger angebracht, namentlich in den Taufkapellen über dem Taufſtein, und an dem Baldachin über dem Altar, welcher von der über dem Altartiſch ſchwebenden Taube (περιστερὰ) den Namen Periſterium erhielt. Ebenſo war es bei der mittelalterlichen Pfingſtfeier ein weſentliches Erforderniß, daß man zur Veranſchaulichung der Sendung des heiligen Geiſtes, gewöhnlich unter dem Geſang des Hymnus: „Veni sancte Spiritus" eine hölzerne oder ſilberne Taube an einem Bindfaden von dem Kirchenhimmel herabſenkte oder eine lebendige herunterfliegen ließ; und auch in Rußland hat die große Menge von Tauben, die man dort nicht nur auf dem Lande, ſondern faſt in allen Städten ſieht, in der ſymboliſchen Bedeutung derſelben ihren Grund. Der gemeine Ruſſe würde vor dem gebratenen Symbol des heiligen Geiſtes zurückſchaudern, und ſelbſt wenn er ganz unverſehens eines von dieſen dort ganz dreiſt herumlaufenden Thieren durch ſeinen Fußtritt tödtet, macht er ſich die größten Gewiſſensbiſſe darüber.

2. Als Symbol für die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes iſt die Taube anzuſehen, wenn ſie, wie man es auch in proteſtantiſchen Kirchen noch hier und da findet, an dem Kanzeldach angebracht iſt; ſie ſoll hier an den Beiſtand deſſelben bei der Verkündigung des Wortes Gottes erinnern.

Außerdem findet ſie ſich auch häufig auf Heiligenbildern, welche Päpſte, Biſchöfe, Aebte ꝛc. darſtellen, und zu jeder Taube im Bilde gehört auch natürlich eine Wundergeſchichte in der Legende.

So wird von **St. Fabian**, dem Biſch. v. Rom (236—251) erzählt, das er als Laie und Fremdling zufällig in die Kirche gekommen ſei, da man eben mit der Wahl des neuen Papſtes beſchäftigt war; und während er ſo dageſtanden, habe ſich eine Taube auf ſein Haupt niedergelaſſen, was für die Verſammelten ein Wahrzeichen geweſen ſei, ihn zu wählen.

---

*) *Paulin.* Ep. XII. ad Sever. „Pleno coruscat trinitas mysterio: stat Christus agno: vox Patris coelo tonat et per columbam Spiritus Sanctus fluit."

Ebenſo wird von **St. Severus**, dem Biſch. v. Ravenna, berichtet, daß er, bis dahin ein armer, ſchlichter Weber, der ſich mit anderem Volk in der Kirche eingefunden, als man nach dem Tode des Agapetus über die Wahl des neuen Biſchofs rathſchlagte, einſtimmig erwählt worden ſei, weil eine Taube ſich ihm aufs Haupt ſetzte, und in gleicher Weiſe heißt es von **St. Hilarius**, Biſch. v. Arles († 449), daß eine Taube, die ſich während der Wahl ihm auf die Schultern ſetzte, ihn als den zu Wählenden bezeichnet habe.

Bei allen dieſen Erzählungen iſt der einfache Grundgedanke der, daß die Wahl unter und durch Mitwirkung des heiligen Geiſtes geſchah. Dies deutete der Maler ſymboliſch durch die Taube an, und dieſe gab wiederum dem Legendenerzähler Stoff zu einer Wundererzählung, bei welcher es ſich ſchon des poetiſchen Contraſtes wegen, und um die unmittelbare Einwirkung des heiligen Geiſtes deſto anſchaulicher zu machen, von ſelbſt verſtand, daß der Erwählte vorher ein ganz ſchlichter Mann von niederem Stande geweſen ſein mußte.

Bei andern Heiligen, wie z. B. bei **St. Gregor** d. Gr., dem berühmten Biſchof von Rom († 604) und **St. David**, Biſchof von Wallis († 544), welche die Taube auf der Schulter, und bei **St. Thomas** von Aquino († 1274) und **St. Petrus** von Alcantara († 1562), welche dieſelbe am Ohr oder Mund haben, bedeutet ſie die in den Predigten, Weiſſagungen und Schriften dieſer Männer ſich kund gebende Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes.

Bedenkt man ferner, daß auch ganz beſtimmte einzelne Begebenheiten von einer unmittelbaren Einwirkung deſſelben abgeleitet wurden, ſo wird man ſich die Taube auch in den übrigen Heiligenbildern und Geſchichten leicht erklären. So konnte man die Geneigtheit des fränkiſchen Königs **Chlodwig**, ſich taufen und mit dem heiligen Salböl ſalben zu laſſen, nur als ein Werk des heil. Geiſtes anſehen. Auf dem Bilde des **St. Remigius**, der die Taufe und Salbung vollzog, durfte daher die Taube nicht fehlen, und um ganz beſtimmt an das zu erinnern, was ſie hier zu bedeuten hatte, mußte das Oelfläſchchen ihr ſelbſt beigefügt werden. Demnach berichtet, dem Bilde entſprechend, die Legende: Es habe bei der auf die Taufe folgenden Salbung an Oel gefehlt, weil der Diener, der es bringen ſollte, bei dem großen Gedränge nicht habe zur Kirche kommen können. Da ſei denn der Biſchof niedergekniet und auf ſein Gebet habe eine Taube vom Himmel ein Fläſchchen mit Salböl gebracht. *)

*) Es iſt dies die bekannte Ampulla Remensis, mit der von da an alle Könige von Frankreich bei ihrer Krönung zu Rheims geſalbt wurden. In der Zeit der Revolution wurde ſie zertrümmert, aber die Scherben glücklich gerettet, ſo daß das Fläſchchen auch nachher noch gebraucht werden konnte.

In ähnlicher Weiſe hat man es zu erklären, wenn es von **St. Adelgunde**, einer fürſtlichen Jungfrau († 643), auf deren Bild ſich häufig eine Taube mit dem Nonnenſchleier im Schnabel findet, in der Legende heißt, daß ſie, von früher Jugend an der Andacht lebend, ſich um keinen Preis zu einer Heirath habe verſtehen wollen, und da die Mutter ernſtlich darauf drang, in ein Kloſter geflüchtet ſei, wohin ihr eine Taube den Nonnenſchleier gebracht und umgelegt habe. — Auch hier iſt der einfache Grundgedanke nur der, daß der Entſchluß einer Königstochter, allem irdiſchen Glanz zu entfliehen und den Nonnenſchleier zu wählen, ein Werk des heil. Geiſtes war.

Etwas künſtlicher und geſuchter iſt es, wenn auf dem Bilde der oben erwähnten **St. Urſula** die Taube zu ihren Füßen erſcheint. Die Legende berichtet nämlich, daß dem heil. Cunibert, Biſchof von Cöln, als er eines Tages Meſſe las, eine Taube den Ort angezeigt habe, wo der Leichnam der heil. Urſula begraben läge. Demgemäß gehörte die Taube eigentlich auf das Bild des Cunibert; da es aber zugleich die wunderbare Entdeckung des Grabes der heil. Urſula galt, ſo durfte ſie auch hier nicht fehlen, und als Hindeutung auf das Grab fand ſie natürlich unten am Boden zu den Füßen der Heiligen am beſten ihren Platz.

XII. Der Adler.

Faſt in allen Sprachen des Alterthums bedeutet das für „Geiſt“ gebräuchliche Wort urſprünglich das Wehen oder den Hauch des Windes — ein Beweis für die nahe Verwandtſchaft, die man zwiſchen beiden fand; und da der Adler mit ſeinem kühnen und ſchnellen Fluge von jeher ein Bild des mächtig daher brauſenden Sturmwindes war, ſo war er eigentlich ſchon dadurch zugleich Symbol des Geiſtes, namentlich des göttlichen. Daher ſtellte man den Gottesgeiſt, inwiefern er insbeſondere die Propheten des alten Bundes erfüllte, gern unter dieſem Bilde dar, und hieraus erklärt ſich auch leicht der zweiköpfige Adler als Attribut des Eliſa. Der Prophet hatte den ſcheidenden Elias gebeten, daß ſein Geiſt zwiefältig bei ihm ſein möge (2. Kön. 2, 9), und für die ſymboliſche Darſtellung dieſes zwiefältigen Geiſtes bot ſich von ſelbſt die Geſtalt des Doppeladlers dar.

Der Adler des Evangeliſten Johannes iſt, wie die Thiere bei den andern Evangeliſten beweiſen, aus der oben erwähnten Schilderung bei Ezechiel (c. 1, 10) entlehnt, und eine Hindeutung auf den ſpiritualen Charakter ſeines Evangelii ſcheint wenigſtens bei den mittelalterlichen Künſtlern damit nicht gemeint zu ſein. Denn auf manchen Bildern iſt, obwohl der Adler nicht fehlt, der heilige Geiſt doch noch durch eine weiße Taube am Ohr des Evangeliſten bezeichnet. Allerdings aber wurde der

Adler durch ihn ſpäterhin zum Attribut der Theologen, da gerade dieſer Evangeliſt, der in den Arianiſchen Streitigkeiten durch ſeine Logoslehre (θεός ἐστιν ὁ Λόγος) die ſicherſte Schutzmauer für die kirchliche Lehre von der Trinität geweſen, von da an für den Schutzpatron der Theologen überhaupt galt.

Demgemäß hat auch **St. Auguſtinus** wegen ſeiner hohen Verdienſte als Theologe den Johannes-Adler zur Seite, und vielleicht iſt ebenſo auf einigen andern Heiligenbildern der Adler urſprünglich nur ſymboliſch gemeint geweſen, während er in den Legenden natürlich immer auf ein Wunder bezogen wird.

So wird von **St. Bertulph** — dargeſtellt als Abt mit einem über ihm ſchwebenden Adler, der ihn vor dem Regen ſchützt — berichtet, daß er, wie er einſt auf freiem Felde ganz in Andacht verſunken in einem Buch las, von einem wunderbaren Glanz umgeben geweſen, und da eben ein heftiger Regen eingetreten, durch einen herabſchwebenden Adler, der ſeine mächtigen Schwingen über ihn ausbreitete, geſchützt worden ſei.

Aehnliches wird von **St. Servatius** — dargeſtellt als Biſchof mit einem Adler — erzählt, der überhaupt in der Legende und Volkstradition eine wichtige Rolle ſpielt. Da er der Legende zufolge ein Bruderſohn der heiligen Eliſabeth und ſomit ein naher Anverwandter der Jungfrau Maria, gleichwohl aber auch auf mehreren Concilien des IV. Jahrhunderts ein eifriger und kräftiger Vertheidiger der Orthodoxie war, ſo geht ſchon daraus hervor, daß er weit über dreihundert Jahre gelebt haben muß. Von einem Engel zum Biſchof geweiht, konnte er, wenn es ſich um theologiſche Gegenſtände handelte, alle Sprachen reden, und was ſeine irdiſchen Bedürfniſſe betraf, ſo bedurfte er außer dem Sacrament des Altars keine andere Speiſe. Einmal war er auf einer Reiſe vor großer Ermüdung um Mittag auf freiem Felde eingeſchlafen, und alsbald flog ein mächtiger Adler zu ſeinem Schutz herab, der ihn mit dem einen Flügel gegen die brennende Sonne ſchützte und mit dem andern ihm Kühlung zufächelte.

Auch von **St. Medardus** — dargeſtellt als Biſchof mit einem über ihm ſchwebenden Adler — weiß die Legende, daß er, ſo oft ihn ein Regen überraſchte, von einem Adler vor dem Naßwerden geſchützt wurde.

Von **St. Prisca** — dargeſtellt als junges Mädchen, einen Löwen neben und einen Adler über ſich — wird berichtet, daß ſie als Chriſtin von der heidniſchen Obrigkeit zum Tode verurtheilt, aber von dem Löwen, dem ſie im Amphitheater vorgeworfen wurde, verſchont, und nach qualvollen Leiden, 275 zu Rom enthauptet, ihr Leichnam aber durch einen mächtigen Adler vor jeder Beſchimpfung geſchützt worden ſei.

XIII. Der Hahn.

Warum der Hahn, von Alters her wegen ſeines frühen Morgengeſchreis ein Symbol der Wachſamkeit, dem Apoſtel Petrus als Attribut beigegeben und ſpeciell als Symbol der chriſtlichen Wachſamkeit gebraucht wurde, iſt aus der Verleugnungsgeſchichte klar; und als ſolches fand er, namentlich inſofern die Wachſamkeit ſich auf die Erhaltung der Rechtgläubigkeit bezog, ſeinen Platz vornehmlich auf dem Kreuz der Kirchenthürme. Hoch oben, weithin ſichtbar ſollte er ſtehen, für Jedermann ein Warnungszeichen vor aller Ketzerei; und als Attribut des Apoſtels Petrus, der die Römiſche Kirche repräſentirte, war er nicht bloß die ſymboliſche Aufforderung zur chriſtlichen Wachſamkeit, ſondern zugleich auch Triumphzeichen der römiſchen, oder wie das Mittelalter es auffaßte, der chriſtlichen Kirche überhaupt.

Auf Heiligenbildern erſcheint der Hahn ſelten; nur **St. Vitus**, als Kind oder Jüngling in fürſtlicher Kleidung dargeſtellt, hat ihn in der Regel neben ſich, und noch bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts brachte das böhmiſche Landvolk dieſem Heiligen alljährlich an ſeinem Gedächtnißtage (15. Juni) im Dom zu Prag einen Hahn zum Opfer. Der Grund davon ſcheint in der vormaligen Verehrung des altſlawiſchen Heidengottes Swantowit zu ſuchen zu ſein. Auch dieſer gehörte, ſeitdem das Volk den heidniſchen Götzendienſt als Teufelswerk verabſcheuen gelernt hatte, zu jenen Dämonen des Reiches der Finſterniß, deren Macht durch das Chriſtenthum gebrochen war, die aber, wie man glaubte, aus Rache für den ihnen verweigerten Opferdienſt, in der Nacht ihr Weſen deſto ſchrecklicher trieben, und von deren Wüthen und Toben erſt das Hahngeſchrei am Morgen wieder befreite. Nun hatte der heil. Wenceslaus, König von Böhmen, aus Italien eine Reliquie des St. Vitus mitgebracht, und da ſein Name einige Aehnlichkeit mit dem Heidengott Swantowit hatte, ſo ſah das Volk in ihm gleichſam den guten Engel, der es von jenem Teufel erlöſte und brachte ihm zum Zeichen, daß es nun nicht mehr das Geſchrei des Hahnes bedürfe, um vor Nachtgeſpenſtern ſicher zu ſein, einen Hahn zum Opfer dar.

XIV. Der Löwe.

Da der Löwe, eines der beliebteſten Symbole, in ſo vielfach verſchiedener Beziehung vorkommt, ſo erſcheint es auf den erſten Anblick allerdings ſchwierig, den einen Grundgedanken aufzufinden, aus dem der anderweitige Gebrauch dieſes Sinnbilds zu erklären iſt. Die Schwierigkeit wird indeß bedeutend vermindert, wenn man zuvörderſt die Fälle aus-

ſcheidet, in denen der Löwe nicht ſymboliſches, ſondern hiſtoriſches Attribut iſt.

Wenn z. B. der Prophet **Daniel** in betender Stellung zwiſchen zwei Löwen dargeſtellt wird, ſo ſollen dieſe an ſeinen Aufenthalt in der Löwengrube erinnern; ebenſo iſt es bei **St. Pontianus**, der, wie die Legende berichtet, unter Marcus Aurelius den Löwen vorgeworfen wurde. Auch bei dem Propheten **Joel** und dem Märtyrer **St. Baſilius** ſoll der Löwe nur die Todesart anzeigen. Gleiches gilt von den Löwen auf den Bildern des **St. Ignatius**, der zu Rom im Amphitheater den Löwen vorgeworfen wurde, und des **St. Marcian**, der **St. Natalia** und **St. Priſca**, die zu eben dieſer Todesſtrafe verurtheilt wurden.

Was dagegen den ſymboliſchen Löwen betrifft, ſo wird man ihn faſt überall als Symbol der Kraft erklären können. So erſcheint er namentlich als Träger von Kanzeln, Chor- und Kirchenſtühlen, und auch die beiden Löwen, die man hier und da in den Vorhallen der Kirchen gewahrt, ſollen nur die ſtarken Wächter des Heiligthums vorſtellen.

Das Symbol der Kraft iſt gemeint, wenn der Erzvater Jakob in ſeinem Segen (1. Moſe 49, 9) im Hinblick auf Juda's künftige Macht und Größe ſagt: „Juda iſt ein junger Löwe," und wenn mit Beziehung auf dieſe Weiſſagung in der Offenbarung (c. 5, 5) der Aelteſte zu dem Seher, der tief betrübt iſt, daß Niemand da iſt, der das mit ſieben Siegeln verſchloſſene Buch zu öffnen vermag, mit den Worten: „Weine nicht, ſiehe es hat überwunden der Löwe, der da iſt vom Geſchlecht Juda" auf Chriſtum hinweiſt.

In ganz ähnlicher Weiſe, wie hier Chriſtus, wird aber auch der Teufel, um ſeiner Macht willen, mit einem Löwen verglichen (1. Petr. 5, 8 „Euer Widerſacher, der Teufel, gehet umher, wie ein brüllender Löwe").

Seine Macht ſei indeß noch ſo groß, Chriſtus iſt ſtärker, und wo er gebeut, kann ſelbſt der grimmigſte Feind dem Chriſten nichts anhaben; er muß ſich vielmehr unterwerfen und ihm dienſtbar werden. Dies iſt der Grundgedanke in den Legenden und bei den Bildern, welche den Löwen oder eine andere wilde Beſtie als dienſtbares Hausthier eines Heiligen darſtellen. So wird **St. Geraſimus** mit einem Löwen zur Seite abgebildet, der einen Korb im Rachen trägt, und die Legende berichtet, daß dieſer ihm treu wie ein Hund gedient habe.

Bei **St. Makarius**, dem Einſiedler, auf deſſen Bild ſich zwei Löwen zeigen, die eine Grube graben — wie die Legende meldet, um ihn zur Strafe für ein fleiſchliches Vergehen auf einige Zeit hineinzuſtecken — und bei **St. Hieronymus**, der meiſt ſchreibend oder leſend, mit einem Löwen zur Seite abgebildet wird, mag man dieſen immerhin als ein Symbol der Einſamkeit und des Aufenthaltes in der Wüſte auf-

faſſen; man wird darüber nicht vergeſſen dürfen, daß es auch hier das ſeiner Stärke wegen gefürchtete Thier iſt, welches dem ſeiner Ueberlegenheit ſich bewußten und durch ſeinen Glauben von aller Furcht freien Chriſten kein Gegenſtand des Schreckens mehr iſt.

Gleiches gilt von **St. Venantius** von Tours, der meiſt von mehreren Löwen umgeben abgebildet wird, wozu vielleicht der an das Jagdweſen erinnernde Name die Veranlaſſung geweſen iſt. Jedenfalls aber ſollen die Löwen auch hier an den mächtigen Widerſtand erinnern, den das Heidenthum dem Chriſtenthum leiſtete, und von dem es gleichwohl überwunden wurde. War doch auch in rein phyſiſcher Hinſicht die Cultur des Landes und die Ausrottung der wilden Thiere überall das Erſte, wodurch das Chriſtenthum ſeinen Einfluß geltend machte.

XV. Das Einhorn.

In mehreren Stellen des A. T. (z. B. 4. Moſ. 23, 22; 5. Moſ. 33, 17. Pſ. 22, 22; 29, 6; Jeſaj. 34, 7; Hiob 39, 9. 10) wird ein Thier des Waldes, Rêm (רְאֵם oder רִים) erwähnt, das dem Namen nach an die im Arabiſchen „Reom" (رِئْم) genannte Antilope erinnert, und von den LXX und in der Vulgata durch „Einhorn (μονόκερως, unicornis) wiedergegeben wird. Nach der Beſchreibung in den angegebenen Stellen aber muß das „Rem" eher Aehnlichkeit mit einem Ochſen gehabt haben; denn Pſ. 29, 6 wird ſein Junges mit dem Kalbe zuſammengeſtellt, und in den übrigen Stellen wird es als ein wildes, dem Menſchen gefährliches Thier geſchildert, das mit ſeinem Horn oder ſeinen Hörnern alles verwüſtet, ſo daß Alb. Schultens (zu Hiob 39, 9) und de Wette (zu Pſ. 22, 22) gewiß mit Recht an den Büffelochſen (bos bubalus) gedacht haben. Nichts deſto weniger kann bei Plinius (Hist. nat. VIII, 21) mit dem Einhorn nur jenes bekannte, Pferd-ähnliche Thier gemeint ſein, das die Naturforſcher, da es ſich nirgends finden ließ, lange Zeit für eine Fabel gehalten haben, bis endlich einige Engländer neuerdings wirklich Thiere der Art in den Tibetaniſchen Wüſten fanden.*) Je ſeltener das Einhorn aber, und wahrſcheinlich zu allen Zeiten in Wirklichkeit geweſen iſt und je weniger daher die beglaubigte Naturgeſchichte von ihm zu berichten hat, deſto mehr weiß die mythiſche von ihm.

Das lang hervorſtehende, gerade Horn, das, inwieweit es ein Handelsgegenſtand iſt, bekanntlich nicht von ihm, ſondern von dem ſogenannten See-Einhorn herkommt, galt ſchon in alten Zeiten als „Horn

*) Vgl. Roſenmüller „Morgenland" II. S. 269 f.

des Heils“ (vgl. Luk. 1, 69) für ein Symbol der Erlöſung und außerdem für das ſicherſte Schutzmittel gegen Vergiftung, ganz ſo wie das Horn des Rhinoceros, dem dieſe Eigenſchaft gleichfalls nachgerühmt wird, und das daher häufig zu Trinkbechern verarbeitet wurde. Jedenfalls aber beruht hier wenigſtens eine von beiden Angaben auf einer Verwechſelung; nur dürfte ſich ſchwer ermitteln laſſen, welche. Wäre es ſicher beglaubigt, daß das Horn des Rhinoceros jene Eigenſchaft hat, dann ließe ſich annehmen, daß man, was von dieſem galt, irrthümlicher Weiſe auf das Horn des Einhorns übergetragen, und um der ihm angedichteten Eigenſchaft willen es, gleich dem Kreuz, durch das man gleichfalls die Gefahr der Vergiftung abwehren zu können glaubte, zum Symbol des Heils und der Erlöſung gemacht habe. Auf der andern Seite aber konnte auch, wenn das Horn des Einhorns zu einem ſolchen Symbol und demgemäß zum Schutzmittel gegen Gift geworden war, auf das Horn des Rhinoceros, das auch unter dem Namen des Einhorns bekannt war, bezogen und buchſtäblich gedeutet werden, was dort urſprünglich nur ſymboliſch gemeint war.

Außerdem galt das Einhorn, wie in der perſiſchen Mythologie, wo es die reine Thierwelt des Ormuzd repräſentirt, ſo auch bei den Chriſten für ein Symbol der Reinheit, namentlich der jungfräulichen. Daher wurde häufig die Jungfrau Maria mit einem Einhorn im Schoße abgebildet, und hieraus ſcheint die Sage entſtanden zu ſein, daß dieſes Thier, im höchſten Grade menſchenſcheu, ſich nur dann einfangen laſſe, wenn eine reine Jungfrau ihm den Schoß öffne. Eine ſolche Darſtellung mußte die, welche ſie nicht richtig verſtanden, leicht auf den Gedanken bringen, daß das Einhorn ein Symbol Chriſti ſei, und das vorhin erwähnte „Horn des Heils“ hat ſeinen Grund vielleicht eben darin, daß man bei dem Einhorn als Sinnbild Chriſti keine andere ſymboliſche Bedeutung herausfinden konnte.

Nächſt der Jungfrau Maria wird übrigens auch **St. Juſtina** mit einem Einhorn im Schoß abgebildet, wo es gleichfalls Symbol der jungfräulichen Reinheit iſt. Die Legende nämlich berichtet, daß ſie, eine fromme, chriſtliche Jungfrau von bezaubernder Schönheit, in Antiochien, ihrer Geburtsſtadt, von einem Jüngling mit aller Glut der Leidenſchaft geliebt wurde. Aber alle Mittel, ihre Gegenliebe zu gewinnen, waren vergebens, und der Jüngling wandte ſich in ſeiner Verzweiflung endlich an Cyprian, einen berühmten Zauberer, der, um Meiſter in den magiſchen Künſten zu werden, den größten Theil des Orients durchreiſt, ſelbſt bis Indien gekommen und unlängſt erſt nach Antiochien zurückgekehrt war. Aber an Juſtina ſcheiterte all ſein Wiſſen und ſeine Kunſt. Weder ſeine Zauberformeln, noch ſeine Zaubertränke halfen etwas, und ſelbſt die mächtigſten Höllengeiſter, die er citirte, bekannten, daß ſie

gegen das Kreuz und den Namen Jesu, womit sich die Jungfrau schütze, nichts vermöchten. Dies und einige Unterredungen mit Justina, die ihn genauer belehrte, wer der mächtige Schutzgeist sei, gegen den er mit all seinen Künsten nichts ausrichte, hatten zur Folge, daß er selbst bald darauf der Magie entsagte, seine Bücher verbrannte, sich taufen ließ und wie Justina ins Kloster ging. Dort war er mehrere Jahre hindurch Thürhüter, wurde späterhin Priester und endlich Bischof von Antiochien. In der Diocletianischen Verfolgung (304) wurde er und Justina enthauptet.

Endlich war das Einhorn auch wegen seiner Menschenscheu und Liebe zur Einsamkeit ein häufig gebrauchtes Symbol der beschaulichen Einsamkeit und des Klosterlebens, wozu es sich schon als Sinnbild der Jungfräulichkeit ganz besonders eignete, und daher kommt es namentlich an den Stäben der Klosterbischöfe öfter vor.

XVI. Das Schwein und andere unreine Thiere.

Um die mit Figuren von Thieren oft überreich ausgestatteten Bildwerke des Mittelalters deuten zu können, ist es vor allen Dingen nothwendig, sich an den Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren zu erinnern, wie er im Mosaischen Gesetz (3. Mos. 11, 2 ff.) festgestellt ist. Demgemäß waren von Säugethieren nur diejenigen, welche wiederkäuen und die Klauen spalten, zum Genuß erlaubt; das Kameel dagegen, das Kaninchen und der Hase, die zwar wiederkäuen, aber nicht die Klauen spalten, und ebenso das Schwein, das zwar die Klauen spaltet, aber nicht wiederkäut, unrein. — Die genauere Darlegung der Gründe, warum gerade diese Thiere als unrein bezeichnet sind, gehört nicht hierher. Bei dem Schwein ist ohnehin sein Aeußeres Commentar genug, und zur symbolischen Bezeichnung der unreinen Lüste und Begierden konnte man nicht leicht etwas Passenderes wählen. Demgemäß wurde es auch als Symbol der Sünde und des Teufels gebraucht, und als solches hat man es anzusehen, wenn es sich auf Bildern des **St. Antonius** neben dem Heiligen findet, welcher, den Legenden zufolge, vielfache Versuchungen und Kämpfe mit dem, in Gestalt eines solchen Thieres ihm erscheinenden Teufel zu bestehen hatte. Die Sitte des Römischen Landvolkes, alljährlich am Antoniustage die Hausthiere vor die St. Antoniuskirche in Rom zu treiben, um sie vom Priester segnen zu lassen, und der Volksglaube, der in diesem Heiligen den Schutzpatron der Schweine sieht, beruht daher auf einem bloßen Mißverständniß des symbolischen Attributes.

Im Mittelalter benutzte der Haß gegen die Juden gern das Schwein als Sinnbild für die ihnen schuldgegebenen Gräuel und Schandthaten, und die seit dem XIII. Jahrh. weit verbreiteten Bilder einer Sau, welche kleine Judenkinder säugt, wie sie sich im Dom zu Magde-

burg, in der Nikolaikirche zu Zerbſt, an der Annakapelle zu Heiligenſtadt, im Münſter zu Baſel, an der Stadtkirche zu Wittenberg, am Rathhauſe zu Salzburg und anderwärts zum Theil noch finden, ſollten zwar zunächſt nur den Juden zum Aergerniß dienen und die Chriſten vor ihren Gräueln warnen, nächſtdem aber auch den Gedanken verſinnlichen, wie den Juden von der frühſten Kindheit an und ſchon mit der Muttermilch eine laſterhafte und gottloſe Geſinnung eingeflößt würde. Daher iſt es auf einigen dieſer Bilder der Rabbiner ſelbſt, der die Sau feſthält, damit die Kinder deſto bequemer ſaugen können.

Unter den Vögeln waren als unrein verboten: der Adler, der Habicht, der Fiſchaar, der Geier, der Sperber, die Raben, die Eulen, der Strauß, der Schwan, der Storch, Wiedehopf, Reiher, Heher, Kukuk und die Schwalbe (3. Moſ. 11, 13 ff.), und je größere Ehre mehreren derſelben im Heidenthum erwieſen worden war, deſto weniger trug das chriſtliche Mittelalter Bedenken, ſie in das Reich der Finſterniß zu verweiſen; und die Scheu, eines dieſer Thiere zu verletzen oder gar zu tödten, hat ihren Grund meiſt in dem Volksglauben, daß man damit den Zorn von Weſen auf ſich lade, die dergleichen ſtreng ahndeten. So bringt es Unheil, Schwalben zu tödten; denn dies verurſacht einen vierwochenlangen Regen, und ebenſo wenig dürfen ihre Neſter an den Häuſern zerſtört werden, wenn dieſen kein Unglück widerfahren ſoll. Aehnliches gilt von dem Rothkehlchen; wer ſein Neſt zerſtört, dem ſchlägt das Wetter ins Haus. Für ebenſo unverletzlich galt der Storch,*) und in alten Liedern wird mehrfach verſichert, daß er den Saaten durchaus keinen Schaden thue.

Die wichtigſte Rolle unter den Vögeln aber ſpielt in dem Volksglauben unſtreitig der Kukuk. Als Frühlingsbote iſt er ſchon bei Heſiod der Prophet, welcher durch ſeinen Ruf die Zeit des Saatregens verkündigt, und der Volksglaube ſchreibt ihm noch jetzt die Gabe zu, prophezeien zu können, wie lange man noch zu leben habe. Daher rufen die Kinder in der Schweiz, wenn ſie ihn im Frühling zum erſten Male hören, „Gugger, wie lang leb i no?“ Anderwärts heißt der Spruch:

---

*) Sein Name Adebar (im Reineke v. 1777. 2207, im Althochdeutſchen *Odebero*, *Otivaro*, läßt ſich auf doppelte Weiſe erklären. *Bar* oder *bero* iſt ſ. v. a. Träger, Bringer, und *Ode* oder *Oti* entweder abzuleiten von dem Altſächſ. *ôdan* (genitus) oder von *ot* (opes). Im erſten Falle wäre Adebar Kinderbringer, im zweiten der Glückbringer. Beides aber läßt ſich, wie es ſcheint, auf einen Grundgedanken zurückführen. Der Storch iſt, wie die Schwalbe, der Frühlingsbote; er verkündigt die ſich erneuende Fruchtbarkeit der Natur, und dieſe bringt auf der einen Seite Wohlſtand und Glück, wie ſie auf der andern für den Segen von Kindern ein entſprechendes Symbol iſt.

„Kukuk, Beckenknecht, [1])
Sag mir recht,
Wie viel Jahr ich leben ſoll"

und wievielmal er nach dieſer Anfrage ſeinen Ruf wiederholt, ſo viele Jahre hat man noch zu leben. Hat man, wenn man den Kukuk zum erſten Male hört, Geld bei ſich, ſo wird man das ganze Jahr welches haben; hat man keines bei ſich, ſo wird es das ganze Jahr daran fehlen, und iſt man nüchtern, ſo wird man das Jahr hindurch Hunger leiden. — Auf die Prophezeihung der noch übrigen Lebensjahre beziehen ſich auch die ſlawiſchen Namen des Vogels: *Zywiec* (von Zywy, lebendig) und Zezula bei den Polen, zezhule bei den Böhmen, wodurch er als auctor vitae bezeichnet wird, wie es hinwiederum von dem altſlawiſchen Lebensgott Zywie heißt, daß er ſich in einen Kukuk verwandelt. [2]) — Schon dieſer Ruf, ein Glück und Unglück weiſſagender Zaubervogel zu ſein, mußte ihn in der chriſtlichen Kirche, die in Allem, was dem Heidenthum und ſeinem Götzendienſt angehörte, nur Teufelswerk ſah, in Mißkredit bringen. Dazu kam aber noch, daß er, weil er ſeine Eier in fremde Neſter legt, für einen Ehebrecher galt, weshalb ſchon bei den Römern cuculus gleichbedeutend mit moechus war, ganz ebenſo, wie der niederdeutſche Ausdruck „Gauch" noch jetzt zugleich einen lüderlichen Menſchen oder einen Baſtard bezeichnet. Kein Wunder alſo, daß man ſich, jemehr das Chriſtenthum über den heidniſchen Volksglauben den Sieg gewann, deſto leichter dazu verſtand, den Kukuk für ein teufliſches Thier, wenn nicht gar für den Teufel ſelbſt zu halten, worauf die bekannten Redensarten: „Das weiß der Kukuk," „man möchte des Kukuks werden" und andere ähnliche hinweiſen.

---

1) Beckenknecht ſ. v. a. Bäcker- oder Müllerknecht. Der Vogel ſoll ein verwünſchter Bäcker ſein, der in Zeiten der Theurung den armen Leuten von ihrem Teig geſtohlen und ihn bezupft habe, wenn Gott der Herr ihn im Ofen ſegnete. Darum verwandelte ihn Gott zur Strafe in einen Raubvogel mit fahlem, mehlbeſtaubtem Gefieder.

2) Vgl. die Erzählung in *Procosii* Chronic. slavosarmatic. p. 113 (ed. Varsav. 1827) „Divinitati *Zywie* fanum exstructum erat in monte ab ejusdem nomine *Zywiec* dicto, ubi primis diebus mensis maji innumerus populus pie conveniens precabatur ab ea, quae *vitae auctor* habebatur, longam et prosperam valetudinem. Praecipue tamen ei litabatur ab iis, qui *primum cantum cuculi* audivissent, opinantes superstitiose, *tot annos se victuros*, quoties vocem repetiisset. Opinabantur enim, supremum hunc universi moderatorem *transfigurari in cuculum*, ut ipsis annuntiaret vitae tempora: unde crimini ducebatur capitalique poena a magistratibus afficiebatur, qui cuculum occidisset.

Außerdem werden 3. Moſ. 11, 29. 30 nächſt dem Wieſel, der Maus, dem Igel und Maulwurf, auch die Kröte, die Eidechſe, der Molch und die Blindſchleiche als unreine Thiere bezeichnet, die den Kindern Israel eine Scheu ſein ſollten, wie ſie denn auch wirklich den meiſten Menſchen ſchon von Natur widerwärtig ſind, und daher in der Mährchen- und Fabelwelt*) eine ebenſo ungünſtige Rolle ſpielen, als auf dem Gebiet der chriſtlichen Kunſtſymbolik, wo ſie bei der Darſtellung infernaliſcher Scenen ſelten fehlen.

XVII. Schlange, Drache, Lindwurm und Teufel.

Die Schlangen, in der Hitze des hohen Sommers am lebhafteſten und munterſten, werden bekanntlich gegen den Herbſt zu immer träger, und erſtarren im Winter endlich ganz, bis ſie im Frühjahr aus ihrem Schlafe wieder erwachen, ſich häuten und in neu verjüngter Geſtalt aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, und dieſe ihre Verjüngung war es, was ſie zum Symbol der Geneſung und der Arzneikunde machte, wozu allerdings auch der alte Glaube an die ihnen inwohnende Heilkraft Einiges beitragen mochte.

Dies iſt aber auch das einzige Gute, wofür die Schlange als Symbol gebraucht wird, und die Verehrung, welche ihnen nicht nur in Aegypten (vgl. Herod. II. 74), ſondern auch von allen Völkern des Nordens erwieſen wurde, ſcheint urſprünglich mehr in einer Furcht vor der Feindſchaft dieſer Thiere, als in dem Glauben an ihren wohl-

*) Einen Beweis, wie geſchickt und witzig die Künſtler des Mittelalters die Fabel und die durch ſie feſtgeſtellten Charaktere der verſchiedenen Thiere für ihre Zwecke zu benutzen wußten, liefern die Reliefs an den Brüſtungen der ſteinernen Emporen in der 1525 vollendeten Annakirche zu Annaberg, wo die beiden Geſchlechter auf den zehn Lebensſtufen vom zehnten bis zum hunderſten Jahre in folgender Weiſe charakteriſirt werden:

Der Mann			Das Weib		
von 10	Jahren:	ein Kalb.	von 10	Jahren:	eine Wachtel.
= 20	=	= Bock.	= 20	=	= Taube.
= 30	=	= Stier.	= 30	=	= Elſter.
= 40	=	= Löwe.	= 40	=	ein Pfau.
= 50	=	= Fuchs.	= 50	=	eine Henne.
= 60	=	= Wolf.	= 60	=	= Gans.
= 70	=	= Hund.	= 70	=	ein Geier.
= 80	=	eine Katze.	= 80	=	eine Eule.
= 90	=	ein Eſel.	= 90	=	= Fledermaus.
= 100	=	der Tod.	= 100	=	der Tod.

(Vgl. G. F. Waagen „Kunſtwerke und Künſtler in Deutſchland." I. S. 30.)

thätigen Schutz ihren Grund zu haben. Bekanntlich wurde bei den heidnischen Preußen dem Gott Potrimpos eine große Schlange gehalten und von den Priestern sorgsam gehütet und mit Milch genährt. Auch von den Litthauern wird berichtet, daß sie Schlangen verehrt haben, und Adam v. Bremen*) meldet sogar, daß sie ihnen lebendige Menschen opferten, die sie von Kaufleuten kauften und bei denen sie vor allen Dingen darauf sahen, daß keiner an seinem Leibe einen Makel hatte. Ebenso standen die Schlangen bei den Letten als Milchmütter (Peena mahtes) in hohen Ehren; es wurde ihnen Milch in Näpfen hingestellt, und jeder Eintretende ermahnt, sie ungestört im Hause zu lassen. Aber schon aus dem Schmeichelnamen „Mümelein" oder „Mümel," mit dem das Volk noch jetzt hier und da die Hausschlangen und Unken bezeichnet, wird man schließen dürfen, daß dieser Cultus nur das alte timor fecit Deos zur Grundlage hat, und dies wird außerdem noch durch eine Menge Sagen und Mährchen bestätigt, in denen die Tödtung einer Hausschlange fast immer den Tod eines Hausgenossen, meist der Kinder, und den Verfall des Hauses zur Folge hat.

Natürlich verlangte schon eine gewisse poetische Symmetrie, daß die fromme Scheu vor jeglicher Beleidigung der Schlangen ihre guten Folgen haben mußte; namentlich wurde das Glück und Gedeihen des Hauswesens ihnen zugeschrieben. Ebenso brachte man Schlangen auf Helmen und Schwertern an, weil man dadurch ihre Stärke und Festigkeit zu vermehren glaubte, und auch in späterer Zeit noch flochten aus ähnlichem Grunde Fuhrleute gern Otterzungen in ihre Peitschen. Aber sonst ist die Schlange von den frühesten Zeiten her immer nur ein Bild der glatten Verführungskunst, der kalten Heuchelei, der arglistigen Klugheit und Bosheit gewesen. Der Mosaischen Erzählung vom Sündenfall zufolge, mit welcher die Sagen der Indischen, zum Theil auch der Nordischen Mythologie vielfach zusammentreffen, erscheint die Schlange als diejenige, durch deren Verführung die Sünde in die Welt gekommen ist, und mit Beziehung darauf wird Offenb. 12, 9. der Teufel „die alte Schlange" genannt, welche die ganze Welt verführt hat. Demgemäß bot sich das Bild derselben für beides, sowohl für das physisch und moralisch Böse, als auch für den persönlichen Teufel als Symbol dar, und in beiderlei Bedeutung kehrt sie auf den christlichen Bildwerken vielfach wieder.

Während sie in der Trinkschale des Aesculap Symbol der Genesung und der neu verjüngten Gesundheit ist, die der Genuß der Arznei verheißt, bezeichnet sie in dem Becher des Evangelisten **St. Johannes**

*) *Adam. Brem.* de situ Daniae c. 24. Dracones adorant cum volucribus, quibus etiam vivos litant homines, quos a mercatoribus emunt, diligenter omnino probatos, ne maculam in corpore habeant.

das in ihm enthaltene Gift. Denn der Tradition zufolge war er unter dem Kaiser Domitian zum Giftbecher verurtheilt worden. Da er aber über denselben, ehe er trank, das Zeichen des Kreuzes gemacht, so hatte sich das Gift in Gestalt einer Schlange ausgeschieden, und der Trank war unschädlich geworden.

Gleiches berichtet die Legende von **St. Benedictus** von Nursia, dem Stifter des Benedictiner-Ordens, den die Mönche von Vicovaro bei Tivoli, weil er zu streng gegen sie war, vergiften wollten; und eben dasselbe bedeutet der Becher mit der Schlange auf dem Bilde des **St. Jacobus de Marchia**, eines Minoritenmönches aus der Mark Ancona.

Alle diese Erzählungen beziehen sich offenbar auf die Verheißung Christi: „So sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden" (Mark. 16, 18) und sollen als Belege dazu dienen. Ebenso wenig aber läßt es die Geschichte der Heiligen an Belegen für die andere Zusage fehlen: „Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes und nichts wird euch beschädigen" (Luk. 10, 19).

Schon in der Apostelgeschichte (c. 28, 3 ff.) wird von dem Apostel Paulus berichtet, daß die Otter, die ihm beim Feueranmachen auf der Insel Malta nach der Hand gefahren, ihm nichts geschadet habe, und bekanntlich schreibt die Tradition ihm es zu, daß sich von jener Zeit an auf der ganzen Insel keine Ottern mehr fänden.

Gleicherweise wird von **St. Christina**, der Tochter eines römischen Prätoren, eines wüthenden Verfolgers der Christen, während sie dem christlichen Glauben zugethan war, erzählt, daß die giftigen Schlangen, die der Vater zu ihr ins Gefängniß werfen ließ, ihr nichts schadeten, und eben dasselbe meldet die Legende von **St. Paternus**, und **St. Didymus.**

Vornehmlich aber sind **St. Hilarius**, der Bischof v. Arles, und **St. Patricius**, der Apostel von Irland, als Schlangenvertreiber berühmt, und wie wahrscheinlich es auch sein mag, daß sie bei ihren Bemühungen für die Cultur des Landes und Volkes, wo sie lebten und wirkten, auch die Vertilgung jener Thiere sich angelegen sein ließen, zumal, wenn sie dieselben als Gegenstand einer abgöttischen und abergläubischen Verehrung sahen, so wenig wird man doch vergessen dürfen, daß dabei zugleich an die symbolische Bedeutung der Schlangen zu denken und ihre Vertreibung von der Ausrottung der heidnischen Götzen überhaupt zu verstehen ist.

Jemehr indeß im Gegensatz zu dem Christenthum das Grauenvolle des heidnischen Götzenwesens hervortrat, und je schrecklichere Bilder man nöthig hatte, um die einmal für den christlichen Glauben Gewonnenen vor dem Rückfall in ihren vormaligen Götzendienst zurückzuschrecken, desto

weniger konnte man bei der ſymboliſchen Bezeichnung des Teufels und ſeiner Dämonen mit der einfachen Schlangengeſtalt zufrieden ſein. Man wollte eine ſchrecklichere haben, und ließ daher die Schlange zum Drachen ſich umgeſtalten.

Was den Namen betrifft, ſo iſt er offenbar einerlei mit dem Griechiſchen *δράκων*, und bezeichnet der Wortbedeutung nach zunächſt nur ein ſcharf- und hellſehendes Thier, wofür vor allen andern die Schlange galt, die dem Volksglauben zufolge mit ihrem Blick eine bezaubernde und bannende Kraft ausübte. Nächſtdem aber veranlaßten die pfeilſchnellen Bewegungen derſelben ſchon im frühen Alterthum den Glauben an geflügelte Schlangen, und namentlich erſcheint der Drache ſtets geflügelt. Denkt man ſich nun noch ſtatt des dünnen, geſchmeidigen Schlangenleibes den Leib eines gewaltigen Löwen, ſo hat man ungefähr ein Bild jenes fabelhaften Thieres, das in der Sagenwelt eine ſo große Rolle ſpielt. Und zu einer ſolchen Zuſammenſtellung konnte man um ſo leichter veranlaßt werden, da die Krokodile und mehr noch die untergegangenen Geſchlechter der Saurer oder Rieſeneidechſen der Vorwelt, von denen jene erſteren nur ein ſchwacher Ueberreſt ſind, nächſt dem Schlangenähnlichen Kopf und Schwanz einen gewöhnlichen Thierleib mit vier Füßen hatten, wie man es denn auch von den Krokodilen wird abzuleiten haben, daß die Drachen der herkömmlichen Schilderung zufolge mit einem Schuppenpanzer [1]) bedeckt ſind.

So hatte man an ihnen ein hinlänglich grauenhaftes Symbol des Teufels und ſeiner Dämonen, und der chriſtliche Kampf gegen ihn verwandelte ſich demgemäß in einen Kampf mit Drachen und Lindwürmern, [2]) wofür man ſchon in dem Offenb. 12, 7 ff. erwähnten Kampf des Erzengels Michael mit dem großen Drachen ein Vorbild hatte.

Den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum ſollte es bedeuten, wenn der Kaiſer Konſtantin d. Gr. Münzen prägen ließ, auf

---

1) Im Serbiſchen heißt der Glimmer „otresine zmajeve" (Abſchüttelung des Drachen) weil man in ihm die Schuppen ſah, die der zmaj (Drache) abſchüttelt.

2) Richtiger wäre „Lintwurm" zu ſchreiben; denn ebenſo wie bei „Wurm" an das Althochdeutſche zu denken iſt, wo es die Schlange bezeichnet, wird man auch „lint" nur von da her zu erklären haben, wo es den Begriff von Glanz und Schönheit ausdrückt; Lintwurm iſt demnach nur ſo viel als „die glänzende Schlange," ſei es, daß man dabei nur an das glänzende und glatte Aeußere der Schlangen überhaupt, oder ſpeciell an das der allgemein herrſchenden Vorſtellung zufolge von den Drachen gehütete Gold dachte, das daher bei den Dichtern auch „Wurmbett" hieß. (Vgl. Jak. Grimm's deutſche Mythologie I. 652).

denen der Drache von einem Kreuze durchbohrt zu sehen war, und wenn die Legende von **St. Florentius** berichtet, daß er einen Drachen mit dem Kreuz getödtet habe.

Noch deutlicher tritt die symbolische Bedeutung dieser Kämpfe hervor, wenn man die vielfachen Drachensagen, — die merkwürdigerweise gerade in solchen Gegenden am häufigsten vorkommen, wo man die fossilen Ueberreste jener Rieseneidechsen gefunden hat — im Einzelnen näher betrachtet. Gewöhnlich ist es ein alter verfallener Heidentempel, in dem der Drache haust, um alle, die sich ihm nähern, zu erwürgen. So heißt es in der Legende des **St. Julian**, daß ein Drache sich lange Zeit in einem Jupitertempel aufgehalten, und da man diesen zerstört habe, im Lande umher geschweift sei. — Jeder erkennt alsbald, daß dies ohne Bild ausgedrückt nur heißen soll: In jenem heidnischen Götzentempel trieb der Teufel lange sein Werk, und als in Folge der Einführung des Christenthums die Götzentempel in den Städten zerstört wurden, zog sich das Heidenthum auf das Land in die Dörfer zurück. Hat doch eben davon das Römische paganus (Dorfbewohner) die Nebenbedeutung „Götzendiener" erhalten, ganz ebenso, wie das deutsche Wort „Heide" einen Götzendiener und zugleich eine öde Flur bezeichnet.

In ähnlicher Weise wird man sich die in der Legende des **St. Romanus** berichtete Drachensage zu erklären haben. Wie die Kirchengeschichte der meisten Städte, fängt auch die von Rouen mit der Erzählung von einem ungeheuren Drachen an, der weit umher alles verwüstete. Da entschloß sich Romanus, der Bischof der Stadt, im Namen Christi den Kampf gegen das Ungethüm zu unternehmen, und begleitet von zwei Missethätern, einem Dieb und einem Mörder, die beide ihr Leben verwirkt hatten, begab er sich zu der Höhle des Drachen. Dort warf er ihm sein Scapulier um den Hals und der Mörder schlug das Ungethüm todt. Der Dieb war inzwischen entlaufen. Der Drachentödter ward begnadigt und die Kirche von Rouen erhielt seitdem das Privilegium, alljährlich einen Verbrecher frei zu lassen. Zur Erinnerung an den glücklichen Kampf aber wurde bis in die neueren Zeiten alljährlich am St. Romanus-Tage (9. August) in Rouen eine feierliche Procession gehalten, bei der ein Drache herumgetragen ward.

Am bekanntesten ist der Drachenkampf des Ritters **St. Georg** von Kappadocien, welcher der Legende zufolge unter Diocletian eine hohe militärische Würde bekleidete, späterhin aber, weil er sich offen zum Christenthum bekannte, enthauptet wurde. — Auch hier ist vielleicht, wenn gleich die Erzählung, daß er durch die Erlegung eines weit hin gefürchteten Thieres der Wohlthäter des Landes wurde, an und für sich nichts Unwahrscheinliches enthält, der Kampf gegen den Lindwurm nur symbolische Bezeichnung seines Kampfes gegen das Heidenthum.

In weit ſpäterer Zeit erſt, da die chriſtliche Kirche über das heidniſche Götzenweſen bereits vollſtändig geſiegt hatte, kommt ſtatt des Drachen die eigentliche Teufelsgeſtalt zum Vorſchein, und in dem grotesken Charakter derſelben ſpricht ſich unverkennbar ein gewiſſer Spott aus. Je mächtiger die Kirche geworden war, deſto eher glaubte man dem Teufel trotzen, und im Gefühl der Sicherheit ſich über ihn luſtig machen zu können. Während daher das chriſtliche Alterthum, eine grauenvolle Macht des Verderbens in ihm fürchtend, den Drachen zum Symbol gewählt hatte, gab ihm die ſpätere Zeit Bocksgeſtalt und ſtellte ihn ſomit in faſt burlesker Weiſe als den „Sündenbock“ dar. Noch ſpäter erhielt er mehr und mehr eine Menſchenähnliche Figur, indem man nur dem einen Fuße das Bockähnliche ließ oder ihm die Geſtalt eines Pferdehufes gab, ſo daß nur der Schwanz noch leiſe an die ehemalige Schlangen- oder Drachengeſtalt erinnerte. In den Sagen und auf den Bildern der neueren Zeit endlich iſt es, da der Pferdehuf gewöhnlich von dem weiten Gewande bedeckt wird und der Hut die Bockshörner verbirgt, außer der Phyſiognomie nur die Hahnfeder auf dem Hut, die ihn als Teufel kenntlich macht, und auch in dieſer ſpricht ſich mehr das Gefühl der Sicherheit, als der Furcht aus. Denn der Sage nach iſt ſeine Herrſchaft auf die Mitternacht allein beſchränkt, und bei dem erſten Hahngeſchrei muß er mit allen ſeinen Nachtgeſpenſtern weichen.

XVIII. Der Tod.

Man hat es der mittelalterlichen Kunſt ſehr verdacht, daß ſie für den Tod kein beſſeres Symbol gefunden habe, als das Schreckensbild eines Todtengerippes mit Senſe und Sanduhr, und die bekannten Abhandlungen von Leſſing und Herder: Wie die Alten den Tod gebildet, ſprechen ſich zu ſehr zu Gunſten der klaſſiſchen Darſtellungsweiſe aus, als daß das mittelalterliche Symbol dabei nicht ganz hätte verlieren müſſen. Der Genius mit der geſenkten Fackel auf den Griechiſchen Grabmälern iſt nun allerdings ein freundlicheres Bild, und ſelbſt der ernſte Thanatos, wie ihn Euripides in ſeiner Alceſtis auf die Bühne brachte, in ſeinem ſchwarzen Gewand und einen Stahl in der Hand, womit er ſeinem Opfer das Haar abſchneidet, um es ſo der Unterwelt zu weihen, noch lange nicht ſo ſchrecklich, als das der chriſtlichen Kunſt eigenthümlichen Todtengerippe. Es entſteht daher ſehr natürlich die Frage, wie man überhaupt darauf kam, gerade ein ſolches Symbol zu wählen. Die chriſtliche Lehre, daß der Tod der Sünde Sold ſei, aber durch Chriſtenthum beſiegt, ſeinen Stachel verloren habe, mag dazu beigetragen haben, daß man es nicht für nöthig hielt, ſich durch freundlichere Bilder über das Schreckliche ſeiner Erſcheinung zu täuſchen. Aber der

Hauptgrund war dies nicht. Dieſen haben wir vielmehr in der Knochenverehrung des mittelalterlichen Reliquiendienſtes zu ſuchen, der die Chriſten mit dem Anblick von Todtenſchädeln und Skeletten vertrauter machte, und wenngleich ernſter ſtimmte, ſo doch nicht mit Grauen und Entſetzen erfüllte; vornehmlich aber in der Viſion des Ezechiel (c. 37) in welcher er die auf dem Felde liegenden Todtengebeine von dem Herrn wieder mit Fleiſch überkleidet und lebendig werden ſieht. Sanduhr und Hippe ſind die bekannten Sinnbilder der Vergänglichkeit, und namentlich ſcheint die letztere mit Beziehung auf Stellen, wie Pſ. 103, 15. „Ein Menſch iſt in ſeinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde," Jeſ. 40, 6. „Alles Fleiſch iſt Heu, und alle ſeine Güte iſt wie eine Blume auf dem Felde" und andere ähnliche, gewählt zu ſein.

Das Symbol ſelbſt kam beſonders durch die ſogenannten Todtentänze in Aufnahme, die wahrſcheinlich um die Mitte des XIV. Jahrh. als die große Peſt, „der ſchwarze Tod" ſo furchtbar wüthete, entſtanden und bis ins XVII. Jahrh. beliebt waren; ja der berühmte Tod von Baſel, ein Todtentanz aus der Mitte des XV. Jahrh. (in Kupferſtich 1621 von Matth. Merian d. Aelt. herausgegeben) war noch bis 1805 an der Kirchhofsmauer des Dominicanerkloſters zu Baſel zu ſehen. Noch berühmter iſt der, nur in Holzſchnitt ausgeführte Todtentanz von Hans Holbein d. Jüng., der zuerſt zu Lyon 1538, in neuerer Zeit in Lithographien von Schlotthauer (München, 1832) und von Helmuth (Magdeb. 1836) herausgegeben iſt.

Was die Heiligenbilder betrifft, ſo kommt auf ihnen in der Regel nur der Todtenkopf vor, namentlich bei **St. Hieronymus** und **St. Franciscus** v. Aſſiſi, die ihn auf einem Buch vor ſich liegen haben; ebenſo bei **St. Maria Magdalena**, die als Büßende, kenntlich durch das ſchöne lange Haar, womit ſie einſt Chriſto die Füße abgetrocknet, in der einen Hand das Salbengefäß, in der andern einen Todtenkopf hält. Daß er außerdem häufig an den Roſenkränzen angebracht wurde und beſonders in den Kloſterzellen nicht fehlen durfte, iſt bekannt.

V. Die Altteſtamentlichen Bilder.

An den bisher dargeſtellten Emblemen und Symbolen hatten die Chriſten zwar, ſo lange dieſelben eben nur einzeln gebraucht wurden, hieroglyphiſche Zeichen für einzelne chriſtliche Vorſtellungen und Ideen; aber auch nur dieſe, und ebenſo wenig, als vereinzelt neben einander ſtehende Wörter, wären es auch die inhaltreichſten, eine zuſammenhängende Rede erſetzen, konnten dieſe Hieroglyphen für den Mangel eines Totalbildes entſchädigen.

Der Anblick des Fiſches, des Lammes, der Taube, konnte zwar zu mancherlei chriſtlichen Betrachtungen anregen, die Bilder ſelbſt blieben darum immer nur, was ſie waren, dürftige Thiergeſtalten, die weder dem Künſtler genügten, der lieber die Scenen aus dem Leben des Heilandes ſelbſt, wie er ſie innerlich anſchaute, dargeſtellt hätte, noch dem Volke, das gern mit ſeinen Augen geſehen hätte, was es beim Vorleſen des Evangelii mit dem Ohr vernahm. Wie aber ſollte das geſchehen? Gerade in den Scenen, die man am liebſten dargeſtellt geſehen hätte, war Chriſtus die Hauptperſon. Aber um ihn darzuſtellen, mußte man entweder wiſſen, wie er wirklich ausgeſehen, oder ihm nach Gutdünken irgend eine beliebige Geſtalt geben. Jenes ſchien nicht möglich, dieſes in hohem Grade bedenklich.

Dazu kam noch, daß auf dem Concil zu Elvira[1]) (305) ausdrücklich erklärt worden war: „Es dürfen keine gemalten Bilder in der Kirche ſein, damit nicht, was verehrt oder angebetet wird, an die Wände gemalt werde“ — eine Verordnung, die namentlich in früherer Zeit den katholiſchen Schriftſtellern, welche den Urſprung der Bilder gern dem Apoſtoliſchen Zeitalter möglichſt nahe geſetzt hätten, viel Mühe machte.

Am leichteſten ſuchte Cäſar Baronius fertig zu werden, indem er dieſen Kanon für einen unechten Zuſatz erklärte. Andere, wie Ferd. Mendoza[2]) und Joh. Bona[3]) legten auf die Worte „was verehrt

---

1) *Concil. Illiberit.* c. 36. Placuit picturas in ecclesia esse non debere, ne, quod colitur aut adoratur, in parietibus depingatur.

2) Not. in concil. Illiberit. c. 36.

3) Rer. liturg. tom. I. c. 16.

oder angebetet wird" den Accent und meinten, daß damit nur die öffentliche Aufstellung von solchen Bildern verboten sei, die sich auf die Geheimlehren des Christenthums, namentlich auf das Mysterium der Trinität bezögen, und die man aus Furcht vor Mißverständnissen oder Verdrehungen von Seiten der Heiden habe geheim halten müssen. — Noch Andere, wie Albaspinäus, [1]) machten außerdem darauf aufmerksam, daß es die Katechumenen hätte irre machen müssen, wenn sie im Religionsunterricht gelernt hätten, daß Gott ein Geist, unsichtbar, körperlos und unermeßlich sei, und ihnen dagegen auf Bildern in der Kirche eben derselbe in einer bestimmt begränzten körperlichen Figur erschienen wäre. — Wieder Andere hoben, worauf schon Bona hingewiesen hatte, mit besonderem Nachdruck hervor, daß nur das Malen an die Wände, darum aber noch keineswegs jene Tafelgemälde verboten worden seien, die sich, falls es der Heiden wegen nöthig schien, leicht hätten wegnehmen oder verhüllen lassen.

Minder gekünstelt und darum wahrscheinlicher ist die Erklärung des Petavius, [2]) daß damals das heidnische Götzenwesen noch in zu frischem Andenken gewesen sei, als daß man die Bildwerke nicht für bedenklich hätte halten müssen. In neuerer Zeit endlich hat man alle etwaigen Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen gesucht, daß man erinnerte, die Väter jenes Concils hätten mit dem Bilderverbot nur ihre eigene Ansicht, keineswegs eine von der gesammten Kirche anerkanntes Gesetz ausgesprochen, und diese Erklärung hat jedenfalls das für sich, daß man so am leichtesten begreift, wie die Bilder, trotz jenes Verbotes, in den Kirchen immer häufiger werden konnten, was Basilius d. Gr., Athanasius, Gregor v. Nyssa, Chrysostomus, Paulinus v. Nola und Augustinus vielfach bezeugen. Sie alle sprechen zu übereinstimmend von Bildern der Propheten, Apostel und Märtyrer, ja von Bildern Christi und der Maria, als daß man das Vorhandensein derselben zu ihrer Zeit bezweifeln könnte. Namentlich berichtet Paulinus v. Nola, daß er selbst Alttestamentliche Bilder, wie die der Esther, des Hiob, Tobias und der Judith, ebenso auch Darstellungen von den Leiden der Märtyrer habe malen und in der St. Felixkirche am Kirchweihfest aufhängen lassen, um den ungebildeten Landleuten klar vor Augen zu stellen, was sie, bloß erzählt, sich sonst nie deutlich denken könnten, und durch die beigefügte Erklärung der Bilder sie zugleich von den rohen Ausbrüchen der Kirmesluft zurückzuhalten. [3])

---

1) *Albaspin.* not. in concil. Illiber. c. 36.
2) *Petav.* de incarnat. XV. c. 14.
3) *Paulin.* Natal. IX. Felicis.

Nächſt dieſen Tafelgemälden werden aber auch Wandgemälde erwähnt, für deren Vorhandenſein eigentlich das Verbot auf dem Concil zu Elvira ſelbſt ſchon ein genügendes Zeugniß iſt, da ſie nicht füglich verboten werden konnten, wenn ſie noch nicht da waren. So bezeichnet Auguſtinus das Bild des Abraham, wie er ſeinen Sohn opfert, und die Bilder der Apoſtel Petrus und Paulus als ſolche, die man vielfach an den Wänden gemalt ſehen könne, und daraus, daß Abraham häufig neben jenen Apoſteln abgebildet ſei, erklärt er auch den Irrthum, in welchem Viele, „die ihre Kenntniß der heiligen Geſchichte nicht aus der heiligen Schrift, ſondern von den Bildern der Kirche entnommen hätten", den Erzvater für gleichzeitig mit den Apoſteln hielten. *)

Bilder, wie die Opferung Iſaaks aber führten von ſelbſt darauf, bei der Erklärung zugleich an die analogen Erſcheinungen im N. T. zu erinnern, und jemehr man ſich gewöhnte, die A. T. lichen Begebenheiten vom typologiſchen Standpunkt aus als Hinweiſungen auf die Zeiten des neuen Bundes aufzufaſſen, deſto näher lag es, jedem A. T. lichen Bilde eine N. T. liche Bedeutung zu geben, oder für einen N. T. lichen Gegenſtand eine A. T. liche Form zu wählen. Mochten dieſe Bilder alſo auch urſprünglich nur hiſtoriſche Bedeutung und zunächſt nur den Zweck haben, dem ungebildeten Volk, das nicht ſelbſt leſen, oder das Geleſene ſich nicht deutlich vorſtellen konnte, zu einer genaueren Kenntniß des A. T. zu verhelfen, — ſo mußten ſie doch bei der entſchiedenen Vorliebe für dergleichen Deutungen bald eine typologiſche Bedeutung erhalten. Die wichtigſten und beliebteſten Bilder der Art ſind nun, in chronologiſcher Reihenfolge geordnet, folgende:

1. **Adam und Eva**, unter einem Baume, einen Apfel haltend — eine typologiſche Darſtellung des Sündenfalls, die ſchon zu den Zeiten des Athanaſius, beſonders aber im Mittelalter, in den Vorhallen der Kirchen ſelten fehlen durfte, und den Gedanken andeuten ſollte, daß die aus dem Paradieſe verbannten Nachkommen Adams bei ihrem Eintritt in die chriſtliche Kirche mehr, als das verlorene Paradies wiederfänden. Von dieſem Bilde hieß die Vorhalle ſelbſt häufig „das Paradies," und da ſie als der Raum für die zur Kirchenbuße Verurtheilten die

*) *August.* de consensu Evangelist. I. c. 10. Occurrit iis Petrus et Paulus, credo quod pluribus locis simul eos cum illo Abraham pictos viderunt, quia merita Petri et Pauli propter eundem passionis diem celebrius et solemniter Roma commendat. Sic omnino errare meruerunt, qui Christum et apostolos ejus non in sanctis codicibus, sed in pictis parietibus quaesierunt. Nec mirum, si a pingentibus fingentes decepti sunt.

ſchlechteſten und verachtetſten Plätze enthielt, ſo wurde der Name nachmals auch auf die niedrigſten Plätze im Theater übergetragen.

2. **Abels Ermordung** — als Vorbild der Tödtung Chriſti.

3. **Noah** in der Arche; über dieſer eine Taube mit dem Oelzweig — eine typologiſche Darſtellung der Kirche und zugleich eine Veranſchaulichung des Satzes „extra ecclesiam nulla salus.“ Häufig hat die Arche, um noch beſtimmter anzudeuten, daß das Heil von dem unbedingten Feſthalten an der Lehre und dem Glauben der Kirche abhängt, die Geſtalt eines Kanzelſtuhls, aus welchem Noah, einem Prediger gleich, herausſchaut.

4. **Melchiſedek**, als Prieſter und König, dem Abraham Brot und Wein darbringend — als vorbildliche Hinweiſung auf das Abendmahl, zu welcher Auffaſſung man ſich um ſo eher berechtigt glaubte, da ſchon im Hebräerbrief c. 7. Melchiſedek mit Chriſtus verglichen und als ſein typiſches Vorbild dargeſtellt wird.

5. **Abraham**, im Begriff, ſeinen Sohn Iſaak zu opfern — als typologiſche Darſtellung der Liebe Gottes, der ſeinen eingeborenen Sohn zur Erlöſung der Menſchen dahingab.

6. **Joſeph**, mit einem Beutel, als Zeichen, daß er von ſeinen Brüdern verkauft wurde, — zugleich eine Hindeutung auf den Verrath des Judas.

7. **Moſe**, vor dem brennenden Buſch, der, wie es 2. Moſ. 3, 2. heißt, „mit Feuer brannte, und doch nicht verzehret ward“ — als Hindeutung auf Maria, die Mutter des Heilands ward und doch Jungfrau blieb. Moſe, mit dem Stabe Waſſer aus dem Felſen ſchlagend, — gleichfalls eine Hindeutung auf die wunderbare Geburt Chriſti.

8. **Moſe**, die eherne Schlange aufrichtend, vgl. 4. Moſ. 21, 8. 9. wo erzählt wird, daß er ſie darum aufrichten ſollte, damit die von Schlangen Gebiſſenen zu ihr aufblickend am Leben blieben, was nach Joh. 3, 14 von Chriſtus ſelbſt als Vorbild ſeines Kreuzestodes bezeichnet wird.

9. **Aaron**, als Prieſter am Altar vor einem blühenden Stabe knieend — eine Hindeutung auf das hohenprieſterliche Amt Chriſti. Was den blühenden Stab betrifft, ſo war er, wie aus 4. Moſ. 17. hervorgeht, Symbol der göttlichen Beſtätigung des Prieſteramtes Aarons. Die übrigen Fürſten Israels hatten nämlich gemurrt, daß Moſe und Aaron allein ſich die Herrſchaft angemaßt hätten, und in Folge deſſen hatte Gott durch Moſe geboten, daß jeder der zwölf Stämme einen Stab in die Stiftshütte niederlegen ſolle; weſſen Stab am andern Morgen grünend gefunden werden würde, der ſei der von ihm

ſelbſt Erwählte. Am andern Morgen aber fand man Aarons Stab grünend und eine Blüthe daran. — Hieraus erklärt ſich zugleich, warum die Königsſcepter am oberen Ende blumenförmig geſtaltet ſind; es ſoll dies keine bloße Verzierung, ſondern ein Symbol ſein, daß der, welcher es führt, von Gott zum Herrſcher erwählt ſei. — Außerdem erinnerte der grünende Aaronsſtab aber auch an die Meſſianiſche Weiſſagung von dem Zweige, der aus dem Stamm Iſai hervorſproſſen werde (Iſ. 11, 1; vgl. Röm. 15, 15) und war ſomit Symbol Chriſti. Wenn demnach Aaron, der Repräſentant des A. T. lichen Hohenprieſterthums vor dieſem ſymboliſchen Stabe kniet, ſo erkennt er damit zugleich Chriſtum als den eigentlichen und wahren Hohenprieſter an.

10. **Joſua** und **Caleb**, eine große Weintraube an einem Stock auf den Schultern tragend — eine Hinweiſung auf das gelobte Land der Chriſten, das die Kirche ihnen aufthut, indem hier Chriſtus ſelbſt als der wahre Weinſtock ſich ihnen darſtellt und den wunderbaren Abendmahlswein darreicht. Auf Taufbecken: Symbol einer fruchtbaren Ehe.

11. **Gideon**, als Ritter, vor einem ausgebreiteten Felle ſich beugend — eine typologiſche Hindeutung auf das doppelte Wunder, daß Maria als Jungfrau den Heiland gebar, und der kirchlichen Tradition zufolge auch nachher Jungfrau blieb. — Nach Richt. 6, 37 ff. erbat ſich nämlich Gideon, um ſeines Berufes als Heerführer des Volkes Israel gewiß zu werden, zuerſt als Wahrzeichen von Gott, daß der ganze übrige Erdboden trocken und nur das von ihm ausgebreitete Fell bethaut, und zum andern Male, daß der ganze Erdboden bethaut, und nur ſein Fell trocken bleiben möge, und beide Male ward ihm das Wahrzeichen erfüllt.

12. **Simſon**, theils mit dem Kinnbacken des Eſels in der Hand (nach Richt. 15, 15), theils als Träger der Kanzel. — Da er nämlich die größte Aehnlichkeit mit dem Herkules der Griechen und Römer hatte, und unter den Apoſteln wiederum Petrus am meiſten an Herkules erinnerte, ſo wurde dem Herkules-Petrus der A. T. liche Simſon ſubſtituirt, und als vorbildlicher Repräſentant des N. T. lichen Apoſtels erinnerte er, wenn er den chriſtlichen Lehrſtuhl oder die Cathedra Petri, auf ſeinen Schultern trug, zugleich an das Wort Chriſti: „Auf dieſen Fels will ich meine Kirche bauen.“

13. **David**, als König mit der Harfe — Symbol des chriſtlichen Gottesdienſtes; als Hirtenknabe mit der Schleuder, dem Rieſen Goliath gegenüber — Symbol des Sieges der anfänglich kleinen und unanſehnlichen chriſtlichen Kirche über das mächtige Heidenthum.

14. Die Propheten.

Elias, gewöhnlich mit einem Schwert in der Hand und ein Kind zur Seite dargeſtellt, erinnert mit dem erſtern an die 1. Kön. 18, 40; 19, 1 berichtete Tödtung der Baalspriester, mit dem letzteren an den Sohn der Wittwe zu Zarpath, den er wieder lebendig gemacht hatte (1. Kön 17, 19 ff.) Außerdem ſah man in ſeiner Himmelfahrt ein Vorbild der Himmelfahrt Chriſti, und ſtellte die letztere daher häufig unter dem Bilde der erſteren dar.

Eliſa mit einem zweiköpfigen Adler über dem Haupt oder auf der Schulter, weil er ſich nach 2. Kön. 2, 9. den zwiefältigen Geiſt des Elias erbeten hatte.

Bei den übrigen Propheten war das gemeinſame und für ihre Darſtellung noch jetzt herkömmliche Attribut ein Buch oder eine Schriftrolle, und nur Einige erhielten zur Auszeichnung oder in Folge ſpecieller Umſtände, an die man erinnern wollte, außer der Schriftrolle oder ſtatt ihrer, beſondere Attribute. So erſcheint:

Jeſajas, mit einer Säge in der Hand. — Einer alten Tradition zufolge hatte nämlich der König Manaſſe den Propheten vor Gericht fordern laſſen, weil dieſer geſagt hatte: „Ich ſah Gott auf einem Thron ſitzen," da dies dem ausdrücklichen Bilderverbot im Geſetz zuwider wäre. Jeſajas ſoll ſich hierauf, um der Verfolgung zu entgehen, durch Ausſprechen des heiligen Namens in einen Baum verwandelt, und der König dieſen umzuſägen befohlen haben, wobei Blut herausſpritzte.

Jeremias, mit einem Zweige, weil dieſer die erſte Viſion des Propheten war. — Jerem. 1, 11. 12. nämlich heißt es: „Und es geſchah des Herrn Wort zu mir und ſprach: Jeremia, was ſiehſt du? Ich ſprach: Ich ſehe einen früh erwachten (Mandel-) Zweig.*). Und der Herr ſprach zu mir: du haſt recht geſehen; denn ich will früh auf ſein mit meinem Wort, daß ich es thue."

Ezechiel, ein Thor mit Thürmen zur Seite, als Hindeutung auf die Viſion des c. 40 ff. beſchriebenen neuen Tempels, in dem man das Vorbild des neuen, himmliſchen Jeruſalem ſah, das Offenb. 21, 10 ff. geſchildert iſt.

Daniel, zwiſchen zwei Löwen, zur Erinnerung an ſeinen

---

*) מַקֵּל שָׁקֵד (bei Luther: „wackrer Stab") bezeichnet der Etymologie nach eigentlich einen „früh erwachten Zweig," und der Mandelbaum hat den Namen שָׁקֵד, der früh wache (von שָׁקַד, wachen) eben daher, weil er unter allen Bäumen am frühſten zur Blüthe kommt.

Aufenthalt in der Löwengrube (Dan. 6, 16) — zugleich eine typologiſche Darſtellung des Erſcheinens Chriſti in der Unterwelt.

Joel, einen Löwen zur Seite, weil er der Tradition zufolge von einem ſolchen zerriſſen wurde.

Amos, als Hirt zwiſchen Schafen ſtehend, oder ein Schaf zu ſeinen Füßen, — eine Darſtellung, die einigermaßen befremden könnte, da er der Luth. Ueberſetzung von Amos 7, 14 zufolge nicht Schaf- ſondern Kuhhirt war. Das Hebräiſche בּוֹקֵר jedoch heißt zwar der Etymologie nach „Kuhhirt," dem Sprachgebrauch zufolge aber wird es auch vom Schafhirten gebraucht, und daß Amos ein ſolcher war, beweiſt der folgende Vers, wo die Viehheerde, von welcher der Herr ihn abrief, als Kleinvieh (הַצֹּאן) bezeichnet wird.

Obadja, mit einem Waſſerkrug und Broten. — Nach 1. Kön. 18, 3 ff. war der Haushofmeiſter des gottloſen Königs Ahab, Obadja mit Namen, ein gottesfürchtiger Mann, der zur Zeit der Prophetenverfolgung ſich der Bedrängten aufs Thätigſte annahm, ſie verbarg und mit Brot und Waſſer verſorgte, und nur die Gleichheit des Namens, der übrigens bei den Hebräern ebenſo häufig vorkam, als bei den Arabern das gleichbedeutende „Abdallah" (Knecht Gottes, was auch die Bedeutung des deutſchen „Gottſchalk" iſt) hat, wie es ſcheint, veranlaßt, daß man den Propheten und jenen Haushofmeiſter, der übrigens auch vielleicht nur um ſeiner Frömmigkeit willen „Obadja" genannt iſt, für eine und dieſelbe Perſon hielt.

Jonas, ein Schiff und einen Wallfiſch neben ſich, weil er nach Jon. 1, 15; 2, 1. 11. von den Schiffsleuten aus dem Schiff ins Meer geworfen, und von einem Wallfiſch verſchlungen wurde, der ihn am dritten Tage wieder ans Land ſpie — nach Chriſti eigener Erklärung (Matth. 12, 39. 40) eine vorbildliche Hindeutung auf ſeine Auferſtehung am dritten Tage.

Micha, zwar durch kein beſonderes Attribut ausgezeichnet, wohl aber daran kenntlich, daß er, wegen der bekannten Weiſſagung, daß Bethlehem der Geburtsort des Erlöſers ſein werde (Mich. 5, 1) auf den älteren Bildern der Geburt Chriſti ſelten fehlt.

Unter den übrigen A. T. lichen Bildern ſind wegen ihrer typologiſchen Bedeutung noch zu nennen:

15. **Hiob**, in ſeinen Leiden, — als Vorbild des leidenden Chriſtus;

16. **Tobias**, einen Fiſch haltend. — Nach der bekannten Erzählung Tob. 6. war es die Galle des im Tigris gefangenen Fiſches, womit

er ſeinen erblindeten Vater wieder heilte, und zur Erinnerung daran wurde er mit einem Fiſch in der Hand abgebildet. Da dieſer aber in der chriſtlichen Symbolik das Sinnbild der Chriſten war, ſo erhielt Tobias ſelbſt dadurch eine auf die Zeiten des neuen Bundes hindeutende, vorbildliche Bedeutung.

Die ſonſt noch erwähnten Bilder der **Eſther**, der **Ruth** und **Judith** haben nur hiſtoriſche Bedeutung und bedürfen keiner weiteren Erklärung.

VI. Die Neuteſtamentlichen Bilder.

Ziemlich gleichzeitig mit den Bildern A. T. licher Perſonen und Scenen erſcheinen die N. T. lichen im Gebrauch, und in der That mußte man, wenn jene geſtattet und zweckmäßig gefunden wurden, auch dieſe billigen. Das Volk konnte, wenn man ihm den Inhalt des A. T. durch Bilder veranſchaulichte, mit Recht verlangen, daß dies auch bei dem N. T. geſchah, und die Kirchenlehrer mußten ſich, wenn ihnen die Bilder eines Abraham, Moſe und Hiob, in der Kirche aufgeſtellt, für ihre Vorträge und deren beſſeres Verſtändniß von Nutzen ſchienen, von den Bildern eines Petrus, Paulus und Johannes eher noch mehr verſprechen. Die Gefahr aber, dadurch einen heidniſchen Bilderdienſt zu begünſtigen, der zur Menſchenvergötterung führen konnte, war hier um nichts größer, als dort. In beiden Fällen waren die Dargeſtellten eben nur Menſchen, wie alle Anderen; nur als Muſter und Vorbilder zeichneten ſie ſich vor den übrigen aus, und zwar nur darum, weil die Gotteskraft des chriſtlichen Glaubens und heiligen Geiſtes, die allen Bekennern Chriſti verheißen war und ſich in allen kundgeben ſollte, bei ihnen ſichtlicher und unverkennbarer, als bei den übrigen hervortrat. Das Gefühl der Verehrung, mit dem man an ſie und ihr Wirken dachte, galt alſo nicht ſo wohl ihnen, als vielmehr dem Herrn, der in den Schwachen mächtig geweſen war; ihre Thaten waren ſein Werk, und ihr vor keiner Todesgefahr zurückbebender Glaubensmuth ſein Ruhm. Ihn und nicht ſie ehrte man, wenn man ihre Bilder in den Kirchen aufſtellte. Wie die A. T. lichen Bilder die Thaten des Herrn vor ſeiner Ankunft auf Erden vergegenwärtigten, ſo ſollten die Bilder der Apoſtel und Märtyrer ſeine Thaten nach der Himmelfahrt veranſchaulichen, und das Bild des leidenden Märtyrers ſollte nur ein Bild des über Tod und Grab triumphirenden Erlöſers ſein, wie dies unzweifelhaft aus den Bildern der Apoſtel hervorgeht, die von den früheſten Zeiten her ſtets mit den Attributen ihres Martyriums dargeſtellt wurden.

A. Die Bilder der Apoſtel.

1. **St. Petrus**, ein umkehrtes Kreuz neben ſich, weil er mit dem Kopf unten gekreuzigt wurde; außerdem hat er als auszeichnendes Attribut den Schlüſſel (vgl. Matth. 16, 18. „Ich will dir des Himmelreichs Schlüſſel geben"); auf den älteſten Bildern nur einen; ſpäterhin zwei, einen goldnen, als Himmelsſchlüſſel und einen ſilbernen, als Schlüſſel der Erde, und zu den Zeiten, da die Lehre der Römiſchen Kirche von der Schlüſſelgewalt Petri den größten Umfang gewonnen hatte, noch einen dritten (ſchwarzen), den der Hölle. Daher galt er auch bekanntlich das ganze Mittelalter hindurch als Himmelspförtner, und hierauf gründet ſich die Sage, daß in Rußland ehedem den Verſtorbenen Päſſe, adreſſirt an St. Petrus, in den Sarg mitgegeben worden ſein ſollen. Ein Engliſches Journal*) theilte unlängſt aus einer Handſchrift des brittiſchen Muſeums zu London einen Himmelspaß der Art mit, ausgeſtellt von Makarius II. Metropoliten von Kiew (1538—1550). Er lautet

Macarius, Dei gratia Kiovensis, Halicensis et Universae Russiae Archiepiscopus Domino et amico nostro S. Petro, Dei Omnipotentis janitori.

Significamus Tibi hoc tempore, diem suum obiisse quendam Dei servum Principem Feodor Wlodimirski: quamobrem praecipimus Tibi, ut illum sine omni impedimento et cunctatione recte intromittas in regnum Dei. Absolvimus eum ab omnibus suis peccatis et dedimus ei benedictionem. Itaque nihil eorum transgredieris atque ne secus fiat, dedimus ei has literas absolutionis.

Datum in nostro Claustro in Kiovia XXX. Julii 1541.

Ein ähnlicher Passeport pour l'autre monde findet ſich in „la Clef du Cabinet des princes de l'Europe, Avril 1705 p. 289.

„Je soussigné Evêque ou Prêtre de N. reconnais et certifie, que N. porteur de ces lettres, a toujours vécu parmi nous en bon Chrétien, faisant profession de la religion Grecque, et quoiqu'il ait quelquefois peché, il s'en est confessé, en a reçu l'absolution et le communion, en remission de ses pechés; il a honoré Dieu et ses Saints; il a jeuné et prié aux heures et saisons ordonnées par l'Eglise; il s'est fort bien gouverné avec moi, qui suis son confesseur, en sorte, que je n'ai point fait difficulté de l'absoudre de ses pechés, et n'ai pas sujet, de me plaindre de lui, en temoin de quoi lui avons expedié le present Certificat, afin que St. Pierre, le voyant, lui ouvre la porte de la joye éternelle."

Wer die ruſſiſch-griechiſche Kirchenſprache genauer kennt, wird ſich namentlich bei dieſem Passeport, der ſo ganz an den katholiſchen Beicht-

*) The british and foreign Review, or European Quaterly Journal; Vol. IX. Nr. 17. Jul. 1839. p. 353.

vaterſtyl einer frivolen Zeit erinnert, des Verdachtes nicht erwehren können, daß er wohl nur das Machwerk eines leichfertigen Witzlings ſein mag.

2. **St. Paulus**, mit einem Schwert, oft außerdem noch ein Buch haltend.

Das Schwert iſt hiſtoriſches Attribut; denn Paulus ſoll, was man aus Röm. 8, 35 ſchloß, mit dem Schwert enthauptet worden ſein. Auf ſpäteren Bildern erſcheint er nicht ſelten mit zwei Schwertern, die dann Symbole der geiſtlichen und weltlichen Macht ſind, und den beiden Schlüſſeln Petri entſprechen ſollen.

Wie bei Petrus, ſo hat bei Paulus der Kopf einen eigenthümlichen, traditionell fortgeerbten Typus. Dort iſt es ein Kopf, wie er zu einer kräftigen, gedrungenen Geſtalt paßt, mit einem kurzen, krauſen Barte, hier ein leichter Kopf mit lang herabfließendem Bart.

3. **St. Andreas** mit dem ſchrägen Kreuz (crux decussata, weil es die Form der römiſchen Zehn X hat); an einem ſolchen wurde er von Aegeas, dem Proconſul von Achaja zu Paträ gekreuzigt.

4. **St. Jacobus**, der Aeltere, mit Pilgerſtab (wozu bisweilen noch Pilgertaſche und Pilger- oder Muſchelhut kommen), dem Zeichen ſeines Miſſionseifers, und einem Schwert, weil er damit auf Befehl des Königs Herodes zu Jeruſalem hingerichtet wurde (vgl. Apoſtelg. 12, 1); auf ſpaniſchen Kirchenbildern auch bisweilen reitend auf einem weißen Pferde. Denn als Schutzpatron Spaniens — dort hatte er, der Tradition zufolge, zuerſt das Chriſtenthum gepredigt, und durch ein Wunder war bald nach der Hinrichtung ſein Leichnam von Jeruſalem nach Compoſtella gekommen, wo ſeine Gebeine noch jetzt aufbewahrt werden — war er in den Kriegen gegen die Saracenen den Spaniern oft auf ihr Gebet in Reitersgeſtalt zu Hülfe gekommen.

5. **St. Johannes**, als Jüngling (wegen Mark. 14, 51 „Und es war ein Jüngling, der folgte ihm nach") mit dem Adler (ſeinem Evangeliſten-Attribut, wovon weiter unten) und einem Kelch, aus dem ſich eine Schlange herauswindet, als Hindeutung auf ſeine Verurtheilung zum Giftbecher, den er durch das Zeichen des Kreuzes unſchädlich machte.

6. **St. Philippus** mit dem Kreuzesſtabe, als Zeichen, daß er von Ort zu Ort wanderte, um das Kreuz zu predigen. Denn der einen Tradition zufolge ſoll er zu Hierapolis in Phrygien eines natürlichen Todes geſtorben ſein; nach einer anderen ſtarb er dort als Märtyrer am Kreuz, und in dieſem Falle wäre der Kreuzesſtab zugleich hiſtoriſches Attribut für ſein Martyrium.

7. **St. Bartholomäus**, ein Meſſer in der Hand, und die abgeſchundene Haut auf dem Arm. — Die Tradition macht ihn wegen ſeines Namens zum „Sohn des Ptolemäus“ und läßt ihn von königlicher Herkunft ſein, weshalb er auch als Jünger Chriſti ſein Purpurgewand nicht habe ablegen wollen. Darum ſoll Chriſtus ihm geſagt haben, daß er dafür einſt den rothen Mantel ſeines Körpers, die Haut, werde ausziehen müſſen, was nachmals in Armenien geſchehen ſei, wo er als Märtyrer geſchunden wurde.

8. **St. Matthäus**, mit einem Beutel (als Zeichen, daß er vorher Zöllner war, Matth. 9, 9), ein Beil oder Winkelmaß, Lanze oder Hellebarde in der Hand. — Der Tradition zufolge wurde er in Aethiopien von dem König Hirtacus, den er zum Chriſtenthum bekehrt hatte, da er ihm die Einwilligung zur Verheirathung mit Eugenia, der Nichte des Königs, die als gottgeweihte Jungfrau zu leben entſchloſſen war, verweigert hatte, nach der Meſſe am Altar mit einem Beil oder einer Lanze ermordet. Das Winkelmaß mag aus irrthümlicher Auffaſſung eines roher geformten Beils entſtanden ſein.

9. **St. Thomas**, mit Lanze oder Winkelmaß. — Er drang, wie berichtet wird, nachdem er das Evangelium den Aethiopiern, Parthern, Medern und Perſern gepredigt, bis nach Indien vor, wo er von den Brahmanen mit einer Lanze getödtet wurde. Das Winkelmaß ſoll nach Einigen darauf hindeuten, daß er erſt in Folge genauer Prüfung und eigener Ueberzeugung an den Auferſtandenen glaubte.

10. **St. Jacobus**, der Jüngere, mit einer Walkerſtange. — Er wurde nämlich, nachdem er lange Zeit Biſchof in Jeruſalem geweſen, bei einer Chriſtenverfolgung von der Zinne des Tempels herabgeſtürzt und da er davon nicht ſtarb, mit einer Walkerſtange, wie ſie die Tuchmacher brauchen, erſchlagen.

11. **St. Simon**, mit einer Säge, weil er in Perſien von den heidniſchen Prieſtern zerſägt worden ſein ſoll.

12. **St. Judas Thaddäus**, mit einer Keule, da er in Perſien mit einer ſolchen erſchlagen wurde. Hat er als Attribut ein umgekehrtes Kreuz (und in dieſem Fall hat Petrus in der Regel nur die Schlüſſel) ſo bezieht ſich dies auf eine andere Tradition, nach welcher er mit dem Kopf unten gekreuzigt wurde.

13. **St. Matthias**, ein Beil (eine Lanze) oder einen Stein in der Hand. — Er ſoll nämlich zu Jeruſalem entweder mit dem Beil hingerichtet oder geſteinigt worden ſein.

Judas Iſcharioth iſt auf Darſtellungen des Abendmahls gewöhnlich durch den Beutel (nach Joh. 12, 6 war er der Kaſſenführer) und oft durch rothes Haar kenntlich gemacht.

B. Die Bilder der Evangeliſten.

Auf den Bildwerken der früheſten Zeit ſind es nur vier Schriftrollen, durch welche die Evangeliſten ſymboliſch dargeſtellt werden, oder, mit Beziehung auf die vier vom Paradies ausgehenden Ströme (1. Moſ. 2, 10 ff.) vier Flüſſe, die von einem Hügel herabfließen, auf dem ein Kreuz, das Lamm oder das Monogramm Chriſti ſteht.

Späterhin erſt erhalten ſie jene aus Ezech. 1, 10 entlehnten Geſtalten eines Menſchen, Löwen, Ochſen und Adlers, die auch nach Offenb. 4, 7. um den Thron Gottes ſtehen und gleichſam die Träger deſſelben ſind. Demgemäß ſtellten die byzantiniſchen Künſtler, ſich ſtreng an die bibliſche Schilderung haltend, dieſelben als Wundergeſtalten dar, die halb Menſch, halb Thier waren. Jeder Evangeliſt erhielt die altherkömmlichen Cherubsflügel und wurde ſchreibend oder eine Schriftrolle vor ſich habend dargeſtellt; ſtatt des menſchlichen Geſichts aber, das nur dem Matthäus oder dem Marcus verblieb (denn zwiſchen dieſen beiden ſchwankte man bis zu den Zeiten des Hieronymus, von welchem die jetzt übliche Vertheilung der Attribute herrührt) hatten die übrigen drei einen Löwen-, Ochſen- und Adlerkopf und dem entſprechende Füße; und dieſe Art der Darſtellung iſt in der Griechiſchen Kirche lange Zeit hindurch die allein übliche geblieben.

Im Abendlande jedoch fing man ſeit der letzteren Hälfte des Mittelalters an, die Menſchengeſtalt von der thieriſchen zu trennen und die Evangeliſten nur in der erſteren, gewöhnlich in ſchreibender Stellung, mit jenen Thieren als ſymboliſchen Attributen zur Seite, darzuſtellen. Demgemäß hat nach der Anordnung des Hieronymus:

1. **St. Matthäus** einen Menſchen oder Engel neben ſich, der gewöhnlichen Annahme zufolge, weil ſein Evangelium mit dem Geſchlechtsregiſter beginnt, wodurch an die menſchliche Abſtammung Chriſti erinnert wird;

2. **St. Marcus** einen Löwen, nach Einigen eine Hindeutung auf die im Anfang ſeines Evangelii (c. 1, 13) erwähnte Wüſte, in welcher Chriſtus mit den Thieren zuſammen war; zugleich ein Symbol ſeiner königlichen Würde;

3. **St. Lucas**, einen Ochſen, da das Evangelium mit der Erzählung von dem Tempeldienſt des Prieſters Zacharias beginnt; ein Symbol der hohenprieſterlichen Würde;

4. **St. Johannes**, einen Adler, als Symbol der Gottheit Chriſti, da das Evangelium mit der Lehre vom Logos beginnt.

Somit war denn Chriſtus durch dieſe vier Evangeliſten-Attribute zugleich als Menſch, König, Hoherprieſter und Gott ſymboliſch

dargeſtellt, wie dies in einem Pariſer Evangelienbuch vom Jahr 1379 in folgenden Verſen ausdrücklich angegeben iſt: *)

Quatuor haec Dominum signant animalia Christum;
Est *homo* nascendo, *vitulus*que sacer moriendo,
Et *leo* surgendo, coelos *aquila*que petendo;
Nec minus hos scribas animalia et ipsa figurant.

*) Vgl. *Didron* Iconographie chretienne. Histoire de Dieu p. 278.

VII. Die Chriſtusbilder.

Die ſymboliſchen und typologiſchen Bilder waren, wenn auch noch ſo geeignet, den Inhalt der heiligen Schrift und die Lehren des Chriſtenthums dem Volke zu veranſchaulichen, doch eigentlich immer nur ein Nothbehelf, und konnten den lebhaften Wunſch, das wirkliche Bild des Erlöſers zu haben, nicht befriedigen. Den Judenchriſten mochte allerdings bei ihrer angeerbten Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen die Bilder dies weniger fühlbar ſein; aber die Heidenchriſten, von Jugend auf daran gewöhnt, die Statuen ihrer Götter und Helden überall um ſich zu haben, mußten es in der That ſchmerzlich vermiſſen, gerade von dem, welchem allein Ruhm und Anbetung gebührte, nichts zu haben, was den Mangel der eigenen Anſchauung hätte erſetzen können. Daher ſind es auch zunächſt die Kreiſe des Heidenchriſtenthums, in denen zuerſt von Bildern Chriſti die Rede iſt.

So wird von dem Kaiſer Alexander Severus (222—235) berichtet, daß er, gleich ſeiner Mutter Mammäa, dem Chriſtenthum geneigt, in ſeinem Hausſtempel neben den Bildern der vaterländiſchen Götter auch das Bild Abrahams und Chriſti gehabt habe. *) Wie Chriſtus auf jenem Bilde dargeſtellt geweſen, läßt ſich bei dem Mangel an genaueren Nachrichten nicht näher beſtimmen, und ebenſo wenig die Frage, wie der Kaiſer zu einem ſolchen Bilde gekommen war, mit Sicherheit beantworten.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo wiſſen wir nur im Allgemeinen, daß Chriſtus entweder ſymboliſch als der gute Hirt mit dem verlornen Schaf auf der Schulter, oder als ein Jüngling von 15—20 Jahren ohne Bart, dem Apollo oder Merkur ähnlich, in idealer Schönheit

*) *Lamprid.* Vit. Alex. Sever. c. 29. In Larario suo, in quo animas sanctiores, in quibus et Apollonium et quantum scriptor suorum temporum dicit, Christum, Abraham et Orpheum et hujuscemodi deos habebat ac majorum effigies, rem divinam faciebat.

dargeſtellt zu werden pflegte, [1]) und dies eben ſcheint ein Hauptgrund geweſen zu ſein, daß die Kirchenväter der früheren Zeit eine ganz entgegengeſetzte Anſicht geltend machten. Juſtinus, der Märtyrer, [2]) Clemens Alexandrinus [3]) und Tertullian [4]) erklärten ſich bekanntlich, (mit Berufung auf Jeſaj. 52, 14 „weil ſeine Geſtalt häßlicher iſt, denn anderer Leute, und ſein Anſehen, denn der Menſchenkinder“ und c. 53, 2 „Er hatte keine Geſtalt, noch Schöne; wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte,“) dahin, daß Chriſtus klein, häßlich und von niedrigem Anſehen geweſen, während Origenes, um auf der einen Seite der A. T. lichen Weiſſagung nicht zu nahe zu treten, auf der andern aber auch ſeiner Ueberzeugung, daß ſich die ideale Reinheit und die göttliche Würde des Erlöſers auch äußerlich kund gegeben haben müſſe, nicht untreu zu werden, die Meinung aufſtellte: Chriſtus habe gar keine beſtimmte Geſtalt gehabt, ſondern ſei Jedem ſo erſchienen, wie es ſein Begriff und ſein Beſtes verlangt habe — eine Meinung, welche mit der Grundanſchauung des Origenes, daß die ſinnliche, äußere Form unweſentlich ſei, und das Chriſtenthum ſelbſt ſich

---

1) Eines der älteſten Denkmale, ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem II. oder III. Jahrhundert im Vatican zu Rom ſtellt ihn — wenn nämlich wirklich Er der Dargeſtellte iſt — als einen noch unbärtigen jungen Mann dar, mit römiſchen Geſichtszügen und ſanftgelockten, herabwallenden Haaren, in eine römiſche Tunica gekleidet und auf einer Sella curulis ſitzend.

2) *Just.* dial. c. Tryph. (ed. Thirlby p. 333) *Ἐλθόντος τοῦ Ἰησοῦ ἐπὶ τὸν Ἰορδάνην — καὶ ἀειδοῦς, ὡς αἱ γραφαὶ ἐκήρυσσον, φαινομένου.*

3) *Clem. Alex.* Paedag. III. c. 1. *Τὸν δὲ κύριον αὐτὸν τὴν ὄψιν αἰσχρὸν γεγονέναι, διὰ Ἡσαΐου τὸ πνεῦμα μαρτυρεῖ, καὶ τίς ἀμείνων κυρίου; ἀλλ' οὐ τὸ κάλλος τῆς σαρκὸς, τὸ φαντασιαστικὸν· τὸ δὲ ἀληθινὸν καὶ τῆς ψυχῆς καὶ τοῦ σώματος ἐνεδείξατο κάλλος, τῆς μὲν τὸ εὐεργετικὸν, τὸ δὲ ἀθάνατον τῆς σαρκὸς.*

Als einen beſonderen Grund für die äußere Häßlichkeit Jeſu führt Clemens (Strom. VI. c. 17) auch folgenden an: *Ὁ κύριος οὐ μάτην ἠθέλησεν εὐτελεῖ χρήσασθαι σώματος μορφῇ, ἵνα μή τις τὸ ὡραῖον ἐκαινῶν καὶ τὸ κάλλος θαυμάζων, ἀφίστηται τῶν λεγομένων.*

*) *Tertull.* de carne Christi c. 9. Carnis terrenae non mira conditio ipsa erat, quae cetera ejus miranda faciebat, quum dicerent, unde haec doctrina et signa ista (Matth. 13, 54). Etiam despicientium formam ejus haec erat vox. Adeo nec humanae honestatis corpus fuit, nedum coelestis claritatis. Tacentibus apud nos quoque prophetis de ignobili adspectu ejus, ipsae passiones ipsaeque contumeliae loquuntur. Passiones quidem humanam carnem, contumeliae vero inhonestam. An ausus esset aliquis sputaminibus contaminare faciem, nisi merentem?

Jedem so darstelle, wie er es aufzufassen im Stande sei, genau übereinstimmt. Abgesehen aber von dieser, die Vorstellung von einer Verklärung der unscheinlichen äußeren Gestalt durch die inwohnende göttliche Majestät nicht ausschließenden Ansicht, scheint es in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die herrschende Ansicht gewesen zu sein, daß die äußere Gestalt Christi im directen Gegensatz zu seiner göttlichen Herrlichkeit gestanden habe, wie man denn überhaupt der Naturvergötterung und Ueberschätzung der äußeren Form bei den Heiden von Seiten der Christen gern eine entschiedene Geringschätzung des Natürlichen und Verschmähung aller irdischen Schönheit entgegenstellte.

Wie entmuthigend aber auch eine solche Ansicht für die Künstler sein mußte, die sich an einer Darstellung des Erlösers versuchen wollten, so finden wir doch schon bei Irenäus († 202) die Nachricht, daß die Gnostiker theils gemalte Bilder Christi, theils Bildwerke von anderem Stoff hätten, deren Ursprung sie auf Pilatus zurückführten, welcher Jesum habe malen lassen. Diese Bilder, setzt er hinzu, werden von ihnen bekränzt, zur Verehrung ausgestellt und in ähnlicher Weise, wie es bei den Heiden Sitte ist, von ihnen verehrt. [1]) Bekanntlich waren es vornehmlich die gnostischen Karpokratianer, welche dergleichen im Gebrauch hatten, und vielleicht war es ein solches Karpokratianisches Christusbild, das dem oben erwähnten Kaiser zugekommen war. Gerade der Umstand aber, daß sich diese Bilder bei solchen Ketzern fanden, die noch dazu einen so heidnischen Gebrauch davon machten, erklärt es hinlänglich, warum die orthodoxe Kirche in jenen Zeiten von dergleichen nichts wissen wollte.

Seit Constantin jedoch werden die Bilder und Bildwerke in den Kirchen immer zahlreicher und die angesehensten Kirchenlehrer erklären sich zu ihren Gunsten. „Ich bekenne, schreibt Basilius d. Gr. [2]) († 379) die Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch, und die heilige Maria als Mutter Gottes, die ihn dem Fleische nach geboren hat. Ich nehme aber auch die heiligen Apostel, Propheten und Märtyrer an. Ihre Bilder ehre und küsse ich mit Auszeichnung, da diese von den heiligen Aposteln überliefert und nicht verboten, vielmehr in allen unsern Kirchen

---

1) *Iren.* adv. haer. I. c. 24, 6. Imagines quasdam quidem depictas, quasdam autem et de reliqua materia fabricatas habent, dicentes, formam Christi factam a Pilato, illo tempore, quo fuit Jesus cum hominibus. Et has coronant et proponunt eas cum imaginibus mundi philosophorum, videlicet cum imagine Pythagorae et Platonis et Aristotelis.

2) *Basil.* Ep. 205.

gemalt ſind.“ In ähnlicher Weiſe äußert ſich Gregor v. Nyſſa († 394) in ſeiner Gedächtnißrede auf den Märtyrer Theodorus. „Wenn Einer, ſagt er unter andern, an einen Ort wie dieſen kommt, dann ſieht er, wie der Maler die Heldenthaten des Märtyrers, ſein Widerſtreben, ſeine Qualen, die wilden und unmenſchlichen Geſtalten ſeiner Tyrannen, die heftigen Angriffe, jenen Flammenofen, die ſelige Vollendung des Kämpfers und das menſchliche Abbild Chriſti, des Kampfrichters, alles wie in einem Buche mit Farben künſtlich malend dargeſtellt und die Kirche gleich einer lieblichen und blumenreichen Weiſe ausgeſtattet hat. Denn auch die Malerei pflegt ſchweigend an der Wand zu reden und dadurch in hohem Grade zu nützen.“

Hieraus geht mit Sicherheit hervor, daß man die über dem Grabe eines Märtyrers errichtete, oder ſeinem Andenken geweihte Kirche mit Wandgemälden, welche einzelne, beſonders wichtige Scenen aus ſeinem Leben darſtellten, zu ſchmücken pflegte, und daß auf dieſen auch das Bild Chriſti nicht fehlte. Indeß ſcheint es hier, wie bei den Statuen, welche in einigen Kirchen in der Mitte der halbkreisförmig den Altarraum abſchließenden Hinterwand Chriſtum auf dem Thron ſitzend darſtellten, mehr ein Phantaſiebild des Künſtlers geweſen zu ſein, das ihn repräſentirte, als daß man auf die wirkliche Geſtalt Chriſti ein beſonderes Gewicht gelegt hätte, und hieraus erklärt ſich auch eine Aeußerung des Auguſtin:*) „Das Antlitz des im Fleiſch erſchienenen Herrn wird nach der Verſchiedenheit der unzähligen Auffaſſungsweiſen in ſehr verſchiedener Weiſe dargeſtellt, während es doch nur eine Geſtalt hatte, welche es auch geweſen ſein mag“ — gewiß ein ſicheres Zeugniß, daß ſich die Maler damals noch meiſt durch ihre individuelle oder nationelle künſtleriſche Anſchauung leiten ließen, und ein beſtimmter Typus als Antwort auf die Frage: wie aber hat Chriſtus wirklich ausgeſehen? noch nicht kirchlich recipirt und feſtgeſtellt war. Indeß müſſen die Bilder, durch welche jener Typus

*) *August.* de trinit. VIII. c. 4. Nam et ipsius dominicae carnis facies innumerabilium cogitationum diversitate variatur et fingitur, quae tamen una erat, quaecunque erat. — Ganz ähnlich äußerte ſich im IX. Jahrhundert der Patriarch Photius (Ep. 64). Die rückſichtsloſeren Bilderfeinde, meint er, wenden allerdings ein, welches denn eigentlich das wahre Bild Chriſti wäre, da die Griechen ihn wie einen Griechen, die Römer als Römer, die Inder als Inder und die Aethiopier endlich als einen Aethiopier darſtellten. (*Ἕλληνες μὲν αὐτοῖς ὅμοιον ἐπὶ γῆς φανῆναι τὸν Χριστὸν νομίζουσι, Ῥωμαῖοι δὲ μᾶλλον ἑαυτοῖς ἐοικότα, Ἰνδοὶ δὲ πάλιν μορφῇ τῇ αὐτῶν, καὶ Αἰθίοπες δῆλον ὡς ἑαυτοῖς.*) Wenn man ſich alſo auch wirklich entſchließen wolle, eines dieſer Bilder für das echte zu halten, ſo habe man doch damit zugleich alle andern für unecht erklärt.

fixirt wurde, nicht viel ſpäter zum Vorſchein gekommen ſein, da die über die beiden Naturen in Chriſto entſtandenen Neſtorianiſchen und Eutychianiſchen Streitigkeiten mit der Frage nach der Zuläſſigkeit der Chriſtusbilder in engem Zuſammenhang ſtanden. Als nämlich in der erſten Hälfte des V. Jahrhundert Bilder zum Vorſchein kamen, die für wirkliche Portraits Chriſti gelten ſollten, konnte und mußte die Bedenklichkeit entſtehen: Sind ſie es auch wirklich? und kann bei dem Gottes- und Menſchenſohn von einem Portrait überhaupt die Rede ſein? — Neſtorius hatte die beiden Naturen in Chriſto getrennt, aber durch das Band der vollkommenſten Eintracht verbunden wiſſen wollen, und demgemäß hätte man ganz gut Bilder, welche Chriſtum nur nach ſeiner menſchlichen Natur, und abgeſehen von der göttlichen, darſtellten, gelten laſſen können. Aber das Concil zu Epheſus (431) hatte die Lehre des Neſtorius entſchieden als Ketzerei zurückgewieſen und ſomit natürlich auch in Beziehung auf die Bilder jenen Ausweg abgeſchnitten. Eutyches dagegen hatte beide Naturen zu einer einzigen, gottmenſchlichen vereinigt wiſſen wollen, und darin lag in Betreff der Bilder zugleich die Forderung, daß der Maler entweder die göttliche und menſchliche Natur zugleich darſtellen, oder, wenn ihm das nicht möglich ſei, von der Verfertigung eines Chriſtusbildes überhaupt abſtehen müſſe. Aber auch ſeine Meinung war (auf dem Concil zu Chalcedon, 451) verworfen und dagegen feſtgeſtellt worden, daß die beiden Naturen in der Einheit der Perſon unvermiſcht und unverwandelt, unzertheilt und unzertrennt (*ἀσυγχύτως, ἀτρέπτως, ἀδιαιρέτως, ἀχωρίστως*) verbunden ſeien.

Nach ſolchen Beſtimmungen war es gewiß das Klügſte, wenn die Maler auf alle Verſuche, die Geſtalt Chriſti darzuſtellen, von vorn herein verzichteten; denn ein Bild zu malen, in dem die göttliche und die menſchliche Natur mit einander auf das Innigſte verbunden waren, und doch auch wieder jede für ſich beſonders hervortrat — das ging über menſchliches Vermögen. Eben darum aber hieß es auch von den kirchlich recipirten Chriſtusbildern, daß ſie nicht von Menſchenhänden gemacht ſeien, ſondern von Chriſtus ſelbſt herrühren.

Bekanntlich giebt es nun zwei Typen, von denen der eine mit der Abgarus-, der andere mit der Veronicaſage in Verbindung ſteht.

Der erſtere, das ſogenannte Salvatorbild, welcher das Antlitz Jeſu mit dem Ausdruck ruhiger Klarheit, Milde und Göttlichkeit, ohne das geringſte Anzeichen von Schmerz darſtellt, mit geſcheiteltem, ſanft herabwallendem Haupthaar und getheiltem Bart, gehört vorzugsweiſe der Orientaliſchen Kirche an, weshalb er auch der byzantiniſche heißt, und gründet ſich der Tradition zufolge auf einen Geſichtsabdruck, den Jeſus dem Fürſten Abgarus von Edeſſa, auf ſein Bitten

zuſchickte. [1]) In ihrer urſprünglichen Form berichtet übrigens die Sage nur von einer Krankheit des Fürſten und ihrer Heilung durch den Apoſtel Thaddäus, welchem Jeſus kurz vor ſeiner Himmelfahrt aufgetragen, bald nach der Sendung des heiligen Geiſtes nach Edeſſa zu reiſen. Erſt ſeit dem VI. Jahrhundert verbindet ſich damit die Erwähnung eines wunderbaren Chriſtusbildes, wodurch die Heilung bewirkt worden ſei.

Der zweite Typus, welcher vorzugsweiſe der Occidentaliſchen Kirche, aber inwiefern er ſich von dem erſten durch den Ausdruck des Schmerzes unterſcheidet, einer weit ſpäteren Zeit angehört, hat zur Grundlage die Veronicaſage, welche gleichfalls in ihrer urſprünglichen Form noch ſehr einfach, und erſt ſpäterhin durch eine Menge individualiſirender Zuſätze bereichert erſcheint. [2])

Die nachweislich älteſte Relation iſt eine Angelſächſiſche Erzählung, die kaum früher, als ins VIII. Jahrh. zu ſetzen iſt, und deren Inhalt, ſo einfach er auch iſt, doch unverkennbar genug die Tendenz verräth, die Chriſtusbilder der Römiſchen Kirche nicht nur als ſelbſtſtändig und unabhängig von denen der Griechiſchen darzuſtellen, ſondern ihnen auch den Vorzug eines höheren Alters zu vindiciren. Das wunderbare Bild befindet ſich nämlich auf einem Stück von dem Kleide Chriſti. Wie es darauf gekommen und wie „Frau Veronix“ zum Beſitz deſſelben gelangt iſt, wird nicht näher angegeben. Es bewährt aber bald eine ſo wunderthätige Heilkraft, daß der Kaiſer Tiberius, der an einer Krankheit leidet, von der kein Arzt ihn heilen kann, und dem die Kunde von dem Wunderkleide zu Ohren kommt, zuerſt dieſes zugeſchickt haben will, dann aber, da Veronica ſich um keinen Preis von demſelben trennen will, ſie ſelbſt nach Rom kommen läßt und durch die Berührung deſſelben alsbald geſund wird. In der Relation bei Marianus Scotus heißt

---

1) Vgl. Euagrius IV. 27. *Φέρουσιν (Ἐδεσσηνοὶ) τὴν θεότευκτον εἰκόνα, ἣν ἀνθρώπων μὲν χεῖρες οὐκ εἰργάσαντο, Ἀβγάρῳ δὲ Χριστὸς ὁ θεὸς, ἐπεὶ αὐτὸν ἰδεῖν ἐπόθει, πέπομφε.*

Genauer noch weiß um die Entſtehungsgeſchichte dieſes Bildes Johannes Damascenus, der ſie de fide orthodox. IV. c. 16 ſo berichtet: *Φέρετο δέ καί τις ἱστορία, ὡς ὁ κύριος, Ἀβγάρου τοῦ τῆς Ἐδεσσηνῶν πόλεως βασιλεύοντος, ζωγράφον ἀποστείλαντος, τὴν τοῦ κυρίου ὁμοιογραφῆσαι εἰκόνα, μὴ δυνηθέντος τοῦ ζωγράφου διὰ τὴν ἀποστίλβουσαν τοῦ προσώπου λαμπρότητα, αὐτὸς ἱμάτιον τῷ οἰκείῳ προσώπῳ τῷ θείῳ καὶ ζωοποιῷ ἐπιθεὶς, ἐναπεμάξατο τῷ ἱματίῳ τὸ ἑαυτοῦ ἀπεικόνισμα καὶ οὕτως ἀπέστειλε τοῦτο ποθοῦντι τῷ Ἀβγάρῳ.*

2) Vgl. „Die Sage vom Urſprung der Chriſtusbilder“ von Wilh. Grimm. Geleſen in der Königl. Akademie der Wiſſenſch. am 1. und 22. Decemb. 1842. Berlin 1843.

es ſchon genauer: Chriſtus habe ſein Geſicht auf ein Schweißtuch abgedrückt, das er jener Frau gegeben, und noch ausführlicher berichtet gegen Ende des XII. Jahrh. Wernher vom Niederrhein: Lucas der Maler habe auf Bitten der Veronica dreimal verſucht, Chriſtum zu portraitiren; aber jedesmal ſei es mißlungen. Da habe der Herr ſich endlich erbarmt; er ſei zu der Frau gekommen, um bei ihr zu eſſen, habe vor der Mahlzeit Waſſer zum Waſchen verlangt und beim Abtrocknen das Geſicht in das dargereichte Handtuch abgedrückt. *)

Alle in dieſen Kreis der Veronicaſage gehörenden Bilder unterſcheiden ſich übrigens in nichts von den Abgarusbildern. Auch auf ihnen erſcheint das Antlitz Chriſti mit dem Ausdruck vollkommener, göttlicher Ruhe, wie überhaupt auf allen älteren Chriſtusbildern. Will man daher zwiſchen beiden einen Unterſchied feſtſtellen, ſo muß man ſich an eine weit ſpätere Geſtaltung der Veronicaſage halten, nach welcher Chriſtus auf ſeinem Leidenswege nach Golgatha ſein Geſicht in das Schweißtuch der Veronica abdrückt, ſo daß ſie ein Chriſtusbild mit der Dornenkrone und dem Ausdruck des Schmerzes, ein Ecce homo-Bild erhält.

Was den Namen und die Perſon der Frau betrifft, ſo hat man in Beziehung auf den erſtern ſchon in älterer Zeit darauf aufmerkſam gemacht, daß Veronica vielleicht nur eine Verſtümmlung von vera icon (das wahre Bild) ſei; rückſichtlich der letzteren aber heißt es in den älteſten Relationen übereinſtimmend, daß es dieſelbe Frau geweſen,

---

*) Vgl. den Bericht des *Gervasius Tilberiensis* (zu Anfang des XIII. Jahrh.) in ſeinen Otiis imperial. c. 25 (in *Leibnitii* Scriptor. Brunsvic T. V. p. 968.) De figura Domini, quae „Veronica" dicitur. Porro sunt alii vultus Domini, sicut et Veronicae, quam quidem Romae delatam a Veronica dicunt, quam ignotam tradunt mulierem esse. Verum ex antiquissimis scripturis comprobavimus, hanc esse Martham, sororem Lazari. — Hanc ex traditione veterum novimus *in tabula pictam* habuisse dominici vultus effigiem, quam Volusianus, amicus Tiberii Caesaris, apud Hierosolymam ab ipso transmissus, ut de factis et miraculis Christi certum signum referret, quo de morbo suo Tiberius curaretur, ab ipso Martha, licet invita, quorundam subjectione abstraxerat. In cujus direptione Martha contristata vultum hospitis sui secuta, traditur Romam venisse et Tiberium in primo Veronicae picturae conspectu curasse. Unde etiam et tunc longo ante Apostolorum adventum tempore Christi fides usque adeo Romanis innotuit, quod Tiberius de mansuetissima ove saevissimus lupus effectus perhibetur, desaeviens in senatum eo, quod ipso volente suscipere Christi agnitionem dedignarentur. — Est ergo *Veronica pictura* Domini *vera* secundum carnem repraesentans effigiem. Vgl. Rheinwald's kirchl. Archäologie S. 401.

die Christus vom Blutfluß geheilt hatte. Wie die Sage gerade auf diese kam, läßt sich leicht begreifen. Befand sich der ältesten Erzählungsweise zufolge das Bild auf dem Gewande Christi, so gab es im N. T. Niemanden, der nachweislich mit dem letzteren in so nahe Berührung gekommen und davon gesund worden wäre, als eben sie. Aus ganz ähnlichem Grunde wurden ihr auch zwei Bildsäulen von Erz zugeschrieben, die sie zum Dank für ihre Heilung in ihrer Heimath zu Cäsarea Philippi oder Paneas vor ihrem Hause errichtet haben soll, von denen die eine den Heiland, die andere sie selbst darstellte, wie sie mit bittender Gebehrde vor ihm kniet. — Wahrscheinlich war es, wie Münter vermuthet, nur eine Gruppe, in welcher die eine Figur den Römischen Kaiser, die andere die um Schonung und Schutz flehende Provinz darstellte, die aber schon zu Konstantins d. Gr. Zeiten auf jene Heilungsgeschichte gedeutet wurde, weshalb auch der Kaiser Julian auf die Nachricht, daß die eine Figur eine Bildsäule Christi sein solle, sie wegnehmen und seine eigene dafür hinsetzen ließ, worauf die Christen die zertrümmerte wieder restauriren ließen und in ihrer Kirche aufstellten, wo sie sich zur Zeit des Berichterstatters Sozomenus *) noch befand.

In den Evangelien findet sich nun nirgends eine nähere Angabe über die Heimath der blutflüßigen Frau; wohl aber heißt es von dem Kanaanäischen Weibe, das für die kranke Tochter bat, sie sei eine Syrophönizierin aus der Gegend von Cäsarea Philippi gewesen, und da beide in ihrer Glaubenszuversicht einander so nahe verwandt waren, so trug man kein Bedenken auch jene erstere zunächst zur Syrophönizierin zu machen. Man wußte ferner von der einen, daß sie vor Christo niedergefallen, und von der andern, daß sie sein Gewand berührt hatte und geheilt worden war. Fand man nun in jener Stadt ein paar Statuen, die eine solche Scene darstellten, so lag es nahe, sie auf jene Wunderheilung zu beziehen. Hatte man aber auf der einen Seite ein wunderthätiges Gewand, und auf der anderen in der älteren Abgarussage ein wunderthätiges Bild Christi — was war natürlicher, als daß die Sage beides zusammenfließen und das Bild auf dem Gewande erscheinen ließ? Hatte doch das letztere somit an dem ersteren gleichsam einen Stellvertreter der Person Christi und den Stempel der

*) *Sozom.* H. E. lib. V. c. 21. *Ἐπεὶ ἔγνω Ἰουλιανὸς ἐν Καισαρείᾳ τῆς Φιλίππου, Φοίνισσα δὲ αὕτη πόλις, ἣν Πανεάδα ὀνομάζουσιν, ἐπίσημον εἶναι Χριστοῦ ἄγαλμα, ὃ τοῦ πάθους ἀπαλλαγεῖσα ἀνέθηκεν ἡ αἱμορροοῦσα, καθελὼν τοῦτο, ἴδιον ἀνέστησε. — Τὸν δὲ τοῦ Χριστοῦ ἀνδριάντα τότε μὲν οἱ Ἕλληνισταὶ σύροντες κατέαξαν· μετὰ δὲ ταῦτα οἱ Χριστιανοὶ συλλέξαντες ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ ἀπέθεντο, ἔνθα καὶ νῦν φυλάττεται.*

Echtheit. Wie ein ſolches Bild aber auf das Gewand kommen konnte, das ließ ſich nicht ſo leicht begreiflich machen, und daher ſchweigt die älteſte Relation, die es nur mit einem ſolchen zu thun hat, darüber gänzlich. Anders war es, wenn ſich das Bild auf einem Schweißtuch befand, wo die Vorſtellung von einem Abdruck des Geſichts in daſſelbe ziemlich nahe lag, und daher erſcheint auch erſt mit dem Schweißtuch die Sage ſelbſt in ihrer völligen Ausbildung.

Immer aber muß dem Veronica-, wie dem Abgarusbilde *) eine uralte Tradition zum Grunde gelegen haben, und die den urſprünglichen Stoff derſelben nur weiter ausſchmückende Sage ſcheint bloß den Zweck gehabt zu haben, den Bilderfeinden gegenüber die Chriſtusbilder zu vertheidigen. Denn wenn Jene ſagten: „Nach ſeiner göttlichen Natur iſt Chriſtus für die irdiſche Kunſt undarſtellbar. Stellt ihr ihn alſo doch dar, ſo kann es nur nach ſeiner menſchlichen Natur ſein. Wer aber beide Naturen in dieſer Weiſe von einander trennt, iſt ein Neſtorianer" — ſo konnten die rechtgläubigen Kirchenlehrer dagegen eigentlich nichts einwenden, und mußten entweder die Bilder abſchaffen oder ſich der Neſtorianiſchen Ketzerei ſchuldig bekennen.

Ganz anders war es, wenn dieſe Bilder nur treue Copien eines von Chriſto ſelbſt herrührenden Originals waren, und es ſich nur darum handelte, ob ſie als ſolche anerkannt und gebraucht werden durften. Hier fragte es ſich nicht mehr, ob Chriſtus im Allgemeinen darſtellbar ſei oder nicht. Das Bild war einmal da, und wie ſchwer es den Vertheidigern auch geweſen wäre, ein erſt zu verfertigendes Chriſtusbild zu rechtfertigen, ſo leicht mußte es ihnen werden, ein ſchon vorhandenes und durch die Tradition als echt verbürgtes zu vertheidigen. „Das allen

*) Das von Edeſſa nach Konſtantinopel gekommene Abgarusbild ſoll ſpäter nach Rom gebracht worden ſein und wird dort noch jetzt gezeigt. Indeß macht auch Genua Anſpruch darauf, im Beſitz des echten Bildes zu ſein. — Ebenſo ſchwer läßt ſich dem, welcher das echte Schweißtuch ſehen will, rathen, ob er ſich nach Jaen, nach Mailand oder nach Rom wenden ſoll. — Ein Sudarium Christi, das zuerſt *Beda Venerabilis* de locis sanctis c. 5. (Sudarium capitis Domini post resurrectionem ejus mox christianissimus quidem Judaeus furatus, usque ad obitum divitiis sibi affluentibus habuit. — Habebat longitudinis pedes octo) erwähnt, wird in Beſançon gezeigt, und ein Sindon Christi in Turin. — Ein Bild des 13jährigen Chriſtus, das von dem Evangeliſten Lucas gemalt ſein ſoll, iſt in der Laterankirche zu Rom zu ſehen, und ein aus Cedernholz geſchnitztes Bild Chriſti, das dem Nikodemus zugeſchrieben wird und anfänglich in Berytus war, von dort aber durch den Kaiſer Nicephorus nach Konſtantinopel gebracht wurde, wird jetzt in Lucca aufbewahrt.

unſern Chriſtusbildern zum Grunde liegende Original, konnten ſie ihren Gegnern antworten, rührt der Tradition zufolge von Chriſtus ſelbſt her. Beweiſet, daß es nicht ſo ſein könne, beweiſet, daß er von ſich kein ſolches Bild habe anfertigen können! War er Menſch, gleichwie wir, ſo muß er auch ebenſo, wie wir, darſtellbar geweſen ſein, und meint ihr, daß dies ſeiner göttlichen Natur wegen nicht möglich geweſen, ſo leugnet ihr damit ſeine wahre Menſchheit, und vermengt, wie die ketzeriſchen Eutychianer beide wohl zu trennenden Naturen zu einer einzigen gottmenſchlichen, wonach Chriſtus weder wahrer Menſch noch wahrer Gott, ſondern ein unbeſtimmbares Mittelding zwiſchen beiden wäre."

Somit ward die Anerkennung der Chriſtusbilder zum Kennzeichen der Rechtgläubigkeit; der Widerſpruch gegen ſie zum Merkmal der Ketzerei, und das Salvatorbild war einerſeits eine Demonſtration der Kirche gegen die häretiſche Anſicht, als ſei der Sohn Gottes nicht in Wahrheit Menſch geworden, während andrerſeits durch die Tradition von der wunderbaren Entſtehung deſſelben die höhere, göttliche Würde des Menſchenſohnes verbürgt war. Unter ſolchen Umſtänden wird man den oft fanatiſchen Eifer für und gegen die Bilder leicht begreifen. Hätte es ſich um einen bloßen Schmuck der Kirchen gehandelt, ſo würde ſchwerlich ſo leidenſchaftlich darum gekämpft worden ſein. Aber wenn die Bilderfeinde ſich gegen die Bilder überhaupt erklärten, ſo merkten ihre Gegner ſehr wohl, daß ſie eigentlich nur um die Chriſtus- und Marienbilder loszuwerden, auf eine allgemeine Abſchaffung der Bilder drangen. Ebenſo aber lag auch den Vertheidigern der Bilder weit weniger an einem hübſchen und zugleich belehrenden Kirchenſchmuck; ſie nahmen dieſen nur darum ſo eifrig in Schutz, weil ſie ſich nur auf ſolche Weiſe die Bilder, auf die es ihnen vornehmlich ankam, erhalten konnten. Das niedere Volk aber hatte einerſeits an der bunten Bilderpracht eine zu große Freude, andrerſeits an den wunderthätigen Bildern einen zu wohlthuenden Troſt im Unglück, als daß es nicht, zumal, wenn ihm geſagt wurde, daß die Bilderfeinde um nichts beſſer wären, als die Juden und Muſelmänner, und der Kampf für die Bilder zugleich ein ſicheres Kennzeichen der Rechtgläubigkeit ſei, Leib und Leben, Gut und Blut zu ihrer Vertheidigung hätte wagen ſollen.

Allerdings waren die Bilder an mehr als einem Orte bereits Gegenſtand einer ziemlich abgöttiſchen Verehrung geworden, und daher hatte ſchon zu Gregors d. Gr. Zeiten (er ſtarb 604) der Biſchof Serenus v. Marſeille die Gemälde an den Kirchenwänden überweißen und die aufgehängten Bilder zerſtören laſſen, was aber Gregor keineswegs gut hieß, *)

*) Vgl. *Gregor. M.* Epp. XI, 13. Quia imagines adorari vetuisses, omnino laudavimus, fregisse vero, deprehendimus. Aliud est enim

da dem gemeinen Volke, das nicht lesen könne, eine Belehrung über das, was es glauben und nachahmen solle, vermittelst der Bilder ebenso wünschenswerth, als zulässig sei. Ueber die Christusbilder aber erklärt er sich in einem Briefe an Secundinus folgendermaßen: „Das Bild unsers Heilandes begehrt man nicht, um es gleich Gott zu verehren, sondern damit bei der Erinnerung an den Sohn Gottes die Liebe zu dem mehr entbrenne, dessen Bild man zu sehen wünscht. Ebenso beugen wir auch nicht vor dem Bilde die Kniee, wie vor einer Gottheit, sondern wir verehren damit nur den, an welchen wir mittelst des Bildes erinnert werden, entweder wie er geboren ward, oder wie er gelitten hat, oder wie er auf dem Thron sitzt. Und während das Bild uns zu dem Andenken an den Sohn Gottes zurückführt, macht es unser Herz entweder fröhlich über seine Auferstehung oder weichgestimmt über sein Leiden." *) Eine in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthe Aeußerung. Sie belehrt uns erstens in künstlerischer Beziehung, daß schon damals Darstellungen von der Geburt Christi, von seiner Passion und seinem Sitzen auf dem Himmelsthron gebräuchlich waren; ferner darüber, daß es bereits Sitte geworden war, vor den Bildern niederzufallen, und endlich, daß dies schon damals von Seiten der Gegner als abgöttische Verehrung gedeutet wurde.

Dies war auch der Grund, weshalb der Kaiser Leo, der Isaurier (716—741), da sein Befehl vom Jahre 726, die Bilder höher zu hängen, um dem abergläubischen Bilderdienst zu steuern, keinen Erfolg gehabt hatte, im Jahr 730 durch ein Edict die Abschaffung aller Bilder im ganzen Reiche anbefahl, und den Mönchen das Verfertigen derselben auf das Strengste untersagte. Dem aber widersetzte sich Germanus, der Patriarch von Konstantinopel, ein achtzigjähriger Greis, auf das Entschiedenste. Eine abgöttische Bilderverehrung, erklärte er, hat die Kirche stets verworfen und wird sie nie billigen. Wenn aber der Sohn Gottes selbst Mensch geworden ist zu unsrer Erlösung, warum sollen wir ihn nicht in dieser seiner menschlichen Gestalt durch Bilder uns vergegenwärtigen? warum nicht durch das Bild der Jungfrau Maria uns

---

picturam adorare, aliud per picturae historiam, quid sit adorandum, addiscere. Nam quod legentibus scriptura, hoc idiotis praestat pictura credentibus, quia in ipsa etiam ignorantes vident, quid sequi debeant: in ipsa legunt, qui literas nesciunt. Unde et praecipue gentibus pro lectione pictura est. Quod magnopere a te, qui inter gentes habitas, attendi debuerat, ne dum recto zelo incauto succenderis, ferocibus animis scandalum generares.

*) *Gregor.* Epp. IX, 52.

an die Mutter des Menſch gewordenen Gottes erinnern und durch die Bilder der Apoſtel und Märtyrer zu ähnlicher Glaubenstreue begeiſtern laſſen? —

Der Papſt Gregor II., an den ſich Germanus gewandt hatte, um auch ſeine Meinung zu vernehmen, ſtimmte ihm vollkommen bei, und ſchrieb dem Kaiſer unter andern: „Du ſagſt, daß wir Steine, Wände und Tafeln anbeten. Dem aber iſt nicht alſo. Es ſoll nur unſere Erinnerung geſchärft, und der thörichte, unverſtändige und ſtumpfe Sinn aufgerichtet und erhoben werden durch die, welchen dieſe Namen und Bezeichnungen zugehören, und von denen dieſe Bilder eben nur Bilder ſind, nicht aber Götter, wie du ſagſt. Das ſei ferne! Denn nicht auf ſie ſetzen wir unſere Hoffnung, und wenn es ein Bild des Herrn iſt, ſo ſprechen wir: Herr Jeſu Chriſte, Sohn Gottes, hilf und errette uns; wenn es dagegen das Bild ſeiner heiligen Mutter iſt, ſprechen wir: Heilige Mutter Gottes, unſers Herrn, bitte für uns bei deinem Sohn, unſerm Gott, um unſere Seelen zu erretten. Wenn es aber das Bild eines Märtyrers iſt, ſprechen wir: Heiliger Stephanus, der du für Chriſtum dein Blut vergoſſen und als Erſtling der Märtyrer das Recht der Fürbitte haſt, bitte für uns.“

Der Kaiſer jedoch ließ ſich durch dergleichen Argumente, mit denen wie er meinte, auch die Heiden ihren Götzenbilderdienſt hätten vertheidigen können, nicht umſtimmen, und der Warnung des Papſtes, daß das Verbot der von dem Volke eifrig in Schutz genommenen Bilder leicht einen blutigen Krieg zur Folge haben könnte, glaubte er einen feſten, energiſchen Willen entgegen ſetzen zu müſſen. Noch einmal verſuchte er es auf gütlichem Wege, den Patriarchen auf ſeine Seite zu bringen. Aber da alles vergeblich war, ſo ließ er endlich ſeine Drohung in Erfüllung gehen. Der achtzigjährige Mann wurde durch Soldaten aus ſeinem Patriarchenpalaſt vertrieben, und der geſchmeidige Anaſtaſius zum Patriarchen ernannt. Als aber hierauf die Zerſtörung und Ausrottung der Heiligenbilder mit Ernſt ins Werk geſetzt werden ſollte, und Jovinus, einer der kaiſerlichen Hofleute, mit einem Chriſtusbild, das über dem Eingang des Palaſtes zu Konſtantinopel hing, den Anfang machte, entſtand ſofort ein großer Tumult. Eine Schaar von Weibern hatte ihn die Leiter hinaufſteigen ſehen, ihn auf den Knieen flehentlich gebeten und beſchworen, er ſolle eine ſo gräßliche Frevelthat unterlaſſen, und da er ſich nicht hatte abhalten laſſen, das Bild zu zerhauen, voll Wuth und Rache die Leiter umgeriſſen, daß er herabſtürzen mußte, worauf er von ihnen vollends getödtet wurde. Darauf ſtürmten die raſenden Weiber nach dem Palaſt des Anaſtaſius und ſchrieen: „Anaſtaſius, verfluchter Feind der Wahrheit! haſt du dich darum des Prieſterthums bemächtigt, um das Heilige zu zerſtören?“ Bald war der Tumult ſo groß geworden,

daß der Patriarch in der größten Gefahr war, selbst ums Leben zu kommen. Nur mit Mühe unterdrückte der Kaiser durch militairische Gewalt den Aufruhr; er ließ die schuldigsten jener Weiber öffentlich hinrichten, an die Stelle des Bildes ein einfaches Kreuz setzen, und ein allgemeines Edict ergehen: daß alle Bilder Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen, wo sie sich auch befänden, in Kirchen oder Privatwohnungen, öffentlich verbrannt, und die Wände in den Kirchen weiß übertüncht werden sollten. Wer sich widersetzlich zeigen würde, sollte es mit dem Tode büßen.

Ein solcher Befehl, der nicht nur den eigentlichen Bilderfeinden, sondern auch dem zucht- und sittenlosen Pöbel fast unbeschränkte Vollmacht gab, überall einzudringen und zu plündern, mußte die größte Erbitterung zur Folge haben. Die Brutalität, mit welcher die unter dem Vorwande des kaiserlichen Befehls ausgeübten Plündereien unternommen wurden, machten den Kampf für die Bilder zugleich zu einem Kampf für das Eigenthum, und die zum beharrlichsten Widerstand auffordernden Predigten der Mönche, die das Volk bald auf den Gedanken zu bringen wußten, daß es mit den kaiserlichen Edicten auf gänzliche Ausrottung des Christenglaubens abgesehen sei, stellten die Vertheidigung der Bilder als heiligste Christenpflicht dar.

Bald entstanden in ganz Griechenland, auf den Cycladischen Inseln und in Italien blutige Unruhen. Ueberall kämpfte man theils um der Bilder selbst willen, mehr noch aber aus glühendem Haß gegen den ketzerischen Kaiser mit fanatischem Eifer für dieselben, und gleich Märtyrern wurden die verehrt, welche hingerichtet oder im Kampf für die Bilder getödtet worden waren. Vergebens warnte Gregor III., der Nachfolger des 731 verstorbenen Gregor II., den Kaiser vor den traurigen Folgen seiner Strenge. Durch den Widerstand, den er fand, nur noch mehr aufgebracht, verdoppelte er sie vielmehr, und bald sah er ganz Italien in Empörung, und der Papst handelte ganz im Sinne des gesammten Volkes, wenn er sich dem Longobardenkönig Luitprand anschloß, um durch ihn die Macht des Ketzerkaisers in Italien wo möglich zu vernichten. Allerdings war es bei ihm, wie bei seinen Nachfolgern, die sich in ganz ähnlicher Weise mit den immer mächtiger und siegreicher hervortretenden Frankenkönigen verbündeten, eigentlich nur der Wunsch vollkommener Unabhängigkeit von dem byzantinischen Kaiser, der sie bei ihrer Handlungsweise leitete; aber der Bilderkrieg gab dazu die willkommenste Gelegenheit, den besten Entschuldigungs- und Rechtfertigungsgrund, und ohne eine solche äußere Veranlassung würden die Römischen Päpste vielleicht nie daran gedacht haben, sich von der Oberherrschaft der Griechischen Kaiser zu emancipiren und durch ihre enge Verbindung

mit den fränkiſchen Herrſchern jene Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe herbeizuführen, die für die ganze Folgezeit ſo entſcheidend war.

In den öſtlichen Provinzen ſeines Reiches ſetzte der Kaiſer allerdings ſeine Beſchlüſſe durch, und ein ebenſo eifriger Bilderfeind, wie er, war ſein Sohn und Nachfolger, Konſtantin Kopronymus (741—775), unter dem es 743 zu einer förmlichen Empörung kam, an deren Spitze Artabasdus ſtand, und die, wenn ihr auch ganz andere, politiſche Motive zum Grunde liegen mochten, in den Augen des Volkes nur die Vertheidigung der heiligen Bilder gegen die Ausrottungsbefehle eines ruchloſen Kaiſers zum Zweck hatte. Nur mit Mühe dämpfte ſie der Kaiſer, und vergebens war ſeine Hoffnung, durch eine Synode, die er 754 zu Konſtantinopel halten ließ, den Bilderdienſt zu beſeitigen oder die aufgeregten Gemüther zu beſchwichtigen. Ward hier auch Jeder, der Chriſtusbilder male, für einen Neſtorianer oder Eutychianer erklärt, jede Aufſtellung und Verehrung von Bildern auf das Strengſte unterſagt: man ſah in den Beſchlüſſen dieſer Synode nur frevelhafte Machtgebote eines gottloſen Herrſchers, denen man keinen Gehorſam ſchuldig ſei, da man in ſolchem Fall Gott mehr gehorchen müſſe, als Menſchen, und war es nur der, durch die Predigten der Mönche bis zum Fanatismus geſteigerte, religiöſe Eifer oder das letzte Aufflackern der Flamme des alten republikaniſchen Freiheitsgefühls oder beides zuſammen — genug, die Erbitterung gegen den Kaiſer nahm immer mehr zu, und ſeine Befehle fanden überall den hartnäckigſten Widerſtand.

Sein Nachfolger Leo IV. (775—780) verfuhr minder ſtreng. Aber nicht ungeſtraft mied er, ſeitdem er einſt unter dem Kopfkiſſen ſeiner Gemahlin Irene ein paar Heiligenbilder entdeckt hatte, von da an alle Gemeinſchaft mit ihr. Er bekam durch eine vergiftete Krone bösartige Geſchwüre am Kopf, in Folge deren er bald ſtarb, und die Wittwe, im Namen ihres Sohnes Konſtantin Porphyrogeneta fortregierend, hob alsbald alle Verordnungen gegen die Bilderverehrung auf, und auf dem von ihr zuſammenberufenen ſiebenten allgemeinen Concil zu Nicäa (787) ward im 7. Kanon verfügt: „Wir erklären mit aller Sicherheit und Sorgfalt, daß das Bild des koſtbaren und Leben gebenden Kreuzes und ebenſo auch die ehrwürdigen und heiligen Bilder, ſowohl Gemälde und Moſaikarbeiten, als auch Bildwerke von anderem Stoff, geziemender Weiſe in den heiligen Kirchen Gottes, auf den heiligen Gefäßen und Kleidern, an den Wänden und auf Tafeln anzubringen ſind; eben ſo wohl das Bild des Herrn, unſers Gottes und Heilandes Jeſu Chriſti, wie das unſrer Herrin, der unbefleckten, heiligen Mutter Gottes, der ehrwürdigen Engel, aller Heiligen und verdienter Männer. Denn je öfterer dieſe Abbildungen angeſehen werden, deſto lebhafter werden die Beſchauer zur Erinnerung an

ihre Urbilder und zur Sehnsucht nach ihnen, zum Kuß und zu der ihnen gebührenden Verehrung aufgefordert, wenngleich nicht zu einer solchen, welche auf dem Glauben beruht und nur dem göttlichen Wesen zukommt. Ihnen zu Ehren soll die Darbringung von Räucherwerk und Lichtern stattfinden, wie dies schon in alten Zeiten fromme Sitte war. Denn die dem Bilde erwiesene Ehre geht auf das Urbild über, und wer das Bild verehrt, der verehrt in demselben die Person des Dargestellten." Die Bilderfeinde wurden anathematisirt *).

Der Kaiser Leo V. (813—820) jedoch hob jedoch die Beschlüsse dieses Concils wieder auf, ließ durch eine neue Synode zu Konstantinopel (815) die Bilder aufs neue streng verbieten, und in gleicher Weise zeigten sich auch seine nächsten Nachfolger als mehr oder minder entschiedene und eifrige Gegner der Bilder, deren gänzliche Abschaffung ihnen um so nothwendiger schien, da es bei dem Volke bereits so weit gekommen war, daß man die Farben von denselben abschabte und in den Abendmahlswein mischte, um ihn kräftiger zu machen. Wie viele Mühe sie sich aber auch gaben, Alles scheiterte an der hartnäckigen Opposition des Volkes und der Beharrlichkeit, mit welcher die Mönche den Kampf gegen die Bilder als einen Kampf gegen die christliche Rechtgläubigkeit darstellten, und es war ein wahres Freudenfest, als die Kaiserin Theodora auf einer Synode zu Konstantinopel (842) den Gebrauch der Bilder nicht nur für erlaubt, sondern für die Pflicht jedes frommen Christen erklären ließ — ein Triumph- und Siegesfest der Rechtgläubigkeit über ihre Gegner, welches für so wichtig angesehen wurde, daß es von da an bis auf den heutigen Tag in der Griechischen Kirche alljährlich am ersten Fastensonntag feierlich begangen wird.

Ueber die Bilder selbst erklärt sich die Orthodoxa Confessio ecclesiae Orientalis vom Jahr 1643 sehr ausführlich in folgender Weise. Bei der Erklärung des Dekalogs wird zuvörderst das Gebot: „Du sollst

*) Im Abendlande war weder der Widerspruch gegen, noch der Eifer für die Bilder so groß. Man ließ sich dieselben als passenden Schmuck der Kirchen gern gefallen, erklärte sich aber gegen jede abergläubische Verehrung derselben. „Dum nos, heißt es in den Libris Carolinis III, 16. nihil in imaginibus spernamus praeter adorationem, quippe qui in basilicis Sanctorum imagines non ad adorandum, sed ad memoriam rerum gestarum et venustatem parietum habere permittimus: illi vero paene omnem suae credulitatis spem in imaginibus collocent, restat, ut nos Sanctos in eorum corporibus vel potius reliquiis corporum seu etiam vestimentis veneremur, juxta antiquorum patrum traditionem: illi vero parietes et tabulas adorantes in eo se arbitrentur magnum fidei habere emolumentum, quod operibus sint subjecti pictorum.

dir kein Bild oder Gleichniß machen" ausdrücklich als das zweite angegeben, weil es von dem ersten durchaus zu unterscheiden sei. „Denn das Eine handelt von dem Einen, wahren Gott, und räumt die Schaar mehrerer Götter hinweg". Das andere dagegen handelt von gewissen äußerlichen Ceremonien, indem es die Götzenbilder oder Idole verbietet *).

Hierauf folgt die Frage: „Was ist über die Bilder, welche die rechtgläubige Kirche verehrt und heilig hält, festzustellen?" und die Antwort darauf lautet:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen den Idolen und den Ikonen. Denn die Idole sind Erdichtungen und Erfindungen der Menschen, wie der Apostel (1. Kor. 8, 4.) bezeugt: Wir wissen, daß ein Idol Nichts in der Welt ist. Die Ikonen dagegen sind Darstellungen, welche etwas Wahres darstellen, das wirkliche Existenz in der Welt hat, wie das Bild Christi, unsers Erlösers, der heiligen Jungfrau Maria und aller Heiligen. Außerdem verehrten die heidnischen Griechen die Idole selbst als Götter, und brachten ihnen Opferthiere dar, in dem Wahn, daß die goldenen und silbernen Statuen selbst Götter wären, wie einst Nebukadnezar. Wir dagegen, wenn wir die Ikonen verehren, vor ihnen die Kniee beugen und sie küssen, erweisen diese Ehre nicht den Farben oder dem Holz; sondern wir verehren damit jene Heiligen, die auf den Bildern dargestellt sind, indem wir sie selbst gegenwärtig denken. Wenn wir also das Crucifix küssen, so vergegenwärtigen wir uns im Geist den zu unserer Erlösung an's Kreuz gehefteten Christus, und vor ihm neigen wir das Haupt und beugen voll Dank unsere Kniee. Ebenso, wenn wir dem Bilde der Jungfrau Maria unsere Ehrfurcht beweisen, erheben wir unsern Sinn zu der heiligsten Muttes Gottes selbst, wir neigen vor ihr das Haupt und beugen unsere Kniee, indem wir mit dem Erzengel-Gabriel sie gebenedeyet nennen vor allen Männern und Weibern. Die Verehrung der heiligen Bilder also, so weit sie in der rechtgläubigen Kirche stattfindet, streitet nicht gegen das zweite Gebot. Denn es ist nicht dieselbe Verehrung, wie die, welche wir Gott darbringen. Auch wird sie von den Recht-

*) Confess. Orthod. P. III. quaest. 54.: *„Πῶς πρέπει νὰ νοοῦμεν τὴν ἐντολὴν ταύτην;*

Resp. Ἡ ἐντολὴ αὕτη εἶναι κεχωρισμένη ἀπὸ τὴν πρώτην· διατὶ ἐκείνη ὁμιλεῖ διὰ τὸν ἀληθινὸν θεὸν, ὅπου εἶναι ἕνας, ἀπαγορεύουσα καὶ ἀῤῥουσα ἐκ μέσου τὸ πλῆθος τῶν θεῶν. Ἡ δὲ παροῦσα διαλαμβάνει διὰ καποίαις ἐξωτερικαῖς τελεσιουργίαις κ. τ. λ."

gläubigen nicht dem Kunſtwerk des Malers erwieſen, ſondern den heiligen Perſonen ſelbſt, welche durch die Bilder dargeſtellt werden." *)

Zum Beweiſe werden die altteſtamentlichen Cherubim angeführt, die mit dem Bilderverbot im Dekalog unmöglich im Widerſpruch geſtanden haben könnten, und darauf heißt es weiter:

---

*) Im Original lautet es Quaest. 55. *Τί πρέπει νὰ γροικοῦμεν διὰ τὰς εἰκόνας, τὰς ὁποίας προσκυνᾷ καὶ τιμᾷ ἡ ὀρθόδοξος ἐκκλησία;*

Resp. Μεγάλη διαφορὰ εἶναι ἀνάμεσον τῶν εἰδώλων καὶ τῶν εἰκόνων· διατὶ τὰ εἴδωλα εἶναι πλάσματα καὶ εὑρήματα τῶν ἀνθρώπων· καθὼς μαρτυρεῖ λέγων ὁ Ἀπόστολος· οἴδαμεν ὅτι οὐδὲν εἴδωλον ἐν κόσμῳ. Μὰ ἡ εἰκὼν εἶναι παράστασις, ὅπου παριστάνει πρᾶγμα ἀληθινὸν· ὅπου ἔχει τὴν ὕπαρξίν του εἰς τὸν κόσμον· ὡς ἡ εἰκὼν τοῦ Σωτῆρος ἡμῶν Χριστοῦ καὶ τῆς ἁγίας παρθένου Μαρίας καὶ ὁλωνῶν τῶν ἁγίων. Καὶ ἔξω ἀπὸ τοῦτο οἱ Ἕλληνες ἐπροσκυνοῦσαν ὡς θεὸν τὰ εἴδωλα, καὶ ἐδίδασιν εἰς αὐτὰ θυσίας, λογιάζοντες νὰ εἶναι θεοὶ τὸ χρυσίον καὶ τὸ ἀργύριον, ὡς ὁ Ναβουχοδονόσορ· μὰ ἡμεῖς, ὅταν τιμῶμεν τὰς εἰκόνας καὶ τὰς προσκυνοῦμεν, δὲν προσκυνοῦμεν τὰ χρώματα ἢ τὰ ξύλα· μὰ τοὺς ἁγίους ἐκείνους, τῶν ὁποίων εἶναι αἱ εἰκόνες, δοξάζομεν μὲ προσκύνησιν δουλείας, βάλλωντες μὲ τὸν νοῦν μας τὴν ἐκείνων παρουσίαν εἰς τὰ ὀμμάτιά μας. Οἷον ὅταν τὸν ἐσταυρωμένον προσκυνοῦμεν, παριστάνομεν εἰς τὴν διάνοιάν μας τὸν Χριστὸν κρεμαμένον ἐν τῷ σταυρῷ διὰ τὴν ἡμετέραν σωτηρίαν, εἰς τὸν ὁποῖον κλίνομεν τὰς κεφαλὰς καὶ τὰ γόνατα μετὰ εὐχαριστίας· ὁμοίως καὶ ὅταν προσκυνοῦμεν τὴν εἰκόνα τῆς Παρθένου Μαρίας, ἀναβαίνομεν μὲ τὸν νοῦν μας εἰς αὐτὴν τὴν ἁγιωτάτην θεοτόκον, κλίνοντες εἰς αὐτὴν τὰς κεφαλὰς καὶ τὰ γόνατα, κηρύττοντες αὐτὴν μακαρίαν ὑπὲρ πάντας ἄνδρας τε καὶ γυναῖκας, μαζὶ μὲ τὸν ἀρχάγγελον Γαβριήλ. Ἡ προσκύνησις λοιπὸν τῶν ἁγίων εἰκόνων, ὁποῦ γίνεται εἰς τὴν ὀρθόδοξον ἐκκλησίαν, δὲν ἀθετεῖ τὴν ἐντολὴν ταύτην· διατὶ δὲν εἶναι ἡ αὐτὴ μετ' ἐκείνην, ὁποῦ προσφέρομεν εἰς τὸν θεὸν· οὔτε δίδεται ἀπὸ τοὺς ὀρθοδόξους εἰς τὴν τέχνην τῆς ζωγραφικῆς, ἀλλὰ εἰς τὰ πρόσωπα τῶν ἁγίων ἐκείνων, ὁποῦ αἱ εἰκόνες παριστάνουσιν. — Μόνον τοῦτο πρέπει νὰ φροντίζωμεν, ὥστε νὰ ἔχῃ πᾶσα εἰκὼν τὴν ἐπιγραφήν της, τίνος ἁγίου νὰ εἶναι, διὰ νὰ πληρώνεται εὐκολώτερον ἡ γνώμη τοῦ προσευχομένου. Πρὸς μείζονα δὲ βεβαίωσιν τῆς προσκυνήσεως τῶν ἁγίων εἰκόνων ἡ ἐκκλησία τοῦ θεοῦ εἰς τὴν ἑβδόμην σύνοδον τὴν οἰκουμενικὴν ἀνεθεμάτισεν ὅλους τοὺς εἰκονομάχους, καὶ τὴν τῶν σεπτῶν εἰκόνων προσκύνησιν ἐκύρωσε καὶ αἰωνίως ἐβεβαίωσεν.

„Nur darauf muß man ſehen, daß jedem Bild eine Inſchrift beigefügt werde, die da anzeigt, wer der dargeſtellte Heilige iſt, damit das Gemüth des Betenden deſto leichter befriedigt wird. — Zur größeren Befeſtigung der Verehrung der heiligen Bilder hat die Kirche Gottes in der ſiebenten ökumeniſchen Synode alle Bilderfeinde anathematiſirt und die Verehrung der ehrwürdigen Bilder beſtätigt und für immer feſtgeſtellt."

Wie ſehr es der Orientaliſchen Kirche mit dem Feſthalten an dieſen Beſtimmungen Ernſt war, geht namentlich aus der 1672 unter dem Patriarchen Doſitheus zu Jeruſalem gegen die Calviniſten gehaltenen Synode hervor, welche zum Schluß folgende Anathematismen enthält:

„Ueber das gottloſe Concil gegen die heiligen Bilder
Dreimal Anathema!

Ueber die, welche das, was in der heiligen Schrift gegen die Götzenbilder geſagt iſt, auf die ehrwürdigen Bilder Chriſti, unſers Gottes und ſeiner Heiligen beziehen,
Dreimal Anathema!

Ueber Diejenigen, welche den Verächtern der heiligen Bilder in ihrer Meinung beiſtimmen,
Dreimal Anathema!

Ueber Diejenigen, welche ſagen, daß die Chriſten die heiligen Bilder wie Götter verehren,
Dreimal Anathema!

Ueber die, welche zu ſagen wagen, daß die Kirche jemals Götzenbilder aufgenommen hat, und ſo alles Heilige aufheben und den Glauben der Chriſten beſchimpfen,
Dreimal Anathema!

Ueber Denjenigen, welcher dem Bilde unſers Herrn Jeſu Chriſti in Menſchengeſtalt, keine Verehrung beweiſt,
Dreimal Anathema!" *)

---

*) *Syn. Hierosol.* cap. IV, wo es wörtlich alſo heißt:

Τῷ φρυαξαμένῳ συνεδρίῳ κατὰ τῶν σεπτῶν εἰκόνων,
Ἀνάθεμα τρίς.
Τοῖς ἐκλαμβάνουσι τὰς παρὰ τῆς θείας γραφῆς ῥήσεις κατὰ τῶν εἰδώλων εἰς τὰς σεπτὰς εἰκόνας Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν καὶ τῶν ἁγίων αὐτοῦ,
Ἀνάθεμα τρίς.
Τοῖς κοινωνοῦσιν ἐν γνώσει τοῖς ὑβρίζουσι καὶ ἀτιμάζουσι τὰς σεπτὰς εἰκόνας,
Ἀνάθεμα τρίς.

Selbſt Cyrillus Lukaris, der Patriarch von Konſtantinopel entging dem nachträglichen Anathema dieſer Synode nicht, da er auf die vierte Frage: „Wie haben wir über die heiligen Bilder zu urtheilen?“ in ſeiner Confessio vom Jahr 1631 geantwortet hatte:

„Wie wir durch die heilige Schrift belehrt werden, welche deutlich ſagt: „„du ſollſt dir kein Bild oder Gleichniß machen weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden iſt; du ſollſt ſie nicht verehren oder ihnen dienen,““ da wir nicht das Geſchöpf, ſondern nur den Schöpfer und Urheber Himmels und der Erde anzubeten und ihm zu dienen ſchuldig ſind. Hieraus leuchtet ein, daß wir die Malerei, die eine edle Kunſt iſt, nicht verwerfen, und die Bilder Chriſti und der Heiligen dem, der ſie will, geſtatten. Die Anbetung und Verehrung derſelben aber weiſen wir, als eine durch den heiligen Geiſt in der heiligen Schrift verbotene, unbedingt zurück, damit wir nicht wider Wiſſen und Willen ſtatt des Schöpfers das Geſchaffene, Farben und Kunſtwerke verehren. Wer anders urtheilt, den halten wir für einen Unglücklichen, deſſen Sinn und Herz verfinſtert und verſtockt iſt. Denn es iſt beſſer, dem Gebote Gottes, als dem eitlen Geſchwätz der Menſchen zu gehorchen.“

Hierüber erklärt nun jene Synode ſich ganz einverſtanden mit dem Decret einer früheren, gegen den des Calvinismus verdächtigen Cyrillus zu Konſtantinopel gehaltenen Synode vom 24. Sept 1638, worin es unter andern heißt:

„Ueber Cyrillus, den neuen und ſchlimmſten Bilderfeind,

Anathema!

Ueber Cyrillus, der die Verehrung und das relative Beten zu den Bildern verwirft und es gern abſchaffen möchte, aber nicht kann, wie er in ſeiner Antwort auf die vierte Frage eingeſteht,

Anathema!

Ueber Cyrillus, der in jener Antwort das, was von den heiligen Synoden über die heiligen Bilder feſtgeſtellt worden, eitles Ge-

---

Τοῖς λέγουσιν, ὅτι ὡς θεοῖς οἱ χριστιανοὶ ταῖς εἰκοσι προσῆλθον,
Ἀνάθεμα τρίς.

Τοῖς τολμῶσι λέγειν, τὴν καθολικὴν ἐκκλησίαν εἰδωλά ποτε δεδέχθαι, ὡς ὅλον τὸ μυστήριον ἀνατρέπουσι, καὶ τὴν χριστιανῶν ἐνυβρίζουσι πίστιν,
Ἀνάθεμα τρίς.

Εἴ τις οὐ προσκυνεῖ τὸν Κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστὸν ἐν εἰκόνι περιγραπτὸν κατὰ τὸ ἀνθρώπινον ἦθος,
Ἀνάθεμα τρίς.

ſchwätz nennt, und ſomit die ehrwürdige, heilige und inſpirirte ſiebente Synode zu Nicäa verachtet,

Anathema!“ *)

Im Gegenſatz zu den Ketzereien des Anathematiſirten wird ſodann von der Synode Folgendes als die Lehre der rechtgläubigen Orientaliſchen Kirche angegeben:

1) Die göttliche Verehrung (*λατρεία*) kommt nur der Trinität zu; bei den Heiligen dagegen iſt eine doppelte Verehrung (*δουλεία*) zu unterſcheiden: die eine, hyperduliſche (*τρόπος ὑπερδουλικὸς*) gebührt nur der heiligen Muttergottes; die duliſche (*τρόπος δουλικὸς*) kommt den Engeln, Apoſteln, Propheten, Märtyrern und überhaupt den Heiligen zu; allerdings aber nur eine relative, inſofern ſie ſelbſt eigentlich nur die lebenden Bilder Gottes ſind. Ganz ebenſo verhält es ſich mit ihren Bildern, bei denen die Verehrung ſich gleichfalls nur auf den dargeſtellten Gegenſtand bezieht.

2) Gegenſtand einer ſolchen Verehrung (*προσκύνησις*) iſt zunächſt das Holz des Leben bringenden Kreuzes, an welchem der Heiland geſtorben, und das Abbild deſſelben, ferner die Krippe zu Bethlehem, der Calvarienberg oder die Schädelſtätte, das heilige Grab, ferner das heilige Evangelium, die heiligen Gefäße, in denen das unblutige Opfer dargebracht wird, die Bilder Chriſti, der Jungfrau Maria, der heiligen Engel, des heiligen Geiſtes in Geſtalt der Taube, der Apoſtel, Propheten, Märtyrer und aller Heiligen. Allen dieſen Gegenſtänden und Bildern darf und ſoll man durch ehrfurchtsvolles Neigen des Hauptes, durch Kniebeugung und Kuß ſeine Ehrfurcht beweiſen.

3) Wer eine ſolche von der Kirche gebilligte Verehrung „Ikonolatrie“ nennt, wird anathematiſirt; ebenſo aber auch der, welcher jenen

---

*) Decretum synodi Constantinopol. contra *Cyrilli Lucaris*, permissione divina olim Patriarchae Constant. haeretica capitula. (Anno salutis 1638 die XXIV. Sept.)

Κυρίλλῳ, τῷ χαποστόμῳ νέῳ εἰκονομάχῳ.

Ἀνάθεμα.

Κυρίλλῳ, τῷ τὴν τῶν σεπτῶν εἰκόνων τιμὴν καὶ σχετικὴν προσκύνησιν ἀθετοῦντι καὶ βουλομένῳ μὲν καθελεῖν αὐτήν, μὴ δυναμένῳ δὲ, ὡς τῇ τετάρτῃ αὐτοῦ ἀσυχοίσει ὁμολογεῖ,

Ἀνάθεμα.

Κυρίλλῳ, τῷ ἐν τῇ τετάρτῃ ἐρωτήσει κατακαλοῦντι τὰ περὶ τῶν ἁγίων εἰκόνων τεθεσπισμένα ὑπὸ τῶν ἁγίων συνόδων, καὶ διὰ τοῦτο καταφρονοῦντι τῆς ἱερᾶς ἁγίας τε καὶ θεοπνεύστου ἑβδόμης συνόδου τῆς ἐν Νικαίᾳ.

Ἀνάθεμα.

Gegenſtänden die wirkliche Latrie (göttliche Verehrung) beweiſt. „Denn wir verehren," heißt es, „die heiligen Bilder nur in der oben angegebenen Weiſe, und malen ſie nur darum zum Schmuck der Kirchen, damit ſie gleich Büchern zur Nachahmung der Tugenden der Heiligen auffordern, das Andenken an ſie beleben und an das unabläſſige Gebet zu Gott, unſerm Herrn und Vater, und zu den Heiligen, ſeinen Dienern und unſern Fürbittern, erinnern."

Hiermit iſt zugleich angegeben, was in Beziehung auf die Lehre von den Bildern und ihrem Gebrauch in der Orientaliſchen Kirche noch heutzutage gilt, und worin ſie mit der Römiſch-katholiſchen genau übereinſtimmt. Denn auch in dieſer wird von dem Tridentiner Concil *) beſtimmt: Man ſoll die Chriſten unterrichten, daß die Bilder Chriſti, der jungfräulichen Muttergottes und der andern Heiligen vornehmlich in den Kirchen beizubehalten ſind, und man ihnen die ſchuldige Ehrfurcht und Verehrung zu erweiſen hat, nicht als ob man glaube, daß ihnen ſelbſt göttliches Weſen oder ein Vorzug inwohne, wegen deſſen ſie zu verehren wären, oder daß man von ihnen ſelbſt etwas zu erbitten, oder ſein Vertrauen auf ſie zu ſetzen habe, wie dies einſt bei den Heiden

---

*) „Instruant, heißt es in der *Sess. XXV. de invocat., venerat. reliqu. et sacr. imag.*, imagines Christi, Deiparae virginis et aliorum Sanctorum, in templis praesertim habendas et retinendas, eisque debitum honorem et venerationem impertiendam: non quod credatur inesse aliqua in iis divinitas vel virtus, propter quam sint colendae, vel quod ab iis aliquid petendum, vel quod fiducia in imaginibus sit figenda, veluti fiebat olim a gentilibus, qui in idolis spem suam collocabant: sed quoniam honor, qui iis exhibetur, refertur ad prototypa, quae illae repraesentant: ita ut per imagines, quas osculamur et coram quibus caput aperimus et procumbimus, Christum adoremus et Sanctos, quorum illae similitudinem gerunt, veneremur. — Doceant episcopi, per historias mysteriorum nostrae redemptionis picturis vel aliis similitudinibus expressas erudiri et confirmari populum in articulis fidei commemorandis et assidue recolendis: tum vero ex omnibus sacris imaginibus magnum fructum percipi, non solum, quia admonetur populus beneficiorum et munerum, quae a Christo sibi collata sunt, sed etiam, quia Dei per Sanctos miracula et salutaria exempla oculis fidelium subjiciuntur, ut pro iis Deo gratias agant, ad Sanctorumque imitationem vitam moresque suos componant, excitenturque ad adorandum et diligendum Deum et ad pietatem colendam. Si aliquando historias et narrationes sacrae scripturae, quumbid plebi expediet, exprimi et figurari contigerit, doceatur populus, non propterea divinitatem figurari, quasi corporeis oculis conspici vel coloribus aut figuris exprimi possit."

geſchah, die ihre Hoffnung auf die Götzenbilder ſetzten, ſondern weil die ihnen erwieſene Ehre den auf ihnen dargeſtellten Perſonen ſelbſt zukommt, ſo daß wir, indem wir die Bilder küſſen, vor ihnen das Haupt entblößen und niederknieen, Chriſtum anbeten und die Heiligen verehren, die durch ſie abgebildet ſind. Die Biſchöfe mögen ferner lehren, daß durch die in Gemälden und andern Bildwerken dargeſtellten Geſchichten der Myſterien unſrer Erlöſung, das Volk in den ſtets wiederum ins Gedächtniß zurückzurufenden Artikeln unſers Glaubens unterrichtet und befeſtigt wird; ferner, daß die heiligen Bilder einen großen Nutzen haben, nicht nur, weil das Volk dadurch an die von Chriſto ihm verliehenen Gaben und Wohlthaten erinnert wird, ſondern weil durch ſie die von Gott durch die Heiligen bewirkten Wunder und heilſamen Vorbilder den Gläubigen vor Augen geſtellt werden, ſo daß ſie Gott für dieſelben danken, ihr Leben und ihre Sitten nach dem Beiſpiel der Heiligen einrichten und aufgefordert werden, Gott zu verehren und zu lieben und fromm zu ſein. — Wenn man außerdem, wo dies für das ungebildete Volk von Nutzen iſt, die Geſchichten und Erzählungen der heiligen Schrift in Bildern darſtellen will, ſo belehre man das Volk, daß das Göttliche nicht dargeſtellt werde, als könne es mit körperlichen Augen geſehen oder durch Farben oder Figuren bezeichnet werden."

Die letzte Bemerkung bezieht ſich, um dies gleich hier zu erwähnen, auf die Bilder Gottes des Vaters, den man auf Grund der Beſchreibung bei Daniel 7, 9. (*Vulg.* „Antiquus dierum sedit: vestimentum ejus candidum quasi nix, et capilli capitis ejus quasi lana munda: thronus ejus flammae ignis, rotae ejus ignis accensus") als einen Greis mit lang herabwallendem ſchneeweißem Bart, auf dem Thron ſitzend, darzuſtellen pflegte, was freilich Manchem anſtößig ſchien. Der Papſt Alexander VIII. jedoch verwarf die Theſis: „Das Bild des auf dem Thron ſitzenden Gottes des Vaters in einer chriſtlichen Kirche aufzuſtellen, ſei Sünde" (Dei Patris sedentis simulacrum nefas est christiano in templo collocare) am 7. December 1690 als ketzeriſch, und beſtätigte ſomit die Zuläſſigkeit jener mittelalterlichen Darſtellungsweiſe. Demgemäß ſind auch nach der Erklärung des Papſtes Benedict XIV. *) (1724—1730) zweierlei Arten, die

*) *Benedict.* De serv. Dei beat. et canonizat. lib. IV. c. 20, 3. Imagines, quae ab Ecclesia probantur, sunt illae, quae Deum Patrem repraesentant in forma senis, in cujus sinu est Christus, et inter utrumque est Spiritus S. in forma columbae, vel illae, in quibus repraesentur seorsum Deus Pater in forma senis, seorsum Christus, sed propinqui ambo, et inter utrumque Spiritus S. in forma columbae.

Trinität abzubilden, von der Kirche gebilligt: die eine, nach welcher Gott der Vater als Greis Christum, den Sohn, in seinem Schoße hat, und die andere, nach welcher der Vater als Greis und der Sohn neben ihm stehend oder sitzend erscheint; zwischen beiden aber, hier wie dort, der heilige Geist in Gestalt der Taube.

Uebrigens darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die bildliche Darstellung Gottes des Vaters im Abendland — die Orientalische Kirche hat bis auf diesen Tag nichts davon wissen wollen — bis Ende der ersten Hälfte des Mittelalters unbekannt und ungebräuchlich war. Der Papst Gregor II. führt es in seinem Schreiben an Leo, den Isaurier, noch als einen Rechtfertigungsgrund gegen den Verdacht eines abgöttischen Bilderdienstes an, daß es den Christen nicht einfalle, Gott den Vater bildlich darzustellen. „Warum," sagt er, „stellen wir den Vater unsers Herrn Jesu Christi nicht sinnlich und bildlich dar? Weil wir nicht wissen, wer er ist, und das Wesen Gottes nicht äußerlich dargestellt werden kann." In gleicher Weise äußerte sich der oben erwähnte Patriarch Germanus.

Von den Armeniern berichtet zwar Nicephorus Kallistus *), daß sie Bilder von Gott dem Vater und vom heiligen Geist hätten. Wäre dies aber auch wirklich gegründet, und nicht eine von den üblen Nachreden, deren sich die als Ketzer berüchtigten Armenier viele gefallen lassen mußten, so ließe sich doch immer nicht recht begreifen, wie man in der Occidentalischen Kirche jene Darstellungsweise gerade von ihnen entlehnt haben sollte. Gewiß ist es weit natürlicher, ihren Ursprung in den bildlichen Darstellungen der neutestamentlichen Gleichnisse zu suchen, mit denen die Evangelienbücher geziert waren. In diesen war Gott der Vater häufig als König darzustellen, und um ihn zugleich als den König des Himmels und der Erde zu charakterisiren, mag man früh genug jene Beschreibung bei Daniel benutzt haben. Jedenfalls ist es ungleich wahrscheinlicher, daß man durch jene illustrirenden Miniaturbilder auf eine selbstständige Darstellung Gottes des Vaters hingeführt wurde, als daß man ohne Weiteres sich an ein Bild gewagt hätte, gegen welches das ganze christliche Alterthum bis ins VIII. Jahrhundert mit der größten Entschiedenheit protestirt hatte.

Jene Miniaturen sind uns zugleich in Ermangelung einer vollständigen Sammlung von größeren Bildern aus dem christlichen Alterthum die besten Veranschaulichungsmittel, wie man sich die schon von den Kirchenvätern des III. und IV. Jahrhunderts mehrfach erwähnten

*) *Nicephor. Callist.* lib. XVIII. c. 53.

Enſemble-Bilder zu denken hat. Denn die noch erhaltenen Moſaikbilder der Art ſtimmen mit jenen Illuſtrationen meiſt genau überein.

Zu dieſen hiſtoriſchen Bilder aus dem Leben Jeſu *) gehören vornehmlich folgende:

1. Die Geburt: das Kind liegt in der Krippe, an welcher Maria und Joſeph, weiterhin die Hirten ſtehen; ſeitwärts Ochs und Eſel, als Hindeutung auf Jeſaj. 1, 3 „Ein Ochſe kennt ſeinen Herrn und ein Eſel die Krippe ſeines Herrn; aber Israel kennt es nicht nnd mein Volk vernimmt es nicht.“ Auf größeren Bildern pflegte man auch wohl den Propheten Micha, kenntlich an einer Schriftrolle, anzubringen, um an ſeine Weiſſagung, daß Bethlehem der Geburtsort des Meſſias ſein werde (c. 5, 1), zu erinnern.

Beigefügt ſind dem neuteſtamentlichen Antitypus häufig einige altteſtamentliche Typen, z. B. die Erſchaffung der Eva (die auch ohne Zuthun eines Mannes geboren ward, und durch welche die Sünde in die Welt kam, von der Chriſtus die Welt erlöſte. Dem Mittelalter

---

*) Wie zahlreich dieſe neuteſtamentlichen Bilder waren, und wie viel Luxus von den Reicheren damit getrieben wurde, lehrt insbeſondere Aſterius in ſeiner Homilie „über den reichen Mann und den armen Lazarus“, wo es unter andern heißt: *Ὅσοι δὲ καὶ ὅσαι τῶν πλουτούντων εὐλαβέστεροι, ἀναλεξάμενοι τὴν εὐαγγελικὴν ἱστορίαν, τοῖς ὑφανταῖς παρέδωκαν· αὐτὸν λέγω τὸν Χριστὸν ἡμῶν μετὰ τῶν μαθητῶν ἁπάντων, καὶ τῶν θαυμασίων ἕκαστον, ὡς ἡ διήγησις ἔχει. Ὄψει τὸν γάμον τῆς Γαλιλαίας καὶ τὰς ὑδρίας, τὸν παραλυτικὸν, τὴν κλίνην ἐπὶ τῶν ὤμων φέροντα, τὸν τυφλὸν τῷ πηλῷ θεραπευόμενον, τὴν αἱμορροοῦσαν τοῦ κρασπέδου λαμβανομένην, τὴν ἁμαρτωλὸν τοῖς ποσὶν τοῦ Ἰησοῦ προσπίπτουσαν, τὸν Λάζαρον ἐκ τοῦ τάφου πρὸς τὴν ζωὴν ὑποστρέφοντα· καὶ ταῦτα ποιοῦντες εὐσεβεῖν νομίζουσι, καὶ ἱμάτια κεχαρισμένα τῷ Θεῷ ἀμφιέννυσθαι· ἐμὴν δὲ εἰ δέχονται συμβουλὴν, ἐκεῖνα πωλήσαντες τὰς ζώσας εἰκόνας τοῦ Θεοῦ τιμησάτωσαν.* — In gleicher Weiſe heißt es weiterhin, die Chriſten ſollten nicht den Gichtbrüchigen auf ihren Kleidern geſtickt haben, ſondern dafür lieber die Kranken und Nothleidenden ſelbſt aufſuchen und ihnen helfen. — Wie viel Grund aber auch Aſterius zu dergleichen Aeußerungen haben mochte, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß wir es hier eben mit einem entſchiedenen Gegner der Bilder zu thun haben, der darum, weil die Beherzigung der Lehre Chriſti die Hauptſache ſei, von Abbildern ſeiner äußern Geſtalt nichts wiſſen will. *Μὴ γράφε*, heißt es in derſelben Homilie, *τὸν Χριστὸν· ἀρκεῖ γὰρ αὐτῷ ἡ μία τῆς ἐνσωματώσεως ταπεινοφροσύνη, ἣν αὐθαιρέτως δι' ἡμᾶς κατεδέξατο· ἐπὶ δὲ τῆς ψυχῆς σου βαστάζων νοητῶς τὸν ἀσώματον λόγον περίφερε*, was freilich einſeitig genug geurtheilt war. Denn iſt das Eine auch das weſentlich Nothwendige und Unerläßliche, ſo iſt darum allein das Andere noch keineswegs verwerflich.

war es beſonders wichtig, daß Eva umgekehrt Ave iſt); — der feurige Buſch (eine Hindeutung auf die durch die Geburt Chriſti nicht verletzte Jungfräulichkeit der Maria); die Bundeslade (ſymboliſche Hindeutung auf den Mutterleib Mariä, die in ihren Schoß denjenigen trug, der das Geſetz erfüllen ſollte); — Aaron, vor einem mit Kerzen beſetzten Altar knieend, auf dem der ſproſſende Stab ſteht (zur Andeutung des Hohenprieſteramtes Chriſti und ſeiner durch den Blüthen treibenden Stab bezeichneten wunderbaren Geburt).

2. Die Anbetung der Weiſen aus dem Morgenlande: Gewöhnlich im königlichen Schmuck, zwei von ihnen weiß, der dritte und jüngſte als Mohr; ſie knieen vor dem Kinde, das die Mutter auf dem Schoß hat, und bringen ihm ihre Geſchenke dar; über dem Haupt der Maria gewöhnlich ein achteckiger Stern.

3. Die Flucht nach Aegypten: die Mutter reitet mit dem Kinde auf einem Eſel, den Joſeph leitet; ſeitwärts zuſammenſtürzende Götzenbilder. (Wo Chriſtus erſcheint, ſei es auch noch als Kind, müſſen die falſchen Götter weichen.)

4. Chriſtus als Knabe im Tempel: die Schriftgelehrten ihm zur Seite ſitzend; Maria mit dem Ausdruck der Freude über den wiedergefundenen Sohn; Joſeph ruhig und ernſt daneben ſtehend.

5. Die Taufe im Jordan: Chriſtus ſteht im Waſſer; Johannes, in Thierfelle gekleidet und das mit der Hand geſchöpfte Waſſer über ihn gießend, neben ihm; über ſeinem Haupt die Taube.

6. Chriſtus vom Teufel verſucht: Er erſcheint in ſegnender Stellung; der Teufel, wie er auf Byzantiniſchen Miniaturen des IX. Jahrh. dargeſtellt iſt, ganz in menſchlicher Geſtalt, nur mit Fledermausflügeln und von grauer Farbe.

7. Chriſtus als Lehrer und Wunderthäter: Darſtellung eines oder mehrerer von den N. T. lichen Wundern, denen häufig entſprechende Darſtellungen aus dem A. T. beigefügt ſind. So z. B. bei der wunderbaren Speiſung, das Oelkrüglein der Wittwe zu Sarepta, oder Eliſa, wie er 100 Mann mit 20 Broten ſpeiſt.

8. Der Palmeneinzug: Chriſtus reitet auf einem Eſel, dem zuweilen ein Füllen beigegeben iſt; hinter ihm die Jünger und eine Menge Volks; auf dem Erdboden ſind Kleider ausgebreitet, und Zweige auf den Weg geſtreut.

9. Die Fußwaſchung, welcher als typiſches Vorbild die Bewirthung der drei Engel bei Abraham beigefügt iſt.

10. Das heilige Abendmahl: Chriſtus ſitzt mit den zwölf Jüngern zu Tiſche; neben ihm und an ſeiner Bruſt ruhend der jungfräuliche Johannes; Judas Iſcharioth gewöhnlich durch rothes Haar und einen Geldbeutel kenntlich gemacht. — Als entſprechende typiſche Bilder

ſind aus dem A. T. oft damit in Verbindung gebracht: Melchiſedek, der Prieſter und König (1. Moſ. 14, 18), wie er dem gewappneten Abraham Brot und Wein darbringt, ferner der Mannaregen (das Himmelsbrot) oder das jüdiſche Paſſahlamm.

11. Chriſtus am Oelberg: Er kniet betend in dem umzäunten Garten zu Gethſemane; es iſt finſtere Nacht, und das Licht kommt nur von dem über ihm ſchwebenden Engel (Chamuel), der mit dem Kelch erſcheint. Die drei Jünger ſchlafen.

12. Die Geißelung und Dornenkrönung: Chriſtus iſt entkleidet und an eine Säule gebunden; [1]) römiſche Kriegsknechte mit Geißeln neben ihm; die Dornenkrone wird ihm mit Knütteln auf das Haupt gedrückt. — Als A. T. liche Typen zu dem Bilde: Chriſtus vor Pilatus wurden gebraucht: Elias vor Ahab und Daniel vor Nebukadnezar. — Hierher gehören auch die Ecce Homobilder, die Jeſum allein darſtellen, mit einem Purpurmantel bekleidet, die Dornenkrone auf dem Haupt und ein Rohrſcepter in der Hand (nach Matth. 27, 28. 29)

13. Die Stationen, deren Bilder an die einzelnen Scenen erinnern, die ſich auf dem Wege von dem Hauſe des Pilatus bis zum Calvarienberge ereigneten. Die Veranlaſſung zur Einführung der „Kreuzweganbacht" gaben die Franciscaner, welche in der letzten Hälfte des Mittelalters auch im Occident den Andachtsorten durch Abtheilung in Stationen die möglichſte Aehnlichkeit mit dem Calvarienberg in Jeruſalem zu geben ſuchten. Wie peinlich genau man hierbei war, mag das Beiſpiel eines Nürnberger Bürgers, Martin Kötzel beweiſen, [2]) der 1487 eigens nach Jeruſalem reiſte, um die Stationen dort zu vermeſſen und in ſeiner Vaterſtadt einen genau entſprechenden Calvarienberg anzulegen. Wieder zurückgekehrt fand er aber unglücklicherweiſe,

---

1) Daß es eine Säule war, an welcher die Geißelung ſtattfand, wird auch in dem Geſang geſagt, welcher in der Kirche des heil. Grabes zu Jeruſalem am Altar der Geißelung, bei welchem die Charfreitagsproceſſion beginnt, angeſtimmt wird. Er lautet:

Eia fratres carissimi
Christi mortis mysteria
Canamus et vestigia
Sequamur corde flebili;

Qui poenam primi criminis
Delet vigore sanguinis,
Hunc ad *columnam* acriter
Caedit Pilatus pessimus.

2) Vgl. die Nürnberg. Künſtler, I. 17 ff.

daß er die Maaße verloren hatte, und unbedenklich unternahm er die weite Reise zum zweiten Male, die besseren Erfolg hatte. Den mitgebrachten Maaßen zufolge wurde nun der Weg nach dem St. Johanniskirchhof in folgende sieben Stationen abgetheilt, wobei Kötzel's Haus am Thiergärtnerthor als das Haus des Pilatus angenommen war.

1. Station, 200 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie begegnet Christus seiner wirdigen lieben Mutter, die vor grossem herzeleyt anmaechtig ward.

2. Station, 295 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie ward Symon gezwungen Christo sein Creutz helfen tragen.

3. Station, 380 Schritt von dem Hause das Bild mit der Unterschrift: Hie sprach Christus: Ir Doechter von Jherusalem nit weint uber mich, sünder uber euch und eure Kinder.

4. Station, 500 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie hat Christus sein heiligs angesicht der heiligen frau Veronica auf iren Slayr gedruckt vor irem haus.

5. Station, 780 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie tregt Christus das Creutz und wird von den Juden ser hart geslagen.

6. Station, 1000 Schritt von dem Hause, das Bild mit der Unterschrift: Hie felt Christus vor grosser anmacht auf die erden.

Zwischen dieser und der folgenden, letzten Station, 44 Schritt von der ersteren ist der Calvarienberg mit den drei Kreuzen.

7. Station, das Bild mit der Unterschrift: Hier leyt Christus tot vor seiner gebenedeyten wirdigen Mutter die in mit grostem herzenleyt und bitterlichen smertz claget und beweynet.

Hiermit ist zugleich angegeben, welches die Hauptmomente in dem Leiden Jesu waren, auf die sich damals die Kreuzwegandacht zu Jerusalem bezog. In späterer Zeit wurde die Zahl der Stationsbilder hin und wieder vermehrt; so wird z. B. häufig durch drei verschiedene Bilder ein von den Evangelisten nicht berichtetes dreimaliges Niederfallen Christi unter dem Kreuz veranschaulicht; oder es wurden auch solche, die sich auf historisch nicht erweisliche Facta beziehen, wie die Scene mit dem Schweißtuch der Veronica, mit anderen passenderen vertauscht. — Was die Kreuzwegandacht selbst betrifft, so besteht sie bekanntlich darin, daß man entweder bei jeder Station ein auf sie bezügliches Gebetsformular liest, oder sich ohne Buch seinen eigenen stillen Betrachtungen überläßt, oder auch beides verbindet. In der Regel wird außerdem bei jeder Station wenigstens Ein Vaterunser und ein Ave Maria gebetet. Diese Kreuzwegandacht findet meist in der Fastenzeit und an den Nachmittagen der Sonn- und

Festtage statt, und wird, zum Theil wenigstens, von den Seelsorgern selbst geleitet, was in der That auch das Zweckmäßigste ist.

Bilder der Kreuzigung kommen erst in den Zeiten Karls d. Gr. vor, und bis zum XI. Jahrh. erscheint der Erlöser immer bekleidet am Kreuz; im XI. und XII. Jahrh. besteht seine Bekleidung nur in einem kurzen Rock ohne Aermel, der im XIII. Jahrh. immer mehr verkürzt wird, so daß er nur von den Hüften bis zum Knie reicht, also ein bloßer Schurz; und auch von diesem ist seit dem XIV. Jahrh. nur ein weithin flatterndes Tuch um die Hüften übrig. — Die Füße erscheinen auf älteren mittelalterlichen Darstellungen neben einander, jeder mit einem besonderen Nagel angeheftet, später über einander gelegt und nur mit einem Nagel befestigt, ruhend auf einem Kelch oder einer Schüssel, dem heiligen Graal des Mittelalters, welcher das kostbare Blut auffängt. Bisweilen sind es auch Engel, welche die aus den fünf Wunden fließenden Blutstropfen auffangen. Das aus der Seitenwunde strömende Blut wird oft auch von dem rechts unter dem Kreuz stehenden Johannes oder von Joseph v. Arimathia oder Nikodemus aufgefangen; und auf einigen Darstellungen ist es der aus dem Grabe auferstandene Adam selbst, der dies thut, was sich auf die alte Sage bezieht, daß das Kreuz Christi gerade über der Grabstätte Adams gestanden und diese eben von dem Schädel des letzteren den Namen „Golgatha" gehabt habe. *)

Das Kreuz selbst ist in der älteren Zeit grün mit rothen Aesten, weil es aus einem Baum gezimmert sein sollte, den Seth aus einem Steckling vom Baum des Lebens gezogen und auf das Grab Adams gepflanzt hatte. Seit dem XIV. Jahrh. erscheint es durchaus blutroth und als ein schlichter Balken ohne Aeste. Oben fehlt in späterer Zeit niemals die Inschrift I. N. R. I. (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum). Unten am Kreuz stehen in der Regel Maria und Johannes, zwischen beiden Maria Magdalena knieend und den Kreuzesstamm umfassend; seitwärts

---

*) Nach Kootwyk, einem Dr. jur. aus Utrecht, der in den Jahren 1598 und 1599 das heilige Land bereiste, und seine Reise unter dem Titel: Itinerarium Hierosolymitanum et Syriacum, auctore *Cotovico*, Antverp. 1619. 4. herausgab, wußte schon Cyprian von dieser Tradition, indem er sagt: Christi sanguine adspersa creditur Adami calvaria, qui sub loco, quo crux Domini fixa est, humatus traditur ab antiquis. Ebenso sagt Ambrosius ad Luc 23: Ipse autem crucis locus supra Adae sepulturam. Congruebat quippe, ut ibi vitae nostrae primitiae locarentur, ubi fuerant mortis exordia. (vgl. Cotovic. p. 169). Daß die Kreuzigungsstätte gerade der Mittelpunkt der Erde gewesen, suchte man mit Ps. 74, 12 zu beweisen, wo es nach der Vulgata heißt: Deus autem, rex noster, operatus est salutem *in medio terrae.*

der heidniſche Hauptmann in ritterlicher Tracht zu Fuß oder zu Pferde, der betheuernd die Rechte erhebt; außerdem ein Kriegsknecht, der mit dem Speer in die rechte Seite Jeſu ſticht; weiterhin eine Gruppe von römiſchen Soldaten, die ſich in die Kleider des Herrn theilen. *) Die beiden Schächer erſcheinen meiſt an T förmigen Kreuzen, und am Himmel ſind, häufig durch Engel perſonificirt, Sonne und Mond zu ſehen, die das heilige Verſöhnungsopfer beweinen.

14. Die ſogenannten Vesperbilder ſtellen die auf den Tod Jeſu folgenden Scenen dar: die Abnahme vom Kreuz und die Grablegung, bei welcher, nächſt den Weibern, Johannes, Joſeph von Arimathia und Nikodemus zugegen ſind.

15. Das heilige Grab, gewöhnlich als ein länglich viereckiger Kaſten von Mauerſteinen dargeſtellt, drei gewappnete Wächter dabei, welche ſchlafen. — Bei den theatraliſchen Darſtellungen des heiligen Grabes, wie ſie in den katholiſchen Kirchen und Kapellen am Charfreitag und ſtillen Sonnabend zu ſehen ſind, vertritt ein von den Gläubigen vielfach geküßtes Crucifix die Stelle der Leiche, und in dem, das Innere einer Felſengrotte veranſchaulichenden Raum brennen zu beiden Seiten, wahrſcheinlich als Nachbildung des heiligen Grabes zu Jeruſalem, in der Regel dreizehn Lampen.

16. Die Auferſtehung, meiſtentheils ſo dargeſtellt, daß Chriſtus mit der Kreuzesfahne aus dem geöffneten Grabe emporſteigt, an welchem zwei Engel ſitzen, während die Wächter ſeitwärts ſchlafen, oder auf der Flucht ſind.

---

*) In der Grabkirche zu Jeruſalem hat der Ort der Kleidervertheilung eine eigene Kapelle. Beim Eintritt in dieſelbe ſtimmt die Proceſſion den Geſang an:

Qui coelos implet lumine,
Ornat quoque sideribus,
Et quem adorant angeli,
Vestitu privant milites.

Qui vestit volatilia
Diversisque coloribus
Et ornat agros roseis,
Ipse privatur vestibus.

Precamur ergo cernui
Te creatorem saeculi,
Jam sic privatus vestibus
Nos indue virtutibus. Amen.

(vgl. Cotovic. p. 156 ff.

17. Die Himmelfahrt, häufig so dargestellt, daß nur noch die Füße des Heilands sichtbar, der ganze übrige Körper aber schon von den Wolken verhüllt ist. — In manchen Kirchen aus älterer Zeit stellt das Altarbild die Himmelfahrt dar, während vorn am Eingang das Bild vom Sündenfall im Paradiese zu sehen ist, womit auf sehr passende Weise der Anfangs- und Endpunkt des Erlösungswerkes angedeutet ist.

18. Das Weltgericht, meist nach der Schilderung in den Evangelien dargestellt; rechts die Seligen, denen Engel aus den Gräbern helfen, links grauenvoll gestaltete Teufel, welche die Verdammten in den Höllenpfuhl herabziehen; hoch oben auf einem Thron in den Wolken Christus als Weltrichter, umgeben von einer Schaar von Engeln.

Nächstdem findet sich das Bild Christi aber auch bei mehreren Heiligen, von denen namentlich folgende daran kenntlich sind:

St. Joseph, der Pflegevater Jesu, das Kind tragend oder führend; außerdem durch Zimmermannsgeräthschaften kenntlich gemacht.

St. Simeon, als Greis, das Christuskind auf dem Arm, nach Luc. 2, 52 ff.

St. Christophorus, als Riese, das Christkind auf der Schulter, nach der bekannten Legende.

St. Augustinus, das Christkind vor sich, wie es mit einem Löffel Wasser aus dem Meer in ein Loch füllt. — Als er nämlich einst in tiefem Nachsinnen über das Mysterium der Trinität am Meere ging, sah er ein Knäblein mit dem Löffel Wasser aus dem Meere in ein kleines Loch füllen, und als er, da das Kind auf seine Frage, was es da mache, geantwortet hatte: „Ich will das Wasser des Meeres in dieses Loch füllen," ihm entgegnete: „Das geht nicht," ward ihm erwiedert: „Es geht wohl eher, als das, worüber du nachgrübelst," worauf das Kind vor seinen Augen verschwand.

St. Johannes Gualbertus, in der Tracht des von ihm gestifteten Cönobitenordens von Vallombrosa, das Bildniß Christi in der Hand haltend — denn wunderbarer Weise neigte es sich ihm zu, wenn er vor demselben betete.

St. Anselmus v. Canterbury, in bischöflicher Tracht, ein Buch in der Hand, Christum als Erscheinung vor sich, zur Erinnerung an seine berühmte Schrift: Cur Deus homo?

St. Antonius v. Padua, als Franciscaner, einen Lilienstengel und das Christuskindlein haltend. — Als er einst auf der Reise in einer Herberge übernachtete, bemerkte der Wirth in dem Zimmer des frommen Mönchs eine große Helle, und sah dann, wie ein kleines Jesuskind, das vorher auf einem Buch stand, von Antonius auf den Arm genommen wurde und ihn liebkoste.

St. Felix a Cantalicio, als Capuciner, das Chriſtuskind tragend. — Er † 1587 zu Rom.

St. Hermann Joſeph, als Prämonſtratenſer, Chriſtum mit einem Beil vor ſich. — Mit dieſem wollte er ein Kloſter ausrotten, weil die Mönche deſſelben ganz verderbt waren. Hermann Joſeph aber betete für daſſelbe ſo lange, bis er Gnade fand.

St. Veronica, das Schweißtuch mit dem Antlitz Chriſti haltend.

St. Hedwig, als Nonne, die Abzeichen ihres fürſtlichen Standes neben ſich, das Bildniß der Jungfrau Maria und des Chriſtkindes tragend.

St. Lutgardis, als Aebtiſſin, in Ciſtercienſer-Nonnentracht, erblindet; Chriſtus am Kreuz vor ihr, der ſie mit dem einen losgemachten Arm umarmt; (um 1246).

St. Katharina v. Siena, als Dominicaner-Nonne; Chriſtus giebt ihr als Zeichen der Verlobung mit ihr einen Ring; (1380).

St. Katharina v. Bologna, als Clariſſin, das Chriſtkind auf dem Arm. — Maria gab nämlich der inbrünſtig vor ihr Betenden einſt das Kind in die Arme, worüber ſie ſo erfreut war, daß ihre gebräunten Wangen von da an ſchön roth und weiß wurden. (1463)

St. Maria Magdalena de Pazzis, als Carmeliterin, von dem ihr erſcheinenden Chriſtus das Sacrament empfangend (1607).

VIII. Die Marienbilder.

Der Haupteinwurf, der von Seiten der Bilderfeinde gegen die Chriſtusbilder gemacht werden konnte, fiel bei den Bildern der Jungfrau Maria weg. Bei ihr war von keiner göttlichen Natur die Rede, die der Darſtellung ihrer äußerer Geſtalt hätte im Wege ſtehen können. Gleichwohl blieb auch hier die Polemik nicht aus, und die nahe Beziehung, in welche die Marienbilder zu dem Dogma von Chriſtus gebracht wurde, gab dem Kampf für ſie eine ungleich höhere Bedeutung, als er an und für ſich je hätte haben können.

Was die Verehrung der Maria betrifft, ſo finden ſich die frühſten Spuren davon bei den Kollyridianerinnen, einer Secte von Weibern, deren Cultus von Thracien und Ober-Scythien ſüdlich nach Arabien gedrungen war, und, nach Epiphanius *), darin beſtand, daß man der Jungfrau Maria auf einem ihr geheiligten vierräderigen Stuhlwagen kleine Kuchen (*κολλυριδία*) unter Gebet und feierlicher Proceſſion darbrachte, worauf zum Schluß der Feier alle von dem geopferten Kuchen genoſſen. Unwillkührlich wird man hierdurch an die chriſtliche Abendmahlsfeier erinnert, weshalb auch Neander (Kirchengeſchichte Bd. II. S. 727) in jenem Feſt eine Uebertragung der Abendmahls-Oblationen auf den Marienbienſt findet; ebenſo ſehr aber auch an die in ganz ähnlicher Weiſe gefeierten Thesmophorien zu Ehren der Demeter und an den Kanaanitiſchen Cultus der Himmelskönigin, der nach Jerem. 44, 15—25 darin beſtand, daß bei dem ihr

*) *Epiphan.* haeres. 79, 1. *Ἡ αἵρεσις πάλιν (τῶν Κολλυριδιανῶν) ἐν τῇ Ἀραβίᾳ ἀπὸ τῆς Θράκης καὶ τῶν ἄνω μερῶν τῆς Σκυθίας ἀνεδείχθη. — Τινὲς γυναῖκες κούρικόν τινα κοσμοῦσαι ἤτοι δίφρον τετράγωνον ἁπλώσασαι ἐπ' αὐτὸν ὀθόνην, ἐν ἡμέρᾳ τινὶ φανερᾷ τοῦ ἔτους, ἐν ἡμέραις τισὶν ἄρτον προτιθέασι, καὶ ἀναφέρουσιν εἰς ὄνομα τῆς Μαρίας· αἱ πᾶσαι δὲ ἀπὸ τοῦ ἄρτου μεταλαμβάνουσιν.*

zu Ehren gefeierten Feſte die Kinder das Holz zuſammen laſen, die Männer das Feuer anzündeten, und die Weiber den Teig kneteten, um der Himmelskönigin die Opferkuchen zu backen. — Faßt man alles dies zuſammen, ſo läßt ſich kaum zweifeln, daß das Feſt der Kollyridianerinnen eigentlich nichts anderes, als ein uraltes heidniſches Erntefeſt war. Schon oben in dem Abſchnitt über den Bilderdienſt im Heidenthum iſt gezeigt worden, daß die Kanaanitiſche „Himmelskönigin", wie die Phöniziſche „Aſtarte", die Aegyptiſche „Iſis" und die Griechiſche „Demeter" nur das empfangende und hervorbringende weibliche Princip war, das man einerſeits mit dem Monde, andrerſeits mit der Erde identificirte. Inſofern nun jede neue Ernte als Geſchenk dieſer mütterlich ſorgenden Göttin angeſehen wurde, verſtand es ſich von ſelbſt, daß man die erſten, aus dem neuen Getreide gebackenen Brote ihr zum Opfer darzubringen hatte, und von einer ſolchen Opferhandlung ſcheint in der angeführten Stelle des Jeremias die Rede zu ſein. Je weiter nun der Cultus dieſer Göttin im Heidenthum verbreitet war, und je mehr das ihr zu Ehren gefeierte Erntefeſt auf dem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit beruhte, deſto leichter läßt ſich begreifen, wie ſchwer ſich die Heiden, auch wenn ſie bereits zum Chriſtenthum bekehrt waren, von einem ſolchen trennen konnten. Was Wunder, wenn namentlich Frauen — und bei den Hauptfeſten der Demeter waren gerade ſie die Hauptperſonen — ſich daſſelbe zu erhalten ſuchten. Die chriſtliche Kirche wollte nun zwar von der Verehrung einer „Mutter der Götter", wie die Demeter bei den Phrygiern hieß, nichts wiſſen; aber indem ſie lehrte, daß Chriſtus kein bloßer Menſch, ſondern zugleich wahrer Gott geweſen ſei, ſchien ſie wenigſtens indirect zu erklären, daß man die Maria für die Mutter eines Gottes zu halten habe, und dies mochte jenen Kollyridianerinnen genügen, um ſich für vollkommen berechtigt zu halten, ihren Aſtarte- oder Demetercultus auf ſie überzutragen. Die Angabe des Epiphanius wenigſtens, daß ſie jenes Marienfeſt an einem Tage im Sommer feierten, läßt vermuthen, daß es eine Art Früherntefeſt war, wie es im Orient ziemlich allgemein gefeiert zu werden pflegte; und wenn von Seiten der Kirche ſelbſt das Abendmahl zum Andenken an den Sohn in der Weiſe begangen wurde, daß die Gläubigen von einem geweihten und zum Opfer dargebrachten Brot aßen, wie natürlich mochte es da jenen Frauen ſcheinen, daß ſie auch zu Ehren der Mutter ein ähnliches Feſt feiern müßten.

Die Kirchenlehrer konnten damit allerdings nicht einverſtanden ſein; denn ſie mußten ſich bald überzeugen, daß der Mariencultus der Kollyridianerinnen, den Namen abgerechnet, nichts anderes, als der alte heidniſche Demetercultus war. Aber ſo ganz entſchieden jede Verehrung der Maria zu verwerfen, ſie allen übrigen Sterblichen vollkommen gleich-

zuſtellen und ihr jede höhere Würde abzuſprechen, ſchien auch wieder bedenklich. Denn das konnte man leicht für eine Billigung der Anſicht der Antidikomarianiten halten, welche in Maria eine ganz gewöhnliche jüdiſche Frau ſahen, ihre beſtändige Jungfrauſchaft entſchieden verwarfen, und zum Beweiſe ſich darauf beriefen, daß ſie nach der Geburt Jeſu noch mehrere andere Kinder geboren, die im Neuen Teſtament als die Brüder Jeſu genannt würden. Dies aber wollte und konnte man von Seiten der Kirche nimmermehr zugeben. Die zur Mutter des Weltheilands auserkorene Jungfrau konnte nicht ſpäterhin zu einer gewöhnlichen Ehefrau, und das Wunder der Geburt Jeſu nicht durch die Geburt anderer Kinder verdunkelt werden. Vielmehr mußte ſie, wie vorher, ſo auch nachher Jungfrau und das Ideal jungfräulicher Keuſchheit bleiben. Daher erklärte man die „Brüder Jeſu" für Söhne des Joſeph aus ſeiner erſten Ehe, und begnügte ſich, indem man die Meinung der Antidikomarianiten entſchieden zurückwies, in Betreff der Kollyridianerinnen mit der Erklärung, daß Maria allerdings geehrt, aber nicht göttlich verehrt werden ſoll, da die göttliche Verehrung nur dem Vater, Sohn und heiligen Geiſt zukomme. *)

Hiermit war jedoch die Streitfrage noch keineswegs erledigt, da die Anſicht über die Mutter Chriſti im engſten Zuſammenhang mit dem Dogma von ſeiner Perſon ſtand. Brauchte man in der That doch nur zu vernehmen, wie ſich Jemand über Maria ausſprach, um zu wiſſen, wie er über Chriſtum dachte. Die eifrigſten Gegner im Judenthum, die von ihm nichts wiſſen wollten, ſprachen auch von ihr in den entehrendſten Ausdrücken, und die Geburt Jeſu ohne Zuthun des Joſeph war ihnen kein anbetungswürdiges Wunder, ſondern ein nur allzunatürliches Ereigniß. Die Gnoſtiker, denen nur der Aeon Chriſtus als der vom Himmel hernieder gekommene Erlöſer, der Menſch Jeſus dagegen wenig oder nichts galt, konnten ihrer Anſicht gemäß in Maria nur eine ganz gewöhnliche jüdiſche Frau ſehen, und war gar die Menſchengeſtalt Chriſti nur ein dann und wann angenommener Scheinkörper, ſo ſtand Maria außer aller Beziehung zu dem Erlöſer. Auch die Arianer konnten an ihr nichts Beſonderes finden. Denn nach ihrer Anſicht war ſie nur die Mutter eines Sohnes, der ſich durch ſeine eigenen Verdienſte um die Menſchheit einen unvergänglichen Namen erworben und in Folge ſeines bis zum Tode ſich bewährenden Gehorſams von Gott zu göttlicher Ehre erhoben worden war. In ziemlich gleicher Weiſe mußten

---

*) *Epiphan.* haer. 79, 7. *Ἐν τιμῇ ἔστω Μαρία, ὁ δὲ Πατὴρ καὶ Υἱὸς καὶ Ἅγιον Πνεῦμα προσκυνείσθω· τὴν δὲ Μαρίαν οὐδεὶς προσκυνείτω.*

die Neſtorianer urtheilen, und wenn Neſtorius die Maria nur Mutter Chriſti, nicht Mutter Gottes genannt wiſſen wollte, ſo geſchah dies nur, um den Gedanken, daß Chriſtus, inwiefern er von ihr geboren war, bloßer Menſch geweſen, in möglichſt milder Weiſe auszudrücken. Seinen Gegnern entging dies auch keineswegs, und das Concil zu Epheſus (431) drang nur darum ſo entſchieden auf den Ausdruck „Mutter Gottes", weil Chriſtus, wenn er überhaupt wahrer Gott und wahrer Menſch zugleich war, von Anfang an es habe ſein müſſen [1]).

Der Kampf für Maria und ihre, um dieſe Zeit zum Vorſchein kommenden Bilder war alſo eigentlich zugleich ein Kampf für das Dogma von den beiden Naturen in Chriſto, und die Marienbilder ſelbſt hatten ſonach chriſtologiſche Bedeutung. Die Madonna mit dem Kinde ſollte eine Demonſtration gegen die Irrlehre ſein, als ſei der Gottesſohn nicht auch zugleich wahrer Menſch geweſen, und eben dieſen Zweck hatten zum großen Theil auch die Darſtellungen des Kindes in der Krippe zu Bethlehem. Die Bilder dagegen, welche ſie in himmliſcher Glorie darſtellten, ſollten auf der andern Seite dem Irrthum wehren, als ſei ſie nicht in Wahrheit die Mutter des Gottesſohns, ſondern eines bloßen Menſchen geweſen, und die ihr gezollte Verehrung der thatſächliche Beweis für die Anerkennung der wahren Gottheit und Menſchheit Chriſti ſein. Nur von dieſem Geſichtspunkt aus läßt ſich der Eifer begreifen, mit welchem für die Verehrung und die Bilder der Maria geſtritten wurde; und wie viele fremdartige Elemente auch ſpäterhin in den Bereich ihres Cultus eindrangen, nimmer hätte er ſich ſo dauernd erhalten können, wenn er nicht jene dogmatiſche Bedeutung zur Grundlage gehabt hätte.

Die älteſten Marienbilder ſchließen ſich genau an die alten Chriſtusbilder an; denn nach der von Johannes Damascenus mitgetheilten Tradition ſoll Chriſtus, (ein Mann von ſtattlichem Wuchs, mit zuſammengewachſenen Augenbrauen, ſchönen Augen, großer Naſe, krauſem Haupthaar, ſchwarzem Bart, von gelblicher Geſichtsfarbe, mit langen Fingern) durchaus ſeiner Mutter ähnlich geweſen ſein, und aus einer Notiz bei Theodorus Lector [2]) und Nicephorus Kal-

---

[1]) Die Bekenntnißformel des Concils war in dieſer Beziehung bekanntlich folgende: *Ὁμολογοῦμεν τὴν ἁγίαν πάρθενον θεοτόκον, διὰ τὸ τὸν θεὸν Λόγον σαρκωθῆναι καὶ ἐνανθρωπῆσαι, καὶ ἐξ αὐτῆς τῆς συλλήψεως ἑνῶσαι ἑαυτῷ τὸν ἐξ αὐτῆς ληφθέντα ναόν.*

[2]) *Theodor. Lect.* p. 509. *Ἡ Εὐδοκία τῇ Πουλχερίᾳ τὴν εἰκόνα τῆς θεομήτορος, ἣν ὁ ἀπόστολος Λουκᾶς καθιστόρησεν, ἐξ Ἱεροσολύμων ἀπέστειλεν.*

liſtus *) erfahren wir, daß das erſte und authentiſche Bild der heiligen Jungfrau von dem Evangeliſten Lukas herrührt, der auch Chriſtum und die Hauptapoſtel gemalt habe. —

Dieſes, der Tradition nach von Jeruſalem zunächſt nach Konſtantinopel, und wenn es mit dem Glauben des ruſſiſchen Volkes anders ſeine Richtigkeit hat, um 1150 nach Wladimir gekommene und ſeit 1451 in Moskwa befindliche Marienbild, von welchem alle anderen nur möglichſt treue Copien waren, ſtellt die Mutter des Heilands mit unverkennbar orientaliſchen Zügen in dem Alter zwiſchen 40—50 Jahren dar, und ſo paßte es in der That auch am beſten zu dem Chriſtusbilde. Da nämlich in jeder griechiſchen Kirche an der Bilderwand auf der einen Seite ein Chriſtus-, auf der andern ein Marienbild hängen muß, und das erſtere den Erlöſer in einem Alter von 30 Jahren darſtellt, ſo mußte die Mutter, die, wie in dem Protevangelium Jacobi gemeldet wird, im Alter von 12 Jahren mit Joſeph verlobt wurde, als Frau von mindeſtens 40 Jahren dargeſtellt ſein.

Der Erſte, welcher den bis auf ſeine Zeit allein geltenden byzantiniſchen Styl, der ſich von Konſtantinopel eben ſo wohl nördlich nach Rußland, als weſtlich nach Italien verbreitet hatte, etwas zu modificiren und den Formen einer idealen Schönheit näher zu bringen ſuchte, war der hochberühmte Giovanni Cimabue, geboren um 1240 zu Florenz und Schüler zweier griechiſchen Maler, die vom Senat nach Florenz berufen worden waren, um eine Kapelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu malen. Mit Recht hebt die Kunſtkritik einen großartigen, wenngleich noch trockenen und ſteifen Styl, ſtrenge und wahre Zeichnung und eine gewiſſe Natürlichkeit und Lebendigkeit als das Hauptverdienſt des großen Meiſters hervor, in welchem ſie den Vermittler zwiſchen der alten und neuen Malerei ehrt. Ebenſo beachtungswerth aber iſt es für den Theologen, daß die Jungfrau Maria von jener Zeit an immer jünger dargeſtellt wird, bis ſie endlich gegen Ende des Mittelalters faſt als Mädchen von 15—20 Jahren erſcheint, was jedenfalls nur Illuſtration des Dogma's von ihrer fortwährenden Jungfräulichkeit ſein ſollte.

Von anderweitigen Darſtellungen ſind vornehmlich folgende zu erwähnen:

---

*) *Niceph. Call.* Hist. eccl. II, 43. *Φασὶ δὲ αὐτὸν πρώτιστον τήν τε Χριστοῦ εἰκόνα καὶ τῆς αὐτὸν θεοπρεπῶς τεκούσης, ἔτι δὲ καὶ τῶν κορυφαίων ἀποστόλων, διὰ ζωγραφικῆς ἱστορῆσαι τέχνης κἀντεῦθεν εἰς πᾶσαν τὴν οἰκουμένην τὸ τοιοῦτον εὐσεβὲς καὶ πάντιμον ἔργον ἐξενεχθῆναι.*

1) Maria mit dem weitem Mantel der Gnade, als Fürbitterin;

2) Maria, auf dem Monde ſtehend, einen Stern auf ihrem Haupte, oder auch eine Krone von zwölf Sternen;

3) Maria mit dem Kinde, von einer ſtrahlenden Sonne umgeben, auf dem Haupt eine Krone von zwölf Sternen, ein Scepter in der andern Hand und zu ihren Füßen den Mond, der auf der Erdkugel ſteht, um welche ſich eine Schlange windet, mit dem Apfel im Maule.

Unſtreitig haben die beiden letzteren Darſtellungen ihren Grund in der Beſchreibung des Sonnenweibes, von dem es in der Offenb. 12, 1 ff. heißt: „Und es erſchien ein großes Zeichen im Himmel: Ein Weib mit der Sonne bekleidet und den Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Und ſie war ſchwanger und ſchrie und war in Kindesnöthen. — Und ſiehe, ein großer rother Drache, der hatte ſieben Häupter und zehn Hörner und auf ſeinen Häuptern ſieben Kronen. — Und der Drache trat vor das Weib, die gebären ſollte, auf daß, wenn ſie geboren hätte, er ihr Kind fräße. Und ſie gebar einen Sohn, ein Knäblein, der alle Heiden ſollte weiden mit der eiſernen Ruthe.“ — Der Drache erinnerte zu ſehr an die Schlange im Paradieſe, und das Knäblein, das alle Heiden weiden ſoll, an Chriſtum, als daß man nicht bei dem Sonnenweibe hätte an Maria denken ſollen, und unleugbar ſteht es mit dieſer Darſtellung in Verbindung, daß man ſie als die Himmelskönigin (Regina coeli) verehrte. Da man ferner die Kirche als „Mutter“ zu betrachten gewohnt war, und auch der heiligen Jungfrau der Name „Mutter“ zukam, ſo konnte es leicht geſchehen, daß man einerſeits die Kirche unter dem Bilde der Jungfrau perſonificirte, andrerſeits die ſymboliſchen Attribute der erſteren auf die Marienbilder übertrug. Vielleicht beruht auch die Verehrung der Maria als Schutzpatronin der Schiffer und die darauf ſich gründende Vermählungsfeier des Dogen von Venedig mit dem Adriatiſchen Meere darauf, daß das Symbol der Kirche ein Schiff war. Der myſtiſchen Theologie genügte es allerdings, daß es 1. Moſ. 1, 10 in der Vulgata hieß: „Et congregationem aquarum vocavit Maria“, um zwiſchen Maria und dem Meere eine Menge ſinniger und unſinniger Vergleiche anzuſtellen. Aber die ſchon in alten Marienhymnen vielfach angedeutete und von dem Volk ſo bereitwillig aufgenommene Vorſtellung von einer ſpecielleren Beziehung, zwiſchen dem Meer und der Jungfrau Maria, muß jedenfalls eine beſſere Grundlage gehabt haben, als eine ſolche etymologiſche Spielerei.

4) Maria als ſchmerzhafte Mutter (mater dolorosa), von

zwei Schwertern durchbohrt, mit Beziehung auf Luk. 2, 35: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.“

Verbunden iſt damit häufig die vollſtändige Darſtellung der

ſieben Schmerzen und	ſieben Freuden Mariä.
1. die Beſchneidung Chriſti,	die Verkündigung,
2. die Flucht nach Aegypten,	die Heimſuchung,
3. die Verlierung Jeſu im Tempel,	die Geburt Chriſti,
4. die Kreuztragung Jeſu,	die Anbetung der Weiſen, oder der heil. drei Könige,
5. die Kreuzigung,	die Auferſtehung Chriſti,
6. die Abnahme vom Kreuz,	die Ausgießung des heil. Geiſtes,
7. die Grablegung.	die Krönung durch Gott den Vater und Sohn.

Eine einfachere Hinweiſung auf die ſieben Schmerzen iſt es, wenn Maria unter dem Kreuze ſtehend mit ſieben Schwertern im Herzen dargeſtellt wird.

Von Darſtellungen einzelner Scenen aus ihrem, durch apokryphiſche Evangelien und Legenden mannigfach ausgeſchmückten Leben ſind namentlich folgende zu erwähnen:

1) Maria, als dreijähriges Kind, die fünfzehn Stufen des Tempels allein hinaufſteigend, da ſie nach den apokryphiſchen Berichten dies wirklich gethan, und einmal in dem Tempel, gar nicht mehr fortgewollt haben ſoll.

2) Maria, in ihrem zwölften Jahre mit Joſeph verlobt. — Joſeph hat auf dieſen Bildern, die beſonders in Karmeliterklöſtern gebräuchlich waren, in der Regel einen Stab in der Hand, aus dem oben eine Blume hervorſprießt. Denn dies war das Wahrzeichen, an welchem der Hoheprieſter den erkennen ſollte, welchem er die Jungfrau zuzuführen hätte.

3) Mariä Verkündigung: gewöhnlich ſo dargeſtellt, daß ſie von dem Engel begrüßt wird, während ſie vor dem Betpult kniet; bisweilen auch im Garten ſitzend, ein Einhorn (das Symbol ihrer Jungfräulichkeit) im Schoße.

4) Mariä Heimſuchung: in der Regel ſind es nur die beiden Frauen, Eliſabeth, die bejahrte, und Maria, die jugendliche, welche im Zuſtande hoher Begeiſterung das Lob Gottes verkündigend dargeſtellt werden.

5) Mariä Reinigung, oder die Darſtellung Chriſti im Tempel, bei welcher der greiſe Simeon nicht fehlen darf.

6) Mariä Himmelfahrt (Assumptio, Dormitio, Pausatio, Transitus, Requies), in der Regel ſo dargeſtellt, daß die Leiche auf dem Sterbebett liegt, während die emporſchwebende Seele von Chriſtus

unter Begleitung von allen Engeln und Erzengeln im feierlichen Pomp in den Himmel abgeholt wird.

Außerdem giebt es größere und kleinere cyclische Darstellungen, welche sich speciell an die Rosenkranzandacht anschließen, und zu deren Verständniß eine genauere Kenntniß der bei der letzteren üblichen Praxis erforderlich ist. Sie besteht der Hauptsache nach in Folgendem.

Entsprechend den 150 Psalmen im Davidischen Psalter soll 150 Mal der englische Gruß gebetet werden, und diese 150 Ave Maria sollten für den ungebildeten Theil des Volkes das Surrogat für den Psalmengesang sein, der den Geistlichen durch die Brevierandacht vorgeschrieben ist, und an dem es keinen Antheil nehmen konnte. Wegen dieser Aehnlichkeit mit dem Psalter hieß daher auch der Rosenkranz „Psalterium Marianum", und daß es der englische Gruß war, den man auf solche Weise zum Hauptgebet machte, hat seinen Grund darin, weil er der eigentliche Anfangspunkt der Offenbarung des Rathschlusses der Erlösung war.

Vor dem Beginn des 150maligen Ave Maria soll das Credo gebetet, hinter je 10 Ave Maria ein Vaterunser eingeschaltet, und zum Schluß, nach dem 150sten Ave Maria wiederum das Credo, ein Vaterunser und noch drei Ave Maria gebetet werden. Demgemäß müßte nun eine für die vollständige Rosenkranzandacht ausreichende Perlenschnur [1]) eigentlich nächst den 150 Marienpsalter-Perlen noch 17 Paternoster-, 2 Credo- und 3 Ave Mariaperlen enthalten, im Ganzen also 172 Perlen. In der Regel enthalten jedoch die Schnüre nur den dritten Theil davon, nämlich 50 Ave Maria- und 5 Paternosterperlen, zu denen die den Anfang und den Schluß bildenden 2 Credo-, 1 Paternoster- und 3 Ave Mariaperlen hinzukommen, so daß die Schnur dreimal herum gebetet werden muß, wenn es die vollständige Rosenkranzandacht [2]) sein soll. Zu dieser gehört übrigens auch noch die „Einlegung

---

[1]) Die Sitte, die zu sprechenden Gebete durch kleine Kugeln oder Perlen zu bezeichnen, soll, der gewöhnlichen Annahme zufolge, von den Arabern entlehnt und durch Peter von Amiens um die Zeit des ersten Kreuzzuges in den Occident verpflanzt worden sein. Indeß erzählt doch schon Sozomenus (Hist. eccl. VI. c. 29.) von einem gewissen Paulus, der es sich zum Gesetz gemacht hatte, täglich dreihundert Gebete zu sprechen, und daher, um sich in der Zahl nicht zu irren, dreihundert Steinchen in seinen Schoß nahm, von denen er bei jedem Gebet eins wieder heraus warf.

[2]) Verschieden davon ist der s. g. mittlere Rosenkranz mit 63 (Zahl der Lebensjahre Mariä) Ave Maria- und 7 Paternosterperlen, und der kleine, die s. g. Krone, welche (wegen der 33 Lebensjahre Christi) 33 Ave Maria- und (wegen seiner 5 Wunden) 5 Paternosterperlen enthält. Eine noch andere An-

der Geheimniſſe", deren es fünfzehn giebt, fünf freudenreiche, fünf ſchmerzhafte und fünf glorreiche. Die fünf freudenreichen beſtehen darin, daß man nach den Worten: „Gebenedeyet iſt die Frucht deines Leibes, Jeſus" folgendes einſchaltet: 1) den du, o Jungfrau, vom heil. Geiſt empfangen haſt; 2) den du, o Jungfrau, über das Gebirge, zu Eliſabeth getragen; 3) den du, o Jungfrau, geboren haſt; 4) den du, o Jungfrau, im Tempel aufgeopfert haſt; 5) den du, o Jungfrau, im Tempel gefunden haſt. — Die fünf ſchmerzhaften beſtehen in folgenden Einſchaltungen: 1) der für uns Blut geſchwitzt hat; 2) der für uns gegeißelt worden; 3) der für uns mit Dornen gekrönt worden; 4) der für uns das ſchwere Kreuz getragen; 5) der für uns gekreuzigt worden; und die fünf glorreichen in folgenden Zuſätzen: 1) der von den Todten auferſtanden; 2) der aufgefahren gen Himmel; 3) der uns den heiligen Geiſt geſendet; 4) der dich, o heilige Jungfrau, in den Himmel aufgenommen; 5) der dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönt hat. — Daß dieſe fünfzehn „Geheimniſſe" ſowohl einzeln, als in ihrer Geſammtheit vielfach von den Malern dargeſtellt worden, iſt bekannt.

Von Heiligen, auf deren Bildern die Jungfrau Maria zu ſehen iſt, ſind beſonders folgende zu nennen:

St. Joachim, die heil. Jungfrau als Kind auf dem Arm; einen Korb mit Tauben zur Seite. — Der Tradition zufolge war er der Vater Maria's, und die beiden Tauben beruhen auf der Vorausſetzung, daß auch die Eltern Maria's zu arm waren, um für die ihnen geborne Tochter ein größeres Opfer darbringen zu können.

St. Gregor d. Gr., als Papſt; Chriſtus und die Jungfrau Maria ihm erſcheinend. — Seiner Frömmigkeit wegen ſoll er häufig dergleichen Viſionen gehabt haben.

St. Johannes Damascenus, dem die heil. Jungfrau die abgehauene Hand wieder anheilt. — In dem Bilderkrieg unter Leo, dem Iſaurier, ward nämlich eine Schrift zur Vertheidigung der Bilder verbreitet, als deren Verfaſſer man dem Kaiſer den Johannes von Damascus nannte. Aufs höchſte entrüſtet gab er daher Befehl, ihm die

---

bachtsweiſe iſt das von St. Franciscus den Laienmitgliedern des Franciscanerordens vorgeſchriebene Officium laicorum, das er in ſeiner Ordensregel c. 3. folgendermaßen feſtſtellt: Laici dicant *Credo in unum Deum* et XXIV. *Pater noster* cum *Gloria Patri.* Pro Tertia, Sexta, Nona, pro qualibet istarum VII *Pater noster* cum *Gloria Patri.* Pro Vesperis autem duodecim; pro Completorio septem et *Credo* cum *Gloria Patri.* Pro mortuis VII *Pater noster* cum *Requiem aeternam.* Et pro defectu et negligentia fratrum tria *Pater noster* qualibet die.

Hand abzuhauen, die ihm aber von Maria zum Dank für die kräftige Vertheidigung der Bilder alsbald wieder angeheilt wurde.

St. Anſelmus v. Canterbury, als Biſchof, Chriſtum und Maria als Erſcheinung vor ſich. — Auch hier kann man, wie bei St. Gregor, annehmen, daß dabei auf wirkliche Viſionen hingedeutet ſein ſoll. Gleichwohl iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß die Künſtler auf ſolche Weiſe nur andeuten wollten, wie treu dieſe Biſchöfe die Lehre der Kirche in ihrer Reinheit und Lauterkeit feſthielten. Denn in dem Dogma von Chriſtus und ſeiner Mutter Maria concentrirte ſich ja eigentlich die ganze Chriſtologie.

St. Ildefonſus, als Biſchof, von Maria ein weißes Meßgewand empfangend. Er war Biſchof von Toledo (667) und ein eifriger Vertheidiger der Lehre von der Jungfräulichkeit Mariä, und dieſe machte ihm zum Dank dafür einſt am Morgen des Feſttags ihrer Himmelfahrt (15. Aug.), als er eben in der Kirche auf ſeinem biſchöflichen Stuhl ſaß, mit jenem Meßgewand ein Geſchenk.

St. Bernhard v. Clairvaux, als Ciſtercienſer; die Jungfrau mit dem Kinde vor ihm, die ihm die Bruſt giebt. — Seiner wunderbaren Beredſamkeit wegen hatte er den Beinamen „Doctor mellifluus", was ſonſt in der Regel durch einen ſeitwärts ſtehenden Bienenkorb (Symbol der Beredſamkeit) angedeutet, bisweilen aber auch, namentlich im ſpätern Mittelalter in der Weiſe veranſchaulicht wird, daß Maria ihn an ihren eigenen Brüſten ſaugen läßt.

St. Johannes a Cruce, als Carmelitermönch, eine kleine Statue der Jungfrau in der Hand. — Er war ein ſpaniſcher Mönch und bekannt als myſtiſcher Philoſoph und Dichter, der beſonders in dem Lobe der Jungfrau unerſchöpflich war († 1591).

St. Hyacinthus, als Dominicaner, in der einen Hand eine Statue der Jungfrau, in der andern einen Hoſtienkelch. — Er war ein Schüler des Dominicus und beſonders in Rußland als Apoſtel thätig. Die beiden Attribute beziehen ſich darauf, daß er bei der Zerſtörung von Kiew durch die Tataren (1241) mit dieſen Heiligthümern mitten durch das feindliche Lager unverſehrt hindurchging.

St. Amadeus v. Savoyen, in fürſtlicher Tracht, von Maria ein Paar Handſchuhe empfangend — wohl nur der ſymboliſche Ausdruck des Gedankens, daß er, ebenſo fromm als ritterlich geſinnt, würdig geweſen ſei, von der Himmelskönigin ſelbſt die Handſchuhe zu erhalten.

St. Anna, die Mutter Mariä, entweder das Kind auf dem Arm, oder ſich ſonſtwie mit ihm beſchäftigend; auf einigen Bildern lehrt ſie es im Gebetbuch leſen. Bisweilen hat ſie auch beide Kinder, Maria

und Jeſum, auf den Armen, oder ſie trägt Maria und dieſe wiederum das Chriſtkind auf dem Arm.

St. Maria Magdalena de Pazzis, als Carmeliternonne, von Maria einen weißen Schleier empfangend, — weil ihre Wahl des Kloſterlebens eine Eingebung der heiligen Jungfrau war (1607).

Wie ſehr man es ſeit dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften und Künſte ſowohl bei Enſemblegemälden, als bei den einfachen Madonnenbildern als die höchſte Aufgabe der Kunſt betrachtete, die Mutter des Erlöſers mit den ſchönſten Reizen jungfräulicher Anmuth und Holdſeligkeit auszuſtatten, beweiſen die zahlreichen Meiſterwerke der gefeiertſten Künſtler. Gleichwohl ſind es nicht dieſe, ſondern jene ziemlich unſcheinlichen, alterthümlichen und handwerksmäßig gemalten Muttergottesbilder, die von der wundergläubigen Andacht mit den koſtbarſten Weihgeſchenken reich ausgeſtattet, durch deren Beſitz manche Wallfahrtsorte weithin berühmt geworden, und zu denen ſich der Hülfe Suchende in ſeiner Noth mit beſonderem Vertrauen hinwendet. Die berühmte „Madonna der Könige“ in einer Kapelle der Kathedrale zu Malaga in Spanien, ſogenannt, weil Ferdinand und Iſabella dieſes Marienbild ſtets mit ſich führten, und alle ihre Siege ihm verdankten, hat in künſtleriſcher Hinſicht durchaus keinen beſonderen Werth. Gleiches gilt von dem Bilde der Jungfrau von Guadeloupe, aufgeſtellt in einer prachtvoll ausgeſtatteten Kirche, zwei Stunden von Mexiko, das auf groben Agave-Baſt ganz ſchlecht gemalt, und wegen der ſchwärzlich braunen Geſichtsfarbe, welche die Jungfrau auf demſelben hat, als die „Madonna der Eingeborenen“ bekannt und berühmt iſt. Wegen ihrer ausgezeichneten militairiſchen Verdienſte wurde ſie in dem Freiheitskampfe der Indianer gegen die Spanier ſogar zur Generalfeldmarſchallin ernannt, und bezog, weil ſie ſich gegen die Vierge de los remedios (Jungfrau der Gnaden) der Spanier ſo äußerſt brav hielt, auch wirklich 14 Jahre hindurch (bis 1824) Generalfeldmarſchallsgehalt.

Ganz denſelben ſchweren, dunklen Ton in der Farbe und denſelben reizloſen und ſtarren byzantiniſchen Typus haben auch alle andern, als „wunderthätig“ bekannten, und darum mit Goldputz und Perlenſchmuck oft überreich ausgeſtatteten Muttergottesbilder, namentlich in der ruſſiſchen Kirche, welche der von Byzanz her überkommenen Ueberlieferung am meiſten treu geblieben iſt, und deren Bilder daher im folgenden Abſchnitt genauer betrachtet werden ſollen.

IX. Die Ruſſiſchen Heiligenbilder.

Ehe ſich Wladimir d. Gr., der erſte ruſſiſche Fürſt, der das Chriſtenthum ſelbſt annahm und zur Staatsreligion machte, für irgend einen beſtimmten Glauben entſchied, hatte er, um möglichſt ſicher zu gehen und im Einverſtändniß mit ſeinem Volke zu handeln, zehn weiſe und verſtändige Männer ausgewählt und ihnen aufgetragen, die Gottesdienſte der verſchiedenen Völker ſelbſt anzuſehen und zu prüfen. Es geſchah. Aber weder die armſeligen Moſcheen und der traurige Gottesdienſt mit den grämlichen Geſichtern der muhammedaniſchen Bulgaren, noch die ärmlichen Kirchen und der prunkloſe lateiniſche Gottesdienſt der Katholiken in Mähren oder Polen, wohin die Geſandten gekommen waren, um den römiſch-katholiſchen Glauben kennen zu lernen, hielten einen Vergleich mit dem feierlichen Gottesdienſt in der majeſtätiſchen Sophienkirche zu Konſtantinopel aus, von welchem der griechiſche Kaiſer ſie Zeuge ſein ließ. Der helle Glanz der Lichter, der Duft der emporwirbelnden Weihrauchwolken, die harmoniſchen Stimmen von Sängern, die, dem Auge unſichtbar und nur dem Ohr vernehmbar, an die Chöre ſeliger Geiſter erinnerten, die ehrwürdigen Prieſter in ihren prächtigen Gewändern, das geheimnißvolle Oeffnen und Verſchließen der heiligen Thüren in der Altargitterwand — alles das erfüllte ſie mit einem ſo heiligen Schauer und ſo ſeligem Entzücken, daß ſie ausriefen: „Wahrlich, in dieſem Tempel wohnt der Allerhöchſte; eure Religion iſt die wahre!“ Nach Kiew zurückgekehrt ſchilderten ſie dem Fürſten die Schönheit und Erhabenheit des griechiſchen Gottesdienſtes, und bald waren er und ſeine Bojaren, zumal da man ſich erinnerte, daß ſchon Olga, Wladimir's Großmutter, dem griechiſchen Glauben zugethan geweſen und in Konſtantinopel getauft worden, entſchloſſen, dieſem Beiſpiel zu folgen. Im Jahre 988 fand die Taufe des Fürſten und der Vornehmſten des Reichs ſtatt. Bald darauf wurde auch das Volk auf des Fürſten Befehl ſchaarenweiſe getauft, und in Kurzem ſtanden ſtatt der bisherigen Tempel des heidniſchen Donnergottes Perun chriſtliche Kirchen da, ganz ſo eingerichtet, wie die griechiſchen, in denen der Gottesdienſt nach griechiſcher Weiſe gehalten wurde.

Natürlich durfte in ihnen auch der griechiſche Bilderſchmuck nicht fehlen, und ſobald die auf Wladimir's Befehl (von griechiſchen Baumeiſtern) erbaute ſteinerne Kirche „zur heiligen Mutter Gottes“ in Kiew fertig war, ließ ſie der Fürſt auch mit Bildern, die er aus Griechenland hatte kommen laſſen, feſtlich ausſchmücken.

Ebenſo wurde die Kirche des großen Höhlenkloſters zu Kiew, das aus der kleinen Höhle entſtanden war, die ſich Hilarion, ein Presbyter zu Berestow gegraben hatte, um dort ſeine Andachtsübungen zu halten, im J. 1083 unter dem Abt Nicon mit Bildern ausgeſchmückt, zu deren Anfertigung Maler aus Konſtantinopel verſchrieben worden waren; und wenn es in dem Kiew'ſchen Paterikon [1]) (fol. 89. f.) weiterhin heißt, daß in der Nähe dieſes Kloſters 1088 ein zweites „zur Mutter Gottes von Blacharnä“ geſtiftet worden ſei, zur dankbaren Erinnerung an ihre wunderbare Erſcheinung vor jenen Malern, ſo ſoll damit eben angedeutet ſein, daß die von ihnen gemalten Muttergottesbilder dem Blacharnenſiſchen vollkommen glichen, was man ſich nicht anders erklären zu können glaubte, als daß die Mutter Gottes wunderbarer Weiſe aus dem Rahmen des Bildes herausgetreten und den Malern erſchienen ſei.

Von da an ſcheint in dem Kiew'ſchen Höhlenkloſter, das überhaupt für Rußland die Wiege der Wiſſenſchaften und Künſte war, auch die Malerei eifrig getrieben worden zu ſein, und ſchon um das Jahr 1090 iſt ein dortiger Mönch Alympius als Arzt und Maler von Heiligenbildern berühmt. Da es jedoch wahrſcheinlicher iſt, daß er ein geborner Grieche war, und auch in den folgenden drei Jahrhunderten kein Nationalruſſe als Maler von Heiligenbildern genannt wird, ſo wird man nicht mit Unrecht den Mönch Andreas Rublew in Moskwa (um 1400) als den erſten ruſſiſchen Heiligenbildermaler von Bedeutung betrachten dürfen. Denn ſeine Bilder wurden zugleich ſo vortrefflich gefunden, daß ſie noch 1551 in dem Stoglawnik [2]) als Muſter für alle anderen Maler vorgeſchrieben wurden. „Die Biſchöfe, heißt es in dieſem, ſollen darauf ſehen, daß die Bilder nach alten griechiſchen Muſtern oder nach denen von Andreas Rublew und anderer berühmter Künſtler gemacht würden;

---

1) Es enthält daſſelbe die Biographien der berühmten Aebte und Mönche des Kiew'ſchen Höhlenkloſters. Die erſte, in der Druckerei des Kloſters ſelbſt erſchienene Ausgabe vom J. 1661. nennt als Verf. „den heil. Neſtor, den heil. Simon und den heil. Polykarp, Archimandriten des Höhlenkloſters.

2) *Stoglawnik* von sto (hundert) und glawa (caput), ein unter dem Zaren Iwan IV. Waſſiljewitſch verfaßtes Kirchengeſetzbuch, deſſen Inhalt die 100 Kapitel bilden, in denen die verſammelten Biſchöfe dem Zaren auf die 69 Fragen, die er ihnen vorgelegt hatte, antworteten.

und mit dieſem heiligen Geſchäft ſollen ſich nur diejenigen beſchäftigen dürfen, die der Zar und die Geiſtlichkeit um ihrer Geſchicklichkeit und ihres untadelhaften Lebens willen für würdig dazu halten; zum Lohn für ihre Arbeit ſollen ſie ſich mit der allgemeinen Hochachtung begnügen.

Wer hierbei an die Malerei als Kunſt denkt, wird natürlich unwillkührlich lächeln müſſen. Denn welcher Künſtler möchte als ſolcher wohl Maler ſein, wenn er nur malen dürfte, was längſt vorher ſchon da geweſen, und nur in derſelben Weiſe, wie es von den früheren Malern fort und fort gemalt worden iſt? Bei den Ikonen der ruſſiſchen Kirche aber ſind dergleichen künſtleriſche Bedenklichkeiten nicht am Orte, und wenn irgendwo, ſo muß man hier einen Unterſchied zwiſchen kirchlichen Gemälden oder künſtleriſchen Darſtellungen einzelner Perſonen und Scenen aus der heiligen Geſchichte und eigentlichen Heiligenbildern machen. Bei jenen hat die Phantaſie des Künſtlers freien Spielraum, und unbedenklich mag er den darzuſtellenden Perſonen in Miene und Stellung denjenigen Ausdruck geben, der ihm, am geeignetſten ſcheint, um in dem Gemüth des Zuſchauers dieſe oder jene Gefühle zu wecken. Nicht ſo bei dieſen. Hier gilt es nicht, eine Madonna darzuſtellen, wie ſie, mit allen Reizen jungfräulicher Schönheit und heiliger Andacht prangend, ausgeſehen haben könnte, ſondern wie ſie wirklich ausgeſehen hatte, und nur bei jenen, den byzantiniſchen Typus treu wiedergebenden Bildern verbürgt ſich die Kirche für die Aehnlichkeit.

Dazu kommt außerdem noch der Werth, den auch hier die berühmteren dieſer Bilder vermöge ihrer Wunderkraft für den Gläubigen haben, und eine Kirche, ein Kloſter oder ein Privatmann, der ein Marienbild beim Maler beſtellte, wollte nicht das willkürliche Phantaſiebild des Künſtlers, ſondern die treue Copie dieſes oder jenes beſtimmten Muttergottesbildes, das, mochte es auch äußerlich unſcheinlich und durch die Länge der Jahre bereits ganz geſchwärzt ſein, dafür ſeit Jahrhunderten als wunderthätig berühmt war.

Zu den bekannteſten Bildern dieſer Art, die äußerlich einander ziemlich gleich, nur durch die Namen der Städte, die im Beſitz der Originale, und durch die verſchiedenen Wunder, welche ihnen beigelegt werden, verſchieden ſind, gehören namentlich folgende:

1. Das Muttergottesbild von Nowgorod.

Als nämlich Andreas Bogolubskj, der Großfürſt von Wladimir, entrüſtet über die trotzige Willkühr, mit der die Einwohner von Nowgorod ihre Fürſten behandelten, im J. 1170 mit ſeinem Heere vor ihren Thoren erſchien, und die Belagerten keine Rettung mehr ſahen, da hielt der Erzbiſchof Elias mit der geſammten Geiſtlichkeit der Stadt in der großen Noth eine feierliche Proceſſion, und trug unter den wehmüthigen Bittgeſängen der Aebte, Mönche und Prieſter und den ängſtlichen Seufzern

und Gebeten des verzweifelnden Volkes das Muttergottesbild seiner Kathedrale bis zu den äußersten hölzernen Verschanzungen. Von den unzähligen Pfeilen, welche die Feinde nach den frommen Betern abschossen, traf nun einer auch jenes Bild, das sich alsbald mit dem Antlitz nach der Stadt zuwandte und eine Thräne auf das Gewand des Erzbischofs fallen ließ. Da die Feinde den ungeheuren Frevel sahen, den sie begangen, sank ihnen allen mit einem Male der Muth; erschrocken wichen sie zurück, und die Nowgoroder waren befreit. Zur Feier des Wunders aber wurde bald darauf der 27. November als „Fest der Muttergottes-Fahne" eingesetzt und von da an alljährlich gefeiert. *)

Hieraus erklärt sich zur Genüge, warum die Russen, selbst wenn sie sich alle anderen Mißhandlungen geduldig hatten gefallen lassen, doch in die äußerste Wuth geriethen, sobald es Einer wagte, ihre Muttergottesbilder anzutasten, wie sich dieses wenige Jahre später zeigte. — Der Großfürst Andreas Bogolubski war gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, von denen der eine, Jaropolk in Wladimir, der andere Mstislaw in Rostow und Susdal, Michael, ihr Oheim, aber in Tschernigow regieren und als Großfürst über beide die Oberaufsicht führen sollte. Jaropolk machte sich beim Volk, wie bei der Geistlichkeit, bald verhaßt, indem er beide mit schweren Abgaben drückte, der Kathedralkirche die ihr geschenkten Ländereien und Gerechtsame entzog, und sich eines Theiles des Kirchenschatzes bemächtigte. Alles dies ertrug man. Als er aber das wunderthätige Muttergottesbild von Wischegorod wegzunehmen und seinem Schwager Gljeb v. Räsan zu schenken wagte, da schien das Maß seiner Frevel voll. Das Volk wandte sich an Michael, und rief ihn auf den Thron von Wladimir, worauf er am 15. Juni 1175 seinen Einzug hielt. Seine Macht fürchtend gab nun auch bald darauf Gljeb das Muttergottesbild wieder zurück, dem das Volk mit Jubel und Freude entgegenzog, um es in die Wladimir'sche Kathedrale wieder zurück zu bringen, und wenn unter den berühmtesten Marienbildern

2. Das Muttergottesbild von Wladimir

genannt wird, so ist eben dieses damit gemeint, in welchem man zugleich das von dem Evangelisten Lukas selbst gemalte Portrait der Jungfrau Maria verehrte. Ganz besonders aber steigerte sich diese Verehrung seit dem Einfall Timur's in Rußland. Furcht und Schrecken vor sich her verbreitend zog dieser wilde Eroberer (1395), nachdem er den Chan der goldnen Horde geschlagen, über die Wolga den Don herauf. Alles zitterte und bebte. Kinder und Greise, Mütter und Jungfrauen lagen Tag und

*) Das Bild selbst ließ der Erzbischof Makar im J. 1527, da es durch das Alter bereits sehr gelitten hatte, restauriren und stattete es mit Gold- und Silberschmuck kostbar aus.

Nacht in den offenstehenden Kirchen auf den Knieen. Ununterbrochen tönten die wehmüthigen und inbrünstigen Bußgesänge der Mönche und Geistlichen in Moskwa. Nur der weise Bischof Cyprian verlor in der allgemeinen Bestürzung die Fassung nicht. Er ermahnte die Bojaren, muthig und im Vertrauen auf den göttlichen Schutz zu den Waffen zu greifen, und um dieses Vertrauen zu erhöhen, ließ er jenes Muttergottesbild von Wladimir nach Moskwa holen. Schmerzlich trauernd sahen die Bewohner von Wladimir dasselbe aus ihrer Kathedrale forttragen und noch meilenweit begleiteten sie es schluchzend und betend. Von Moskwa dagegen strömte das Volk mit hochklopfenden Herzen dem Heiligenbild entgegen, das unter frommen Gebeten und Gesängen der Priester in Weihrauchwolken einher getragen wurde. Alles warf sich zur Erde nieder, streckte flehend die Hände ihm entgegen und rief inbrünstig: „Mutter Gottes, errette das russische Land!" Und siehe da! bald erfuhr man, daß der gefürchtete Eroberer, durch einen schweren Traum geängstigt, dem Heere den Rückzug anbefohlen hatte. — Eben diesem wunderthätigen Marienbilde glaubte man es auch zu verdanken, daß die Tataren, als sie 1451 Moskwa belagerten, ohne eigentlich besiegt zu sein, durch einen nächtlichen Lärm geschreckt, am 2. Juli wieder abzogen. Späterhin ließ es der Großfürst Wassilij Iwanowitsch, da es durch das Alter schon sehr unscheinlich geworden, mit großer Feierlichkeit von Wladimir nach Moskwa holen, wo es restaurirt und reich mit Gold und Silber geschmückt wurde, und hier befindet es sich in der prachtvollen Kirche „zur Himmelfahrt Mariä" auf dem Kreml noch gegenwärtig, und wird als das Palladium von Rußland verehrt.

3. Das Tolgaische Muttergottesbild.

Seinen Namen hat es von der Tolga, einem Nebenarm der Wolga. Als nämlich (1319) bei einer Festfeier Prochor, Bisch. v. Rostow mit der Geistlichkeit in feierlicher Procession aus dem Cyrill-Kloster bei Belosero nach Jaroslaw zog gewahrten sie, gerade über der Tolga eine glänzende Erscheinung am Himmel, und dem Ufer des Flusses näher kommend fanden sie in einem alten hohlen Baumstamm ein Muttergottesbild, das sich bald als wunderthätig erwies. Es wurde daher sofort an dieser Stelle eine Kirche mit einem Kloster erbaut, und die großen Wunder, die hier geschahen, verschafften dem Bilde in Kurzem eine große Verehrung, in der es noch gegenwärtig steht.

4. Das Tichwiner Muttergottesbild.

Auch hier war, wie die Chroniſten berichten, die in himmlischem Glanze in der Luft erscheinende Muttergottes bei Tichwin, einem armseligen Fischerdorfe am Ladogasee (1383) die Veranlassung, ein Kloster zu gründen, das bald reich und mächtig wurde, und namentlich an seinem wunderthätigen Marienbilde ein Palladium besaß, das ihm gegen jeden Angriff von

Seiten der Schweden ſicheren Schutz gewährte, und daher in großer Verehrung ſtand.

5. Das Twerſche Muttergottesbild („der Troſt und die Stärkung der Kranken.")

Der oben erwähnte Großfürſt Waſſilij Iwanowitſch, der das Wladimir'ſche Marienbild nach Moskwa holen ließ, war auch die Veranlaſſung, daß ein altes wunderthätiges Bild, das bis dahin in Rſchew (im Twerſchen Gebiet) geweſen, mit großer Feierlichkeit nach Moskwa gebracht wurde. Demüthig ging der Großfürſt mit ſeinem Bruder und vielen Bojaren, und ebenſo der Metropolit mit der ganzen Geiſtlichkeit ihm entgegen, und an dem Ort, wo es dem Großfürſten zuerſt zum Kuße dargereicht wurde, ließ er bald darauf die Kirche „zur allerreinſten Mutter-Gottes erbauen." *) Das Bild ſelbſt ward bald auch in Moskwa als „der Troſt und die Stärkung der Kranken" berühmt, und daher laſſen ſich auch noch heutzutage reichere Ruſſen (denn die Summe, welche man dafür an die Kirche zu errichten hat, iſt ſehr bedeutend) in ſchweren Krankheiten das heilige Wunderbild ins Haus bringen, um es zu küſſen, weil man der feſten Ueberzeugung iſt, daß der Kranke entweder davon geneſt, oder, falls er ſtirbt, an den Ort der Seligen gelangt.

6. Das Kaſan'ſche Muttergottesbild.

Wie in Tichwin, ſo war auch zu Kaſan eine wunderbare Erſcheinung der Muttergottes die Veranlaſſung zur Gründung des Kaſan'ſchen Muttergottes-Kloſters, das von Katharina II, und den Kaiſern Paul und Alexander reich beſchenkt, gegenwärtig in großer Pracht daſteht, und ſeit 1807 namentlich eine ſchöne Kathedrale hat. Das Kaſan'ſche Marienbild wurde 1654 in feierlicher Proceſſion nach Moskwa geholt, um durch ſeine Wunderkraft einer fürchterlichen Peſt zu wehren, und noch gegenwärtig iſt durch ganz Rußland, nicht bloß für die Glieder der ruſſiſchen Kirche, ſondern für Alle, der 26. October als „Feſt des Wunders am Bilde der Mutter-Gottes zu Kaſan" ein Feiertag.

7. Das Muttergottesbild von Smolensk.

Auch dieſes war ſchon in früher Zeit als wunderthätig berühmt und daher in der Zeit der Noth einſt von Smolensk nach Moskwa geholt worden; der Biſchof Michael v. Smolensk jedoch brachte es im J. 1456 wieder zurück. —

Zu dieſen Marienbildern kam 1555 noch ein wunderthätiges Bild des heil. Nikolaus v. Bari, von welchem Mönche aus Wjetka nach Moskwa kommend berichteten, daß es ſehr alt und unſcheinlich wäre, aber große Wunder verrichte; der Zar möge daher erlauben, daß es nach Moskwa gebracht würde, um reſtaurirt zu werden. Dieſer ge-

*) Vgl. *Nicon.* Chron. VII, 19.

nehmigte es, und bald ward das Wunderbild in einem Triumphzuge eingeholt. Mit großer Feierlichkeit empfing es der Metropolit, und Makar, in der Malerei wohl erfahren, reſtaurirte es, mit Hülfe des Protopopen Andrei, welche beide unter Gebet und Faſten, mit dem feſten Glauben an die Wunderkraft deſſelben ihr Werk verrichteten und zugleich Copien davon anfertigten, die, wie in der Nicon'ſchen Chronik (VII, 233) berichtet wird, alle gleiche Wunderkraft beſaßen.

Außer dieſen genannten und einigen andern, gleichfalls als wunderthätig berühmten Bildern, und ihren zahlreichen Copien, beſitzt die Ruſſiſche Kirche allerdings noch eine große Menge anderer Bilder, die ſich jedoch von jenen weſentlich dadurch unterſcheiden, daß ſie mehr Gemälde d. h. Producte einer ſich freier bewegenden künſtleriſchen Thätigkeit ſind. Der Unterſchied tritt am klarſten hervor, wenn man in größeren und reicher ausgeſtatteten Kirchen die beiden Bilder Chriſti und der Jungfrau Maria, die an keiner Altarwand fehlen dürfen, und von welchen ſie ſelbſt den Namen Bilderwand (Ikonoſtaſis) hat, mit der übrigen Malerei dieſer Wand vergleicht. Die erſteren ſtellen mit ihren dick aufgetragenen Farben und dem meiſt ſchwarzbraunen, dunklen Teint, der die Geſichtszüge oft ganz unkenntlich macht, den kirchlich recipirten, byzantiniſchen Typus dar, und geben ſich als treue Copien dieſes oder jenes alten wunderthätigen Muttergottesbildes kund, während die übrige Malerei oft künſtleriſch ſchön iſt. So hatte Theodor Jelikejew, der berühmteſte ruſſiſche Maler ſeiner Zeit (1515) für die Domkirche zur Himmelfahrt Mariä in Moskwa eine Bilderwand gemalt, die ſo ſchön war, daß der Großfürſt, der Metropolit, die Biſchöfe und die Bojaren beim Eintreten in die Kirche freudig erſtaunt ausriefen: „Wir ſehen den Himmel offen.“ Eben derſelbe Künſtler hatte ſchon vorher (1508) die Frescogemälde in der Kirche zur Verkündigung Mariä im Kreml gemalt, und die Kaiſerin Katharina II. fand dieſelben ſo verzüglich, daß ſie ſie wieder aufzufriſchen befahl. —

Zu dieſen, größtentheils der neueren Zeit angehörenden Bildern ſind nun auch die zahlreichen Darſtellungen von Scenen aus dem A. und N. T., aus dem Leben der Heiligen oder von einzelnen Heiligen zu rechnen, und je größer die Zahl der Heiligen in der Ruſſiſchen Kirche iſt, deſto reicher iſt ſie natürlich auch an Bildern der Art, die jedoch in den Augen des Volkes jenen alten Bildern um ſo mehr nachſtehen, je mehr ſie in künſtleriſcher Hinſicht vor ihnen voraushaben.

Am ſchroffſten ſprach ſich die Abneigung gegen alle neueren Heiligenbilder bei den Raskolnik's *) aus, von denen die meiſten nur den

*) Sie trennten ſich hauptſächlich darum von der Staatskirche, weil ſie in den unter dem Patriarchen Nicon neu revidirten und ſeit 1654 eingeführten,

alten Bildern, oder solchen, die von ihren Glaubensbrüdern getreu nachgebildet waren, die gebührende Verehrung bezeigen wollten, und diese war nicht selten eine so abgöttische, daß Nicon sich genöthigt sah, (1654) aus mehreren Privathäusern dergleichen abergläubisch verehrte Bilder wegzunehmen. Gleichwohl stellt er selbst in seiner Chronik (V., 15) den Kanon auf, daß ein Heiligenbild um so mehr Verehrung verdiene, je älter und schwärzer es sei.

Diese Verehrung besteht, was das Aeußere betrifft, in der Russischen Kirche darin, daß von Seiten der Geistlichkeit vor dem Heiligenbild geräuchert, daß es bei Processionen entweder allein oder mit anderen zusammen feierlich einhergetragen, in der Kirche selbst aber (an dem Festtage des im Bilde dargestellten Heiligen) ausgestellt und dem Volke zum Kuß dargereicht wird, wobei sich die Herzutretenden ehrerbietig verbeugen und bekreuzen; endlich darin, daß man ihm geweihte Kerzen darbringt und angezündet vor ihm aufsteckt. Ueber den ängstlichen Eifer, mit welchem der gemeine Russe, sobald er in die Kirche eintritt, in die Tasche greift, zu dem Verkäufer solcher Kerzen hineilt, und die angezündete vor dem Heiligenbild aufsteckt, mag man sich allerdings wundern. Aber er thut dies nicht bloß, um dem Heiligen seine Verehrung zu beweisen, sondern auch, um ein Vorrecht geltend zu machen, daß die Kirche von frühen Zeiten her nur den frommen Christen gestattete. Denn schon auf dem großen Concil zu Wladimir (1274) erklärte Cyrillus, der Metropolit von Rußland, ausdrücklich: „Es ist uns bekannt geworden, daß viele Leute, die noch an alten heidnischen Gebräuchen hängen, sich an heiligen Feiertagen zu gewissen Teufelsfesten versammeln und mit Geschrei und Pfeifen Trunkenbolde, die ihnen ähnlich sind, zusammenberufen, sich unter einander mit Knütteln zu Tode schlagen und den Erschlagenen die Kleider ausziehen. Wer von nun an nicht aufhört, dem Satan mit solchen abscheulichen Belustigungen zu dienen, der soll von der Kirche Gottes ausgeschlossen und verflucht sein; es soll Solchen nicht gestattet sein, in der Kirche die gewöhnlichen Gaben darzubringen oder den Heiligenbildern Kerzen zu weihen.“ *)

Wie groß, ja wie fanatisch unter Umständen sich bei dem russischen Volk der Eifer für die Heiligenbilder gezeigt hat, davon hier nur ein Beispiel. Im Jahre 1770 wurde Moskwa von einer fürchterlichen Pest heimgesucht, und in der großen allgemeinen Noth drängten sich täglich Tausende zu dem von frühen Zeiten her stets öffentlich ausgestellten

---

verbesserten Kirchenbüchern das Zeichen eines Abfalls von dem alten, wahren Glauben fanden.

*) Eine lat. Uebersetzung der Acten dieses Concils enthält das **Specimen ecclesiae Ruthenicae; Rom. 1734.**

Muttergottesbilde, um bei ihm Hülfe zu erflehen. Das Zusammenkommen so vieler, von denen mancher vielleicht schon angesteckt sein mochte, beförderte natürlich die Ansteckung, und in der besten Absicht ließ daher der Metropolit Ambrosius, um wenigstens von dieser Seite her die Gefahr der Ansteckung abzuwehren, das Muttergottesbild wegnehmen. Der Pöbel aber, in der Meinung, daß ihm damit das letzte und einzige Mittel zur Rettung genommen sei, gerieth darüber in solche Wuth, daß es nicht bei bloßen Verwünschungen blieb — der alte Mann wurde in der Kirche selbst erschlagen.

Uebrigens hat es, um dies gleich hier zu erwähnen, auch in der Russischen Kirche nicht an Gegnern der Bilder gefehlt. Hierher gehört zunächst die sogenannte Judensecte, deren Stifter ein Jude Zacharias war, der 1470 von Kiew nach Nowgorod kam, in Kurzem die beiden Popen Dionys und Alexis, ja selbst den Archimandriten Zosima für sich gewann, den der Zar Iwan Wassiljewitsch nach dem Tode des Metropoliten Herontias zum Metropoliten und zum Oberhaupt der ganzen Russischen Kirche erhob, wodurch die Secte natürlich schnell und weit um sich griff, bis sie, wie schlau sie sich auch im Verborgenen zu halten suchte, von Gennadius, dem Erzbisch. v. Nowgorod entdeckt, und auf einem feierlichen Concil zu Moskwa (am 17. Octob. 1490) vor Gericht gezogen wurde. Hier wurde den Ketzern nächst anderen Gräueln auch das vorgeworfen, daß sie das heilige Kreuz und die Heiligenbildern angespieen, die letzteren auf jede Weise beschimpft, mit den Zähnen benagt, an unreine Orte getragen und verbrannt hätten. Die Strafe der Schuldigen war dem Frevel angemessen. Der Großfürst zwar begnügte sich damit, sie von dem Concil verfluchen zu lassen und zum Kerker zu verurtheilen. Nicht so aber der Erzbischof Gennadius, der die ins Gebiet von Nowgorod gehörigen Ketzer, die der Großfürst ihm zur Bestrafung überlassen hatte, schon sechs Meilen vor Nowgorod verkehrt auf Pferde setzen ließ, angethan mit zottigen Pelzen und auf dem Kopfe eine spitze Mütze von Baumrinde, verbrämt mit Strohkränzen und Quasten von Moos mit der Inschrift: „Kriegsschaar des Satans," welche ihnen im Kerker auf dem Kopfe abgebrannt wurde. „So verfuhr," setzt der Berichterstatter über diese Secte, ein gewisser Joseph, Igumen (ἡγούμενος) im Wolokolam'schen Kloster († 1516) „der gute Hirt Gennadius, um den boshaften Ketzern und Abtrünnigen einen Schrecken einzujagen, und andere durch dieses Beispiel von der Verführung abzuhalten." *)

*) Der Bericht selbst, besonders abgedruckt in der alten russ. Bibliothek (XIV p. 128) unter dem Titel: „des sündigen Mönchs Joseph Erzählung von der neu entstandenen Secte, der Nowgorodischen Ketzer und Abtrünnigen, des Protopopen Alexis, Denis, Joseph und Theodor Kurizin und Anderer, die gleiche

Doch ſcheint er damit ſeinen Zweck nicht ganz erreicht zu haben. Denn unter den Raskolniks treten in der ſpäteren Zeit auch die Ikonoborzen (Bilderſtürmer) als eine beſondere Secte hervor, die ſich vor keinem Heiligenbilde verneigen, die Heiligenbilder überhaupt, wie auch den ganzen kirchlichen Gottesdienſt verwerfen und Gott nur in der freien Natur verehren wollten.

Außerdem trat im Jahre 1713 ein Arzt Dimitrj Tweritinow auf, welcher lehrte, daß man weder den Heiligenbildern, noch den Geiſtlichen Ehrfurcht bezeigen dürfe, und daß in der Lehre vom Abendmahl die Calviniſten allein Recht hätten. Peter d. Gr. befahl, ſie von der Kirche auszuſchließen und zu verfluchen. Das Concil zu Moskwa aber begnügte ſich damit nicht, ſondern beſtand darauf, daß 1714 einer der Schuldigen mit dem Tode beſtraft wurde.

Mit ganz ähnlichen Grundſätzen trat zwei Jahre ſpäter ein ruſſiſcher Pope, Namens Fama (Thomas) hervor, und predigte nicht nur gegen die Heiligen- und Bilderverehrung und gegen anderer Gebräuche der ruſſiſchen Kirche, ſondern ſtürmte auch die Bilder in der Kirche. Peter der Gr. ließ ihn einziehen und ihm dem Proceß machen, worauf er in Moskwa als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

In neueren Zeiten ſind dergleichen Beiſpiele von polemiſchem Eifer gegen die Verächter der Heiligenbilder nicht weiter vorgekommen; dafür aber hat ſich auch der ehemalige Eifer für dieſelben bedeutend gelegt. Allerdings kann es noch jetzt vorkommen, daß bei einer feierlichen Proceſſion, in welcher die Heiligenbilder vorangetragen werden, wenn der Fremde es unterläßt, den Hut dabei abzuziehen, ein eifriger Ruſſe mit dem drohenden Rufe „Tſchapka, Tſchapka!“ an ihn herantritt und ihm nach dem Hute greift, um dieſen mit Gewalt herunter zu reißen, wenn er nicht gutwillig abgenommen wird. Indeß ſind das eben nur einzelne Beiſpiele, und die Forderung bezieht ſich hier auf ein äußeres Zeichen der Achtung, wie es auch bei einem Leichenzug allgemein beobachtet wird. Von den Ikonen und ihrer Verehrung ſelbſt aber lehrt die Kirche in den Lehrbüchern der neueren Zeit nur „daß ſie zur andächtigen Erinnerung an die Thaten Gottes und ſeiner Heiligen zu gebrauchen, und aus dieſem Grunde gleichſam nur als Bücher zu betrachten ſind, die demjenigen, welcher nicht leſen kann, die geſchriebenen Bücher einigermaßen erſetzen ſollen. Wer ſie anſieht, muß im Geiſt den Blick zu Gott und den Heiligen erheben, die auf ihnen abgebildet ſind.“

Weisheit lehren. 1491“, iſt nur ein Abſchnitt aus einem größeren Werke „Proſwetitel“ (der Aufklärer) des genannten Verfaſſers.

X. Die Heiligen und ihre Bilder.

Im Apostolischen Zeitalter dachte man bei dem Ausdruck „Heilige", wie er im N. T. häufig wiederkehrt, nur an fromme, gläubige Christen. Nur diese sind gemeint, wenn Paulus im Brief an die Römer (c. 1, 7) den „berufenen Heiligen" *(κλητοῖς ἁγίοις)* seinen apostolischen Gruß entbietet, und sie (c. 16, 15) bittet, nächst den namentlich Genannten „alle Heiligen" in Rom zu grüßen. Näheren Aufschluß darüber, mit welchem Rechte die Christen so heißen, giebt die Stelle 1. Kor. 1, 2., wo die „berufenen Heiligen" unmittelbar vorher „geheiligt *(ἡγιασμένοι)* in Christo Jesu" genannt werden; ferner c. 6, 11., wo es von ihnen heißt: „Aber ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist unsers Gottes", und c. 7, 14: „Der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib und das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein; nun aber sind sie heilig". Demgemäß lag durchaus nichts Auffallendes darin, wenn die Christen als eine „Gemeine der Heiligen" bezeichnet wurden. Nur verstand es sich von selbst, daß in diesem Falle wahre Christen, keine bloß getauften Namenchristen gemeint waren. Ob man aber zu jenen oder diesen gehörte, darüber konnte natürlich, so weit überhaupt Menschen in dieser Beziehung ein Urtheil zusteht, nur der Lebenswandel entscheiden. Wer sich in Wort und That als wahrer Christ bewährte, gehörte zur Gemeine der Heiligen; vor allen natürlich die, welche für ihr christliches Bekenntniß selbst das Leben gewagt hatten, die Märtyrer; und vergegenwärtigt man sich die Verhältnisse der damaligen Zeit, so wird man nicht nur die Bewunderung, die ihnen hienieden gezollt wurde, sondern auch die Hoffnungen, die man noch über das Grab hinaus an sie knüpfte, leicht erklärlich finden.

Mächtiger vielleicht, als alles andere, wirkte bei den Heiden auf die Gemüther der großen Menge die bestimmte Aussicht der Christen auf

ein Leben nach dem Tode. Zwar war auch im Heidenthum schon längst vorher in den Philosophenschulen und Mysterien davon die Rede gewesen, nie aber in jener zuversichtlichen Weise, wie die christlichen Lehrer davon redeten, die sich nicht erst auf philosophische Deductionen einließen, sondern jedem möglichen Zweifel die Auferstehung Christi als thatsächliche Widerlegung entgegenhielten. Wie sie das irdische Leben darstellten, war es eigentlich nur um des zukünftigen willen da, und dieses wiederum war kein bloßes Schein- oder Schattenleben in der Unterwelt oder ein nicht näher zu bestimmendes Fortdauern des Geistes, sondern vermöge der durch die Auferstehung Christi verbürgten Hoffnung einer Auferstehung des Leibes hatte es auch für den Ungebildetsten eine leicht faßliche, concrete Gestalt erhalten. Demgemäß sah man in den verstorbenen Christen, besonders aber in den Märtyrern, weit entfernt, sie ihres Schicksals wegen zu beklagen, nur Glückselige, die bereits dort waren, wohin sich die Andern noch sehnten, bei Christo im Himmelreich, um von ihm die Krone des ewigen Lebens zu empfangen und an den unaussprechlichen Freuden des Himmels Theil zu haben.

Hoffte man nun schon von dem Gebet frommer, noch lebender Christen viel, und schrieb man mit Hinweisung auf die bekannten Erzählungen und Aussprüche der heiligen Schrift manche Gebetserhörung vornehmlich ihrer Fürbitte zu, wie viel war nicht erst von dem Gebet und der Fürbitte derer zu hoffen, die der Herr bereits zu sich gerufen und zu Beisitzern im himmlischen Rath gemacht hatte. Selbst einst Menschen, die des Lebens Leiden und Versuchungen aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatten, und wie ernstlich sie auch gegen die Sünde gekämpft, doch von ihr nicht ganz frei geblieben waren, flößten sie ganz besonderes Zutrauen ein. Namentlich aber war, wie gewöhnlich, so auch hier der Erfolg die beste Empfehlung für die Praxis ihrer Anrufung; und wer etwas erlangte, wobei er diesen oder jenen Heiligen um seine Fürbitte gebeten hatte, der ließ es sich auch nicht so leicht ausreden, daß eben sie die Gewährung des Erbetenen bewirkt habe. Natürlich wandte man sich dabei immer zunächst an Diejenigen, zu welchen man in einer näheren Beziehung stand. Die fromme Ehrfurcht, mit der man die Gräber der Märtyrer zu besuchen pflegte, und namentlich ihre Todes- oder Geburtstage für das höhere Leben gern an Ort und Stelle feierte, hatte ziemlich früh den Bau von Grabkapellen veranlaßt, welche sich nach und nach zu geräumigeren Kirchen erweiterten, die nach dem Namen des Beerdigten benannt wurden, und an andern Orten, wo es keine Märtyrergräber gab, hatte man sich wenigstens einen, wenn auch noch so kleinen Theil von einem Märtyrerleichnam zu verschaffen gesucht. Was war also natürlicher, als daß sich die Gemeine vornehmlich an

denjenigen Heiligen wandte, in deſſen Kirche ſie zuſammen kam und in welcher Reliquien von ihm aufbewahrt wurden? — Auf ſolche Weiſe erhielten bekanntlich die einzelnen Länder, Städte und Gemeinen ihre beſonderen Schutzheiligen. So wurden Petrus und Paulus die Schutzpatrone von Rom, weil ſie dort den Märtyrertod erduldet, und Jakobus (San Jago) der von Spanien, weil er dort zuerſt das Chriſtenthum gepredigt, und ſeine Leiche zu Compoſtella aufbewahrt wurde.

Wie groß aber auch in den Zeiten der Verfolgungen die Zahl der Märtyrer geweſen, ſo wenig wollte dies doch bei der immer mehr anwachſenden Zahl der Kirchen, von denen jede, um den übrigen nicht nachzuſtehen, ihre eigenen Reliquien, oder wo möglich einen ganzen Heiligen für ſich zu haben wünſchte, für Alle genügen. Zudem ſchien gar kein Grund vorhanden, nur die Apoſtel und die Märtyrer der erſten Zeiten als Heilige anerkennen zu wollen, und nicht auch Späterlebende, die ſich als Miſſionare, Kirchenlehrer, Vorbilder im chriſtlichen Wandel und Beförderer der chriſtlichen Kirche nicht weniger verdient gemacht hatten. Manche derſelben hatten ja unter den Heiden wirklich den Märtyrertod erlitten, und Andere durch ihr ganzes Leben ſattſam bewieſen, daß ſie für den chriſtlichen Glauben nöthigenfalls auch zu ſterben bereit geweſen wären. Daher ſäumten auch die Biſchöfe, wo ſich Beiſpiele einer ſolchen Treue und Liebe zu Chriſto in ihrem Sprengel fanden, nicht mit der Erklärung, daß dergleichen Verſtorbene als Heilige betrachtet und angerufen werden dürften. Natürlich aber beſchränkte ſich die Anerkennung und Anrufung ſolcher Heiligen meiſt nur auf den Sprengel, dem ſie angehört hatten und wo ihre Verdienſte bekannt waren, während man ſchon in dem nächſtangrenzenden von ihnen kaum Notiz nahm.

Erſt Johann XV. gab 993, indem er den Biſchof Ulrich von Augsburg für heilig erklärte, das erſte Beiſpiel einer päpſtlichen, und darum für die geſammte katholiſche Chriſtenheit gültigen Heiligſprechung, welcher Act ſpäterhin (1170) durch den Papſt Alexander III. den Namen Canoniſation *) erhielt, weil das Weſentliche deſſelben darin beſtand, daß der Name des neuen Heiligen in den *Canon missae* eingetragen wurde; und da Aenderungen im Meßcanon der herrſchenden Anſicht zufolge nur vom Papſt vorgenommen werden konnten, ſo lag

*) Verſchieden davon und ein niedrigerer Grad kirchlicher Auszeichnung iſt die Beatification, durch welche die Anwartſchaft zur Canoniſation bedingt iſt. Man muß, um heilig geſprochen zu werden, vorher ſelig geſprochen ſein; aber Viele blieben Selige, ohne zur Ehre der Canoniſation zu gelangen.

darin zugleich die Erklärung, daß die Canonisation nur Sache des päpstlichen Stuhls sein könne, ein Vorrecht, das übrigens zu Gunsten derer, welche es für sich in Anspruch nahmen, mit der größten Mäßigung gebraucht worden ist.

Von allen Päpsten sind außer Petrus und seinen nächsten Nachfolgern, die als Märtyrer geehrt waren, nur Leo I. († 604) und Gregor I. († 604) und nach einem Zeitraum von mehr denn tausend Jahren (1712) erst wieder Paul V. († 1572) canonisirt worden. Für die Canonisation Gregors VII. konnte Benedict XIII. (1728) weder in Frankreich, noch im Deutschen Reiche die Anerkennung erlangen. — Auch von Fürsten gelangten nur wenige zu dieser Ehre, und zwar nur solche, die sich durch Einführung und Verbreitung des Christenthums, wie Wladimir d. Gr. und Alexander Newskj in Rußland, Knut in Dänemark, Olaf in Norwegen, Stephan von Ungarn, durch große Thaten zum Schutz der Kirche wie der Kaiser Karl d. Gr., durch ein ermunterndes Beispiel und Ordnungsliebe wie Kasimir von Polen und Wenzel von Böhmen verdient gemacht, oder im Dienst der Kirche ihren Tod gefunden hatten, wie Ludwig IX. von Frankreich und Eduard I. von England. Weniger als die durch den Verkehr mit der Welt vielfach getheilten Könige und Fürsten kamen ihre Frauen und Töchter zur Ehre der Canonisation. Besonders aber waren ergiebige Erbauungsbücher für neue Heilige der Kirche, in denen man, um den Märtyrern der Vorzeit möglichst ähnlich zu werden, der Qualen und Martern, welche der Christen ehemals von ihren Verfolgern zu erdulden hatten, durch selbstquälerische Bußübungen und Kasteiungen zu erreichen suchte.

Doch wurden die Canonisationen nach und nach immer seltener und der Heiligsprechung, von deren der Heiligverehrung abhängig gemacht wurde, immer abhängiger. Es erwies nicht mehr den im ehemaligen Sinne des Wortes ein Heiligsprechen gehalten zu haben, sondern der neu zu creirende Heilige mußte nachweislich die früheren Wunder gethan haben, oder es mußten durch seine Fürbitte nachweislich Wunder gewirkt worden sein, und bei der vorangehenden Untersuchung war ein eigener Advocatus Diaboli dazu bestellt, die heiligsprechenden Gründe möglichst zu bekämpfen. Selbst bei der bei der 1729 erfolgten Canonisation des Prager Brückenheiligen Johannes v. Nepomuk in neuerer Zeit erst wieder 1803 eine Heiligsprechung des Kardinals Stephan [illegible] unternommen, welcher im Jahr 1518 der von [illegible] [illegible] Es waren nur: 1) Alfonso [illegible] Stifter der Congregation zum allerheiligsten Erlöser; 2) der [illegible] Franz v. Sales; 3) der Franciscaner-Barfüßer Gi[illegible] della Chiesa; 4) der Franciscaner Francesco di S. Severino; 5) der Camaldulenser Petrus Gedulini, welche am 29. Mai

mit großen Feierlichkeiten vom Papſt Gregor XVI. dem Canon einverleibt wurden, worauf unter Glockengeläute und Kanonenſchüſſen die Anrufung derſelben ſtattfand. Vorher hatte der Papſt in einer Sitzung am 8. Mai nach einem kurzen Vortrag über die Tugenden und Wunderthaten des ſeligen Liguori den anweſenden 75 Prälaten eröffnet, daß er geneigt ſei, ihn in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Obgleich ſich nun alle bejahend äußerten, meinte er dennoch, daß er nichtsdeſtoweniger Gott noch einmal um Erleuchtung anflehen wolle, und demgemäß erging auch am 14. Mai durch den päpſtlichen Vicar, Kardinal della Porta Rodiani an Klerus und Volk die Ermahnung, bei den Proceſſionen an dem bevorſtehenden dies rogationum (Buß- und Bettag) ihre Gebete dahin zu vereinigen, daß Gott zu der in Frage ſtehenden Canoniſation des Ligouri die himmliſche Erleuchtung verleihen wolle. *)

Wie bei dieſen neuen Heiligen die fünf Fahnen mit den Bildern derſelben nicht fehlen durften, ſo gehörte es überhaupt von den früheſten Zeiten her zur Praxis des Heiligencultus, daß man ihre Bilder theils in der Kirche, theils zu Hauſe aufſtellte oder bei ſich trug. Von Portraitähnlichkeit konnte bei ihnen natürlich nicht die Rede ſein; denn gerade die berühmteſten Heiligen gehörten einer Zeit an, in der man an dergleichen noch gar nicht dachte. Daher ſahen auch die Heiligenbilder der älteren Zeit in Beziehung auf die Geſichtszüge alle einander ziemlich gleich. War das Geſicht doch einmal nicht das wahre, wozu ſollte die heilige Eugenia ein anderes haben, als die heilige Eudoxia, Eulalia oder Euſebia? Zudem würde bei der immer größer werdenden Menge der Heiligen und Bilder die bloße Portraitähnlichkeit nicht einmal hingereicht haben, ſie von einander zu unterſcheiden, und ſollten die Bilder ihren eigentlichen Zweck erfüllen, ſo mußten ſie an und für ſich ſchon zugleich die Geſchichte der Dargeſtellten enthalten. Aus dem Bilde ſelbſt mußte man erfahren, was der Heilige gethan und gelitten, und in welcher Weiſe ſich der Herr durch ihn verherrlicht hatte. Was der Legendenerzähler in Worten berichtete, mußte hier durch bildliche Zeichen ausgedrückt

*) Vgl. Rheinwald's Berl. Allgem. Kirchenzeitung 1839. S. 214. 224. — Wie gering übrigens das Intereſſe des Volkes bei dieſer Feierlichkeit war, bewies ſeine Gleichgültigkeit. Da der Canoniſationstag kalt und ſtürmiſch war, mitunter auch Hagel und Regen brachte, ſo hieß es: Das thut der ſechste Heilige, der nicht angenommen iſt und ſich nun an den Eminenzen rächt. — Es bezog ſich dies auf Jean Baptiſte de la Salle, Stifter der chriſtlichen Schulbrüder, für deſſen Canoniſation man Behufs der Prüfung ſeiner Tugenden und Wunder noch beſondere Zeugniſſe aus Frankreich, dem Lande ſeines Wirkens, einzuholen für nöthig fand.

werden. Daher ist es, um die verschiedenen Heiligen auf den Bildern wieder zu erkennen, vor allen Dingen nothwendig, sich mit dieser Zeichensprache, mit den sogenannten Attributen der Heiligen bekannt zu machen, wie auf der andern Seite ein genaueres Verständniß derselben viele aus bloßer Mißdeutung dieser Attribute entstandene Wundergeschichten in den Legenden berichtigen hilft.

Gemeinsam ist allen Heiligen der Nimbus (Heiligenschein, Glorie) in Gestalt einer runden Scheibe um das Haupt, der schon bei den alten Indern, Aegyptiern, Griechen und Römern als Zeichen göttlicher Majestät oder der Abstammung von den Göttern gebräuchlich war, und wahrscheinlich die Sonne andeuten sollte, mit der man sich alles Göttliche in naher Beziehung dachte. So heißt Minerva bei Virgil (Aen. II. 615) „nimbo effulgens," wobei man nach der Erklärung des Servius an ein „fulvidum lumen, quod Deorum capita tinguit" zu denken hat. Von den Bildern der Götter ging der Nimbus schon ziemlich früh auf die der Kaiser über, und die christliche Kirche im Orient trug um so weniger Bedenken, denselben ihren Heiligen zu vindiciren, da die Erzählung von dem Pfingstwunder ausdrücklich der Flämmchen und des Lichtscheins an den Köpfen der Apostel Erwähnung that. Bald darauf wurde er auch Abendlande üblich, als Symbol des himmlischen Lichtes, in dem die Heiligen wandeln, und des göttlichen Wohlgefallens, das sie rundum wie ein Schild umgiebt *). — Auf den Christusbildern sind es oft (zur Hindeutung auf die Trinität) drei Strahlenbündel, die wie Radien vom Kopf ausgehen, und bei den Griechen mit den Buchstaben *O-Ω-N (ὁ ὤν = Jehovah)* bezeichnet sind. Im Mittelalter stellt bis ins XII. Jahrh. eine den Kopf ziemlich eng einschließende Kreisfläche den Nimbus dar. Diese wird im XII. und XIII. Jahrh., je mehr man sich darin gefiel, die Heiligenbilder durch Goldschmuck zu ehren und ihnen namentlich einen möglichst werthvollen Nimbus von gediegenem Golde zu geben, immer dicker und größer. Im XIV. und XV. Jahrh. ist es, besonders wenn das Bild selbst auf Goldgrund erscheint, nur eine einfache Kreislinie, wogegen zu Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrh.

*) „Lumina (heißt es in dem Hortus deliciarum der Aebtissin Herradis, einem Manuscr. aus dem XII. Jahrhundert in der Straßburg. Bibliothek) quae circa caput Sanctorum in modum circuli depinguntur, designant, quod lumine aeterni splendoris coronati feruntur. Idcirco vero secundum formam rotundi scuti pinguntur, quia divina protectione ut scuto muniuntur." — Vgl. *Durandi* Rationale I. c. 3. und Heinr. Otte: Abriß einer kirchlichen Kunst-Archäologie des Mittelalters, Nordhausen 1845, S. 122.

r Heiligenſchein einer auf dem Kopf ſitzenden Mütze oder Kokarde gleicht, ahrſcheinlich, weil man den Geſetzen der Perſpektive genügen wollte, ich denen er bei einer Darſtellung im Profil anders erſcheinen mußte, s en face, und minder unterrichtete Maler dabei mitunter ziemlich ıpaſſend auf ihre Bilder anwandten, was auf andern ganz richtig war. er darauf folgende Renaiſſance-Styl ſuchte den Nimbus mehr und ehr zu einem ſanft verſchwimmenden Lichtſchein zu vergeiſtigen.

XI. Die Heiligen-Attribute.

A. Die Attribute des Märtyrertodes.

Da die Heiligen dem größeren Theile nach Märtyrer sind, und die Aufstellung ihrer Bilder den Zweck hatte, das Volk zu ähnlicher Glaubenstreue anzuregen, so war bei der Darstellung der Einzelnen die Bezeichnung ihres Blutzeugentodes die Hauptsache. Die Schwerter, Beile, Lanzen, Keulen, Messer ꝛc., welche sich auf den Heiligenbildern finden, bedürfen daher hinsichtlich ihrer allgemeineren Bedeutung keiner Erklärung. Nur wird man, was den Gebrauch derselben im Einzelnen betrifft, einen Unterschied zwischen *symbolischen* und *historischen* Attributen machen müssen, und nicht immer aus diesem oder jenem bestimmten Tödtungswerkzeuge schließen dürfen, daß das Leben des Märtyrers eben damit geendigt worden ist. Die hierher gehörigen Attribute sind vornehmlich folgende:

1. Das Schwert.

Ohne Zweifel hat man dasselbe zunächst als historisches Attribut anzusehen, als Zeichen, daß der Dargestellte wirklich mit dem *Schwert hingerichtet* worden ist. So namentlich bei dem Apostel **Paulus**, von dem dies historische Ueberlieferung ist. Ferner bei **St. Petrus Martyr**, Dominicanermönch und Inquisitor zu Mailand, den mehrere Ketzer, die er verfolgt hatte, aus Rache durch gedungene Mörder tödten ließen (1252). Auf den Bildern hat er das *Schwert* gewöhnlich im *Kopf*, und seitwärts ist das Wort „Credo" angebracht, zum Zeichen, daß er in Folge seines *theologischen* Eifers für den wahren **Glauben** den Märtyrertod starb.

Ebenso ist das *Schwert* im *Kopfe* des **St. Thomas Becket**, Erzbischof von Canterbury historisches Attribut, da er unter Heinrich II. v. England von vier Rittern, als er eben am Altar Messe las, überfallen und ermordet wurde (1170), theils aus persönlicher Feindschaft,

eils weil ſie ſich damit den Dank des Königs zu verdienen hofften, der urch die Entſchiedenheit, mit der ſich Thomas Becket, als Reichskanzler, n königlichen Eingriffen in die Rechte der Kirche widerſetzt hatte, zum ftigſten Unwillen gereizt war. Auch hier ſoll das im Kopf ſteckende chwert andeuten, daß der Getödtete in Folge ſeines theologiſchen ifers und Muthes Märtyrer wurde.

Gleicherweiſe ſcheint das Schwert bei **St. Accurſius**, einem Franscanermönch, der es in der Bruſt, und **St. Aquilinus**, der im Halſe hat, hiſtoriſches Attribut, indem jener 1220 zu Sevilla Spanien, wo er die Mauren zum Chriſtenthum bekehren wollte, dieſer der Kirche beim Meſſeleſen ermordet wurde. Ebenſo bei **St. Dympna**, ſonders in der griechiſchen Kirche verehrt, die ihr eigener Vater, da ſie h ſeiner Nachſtellungen erwehrte, mit dem Schwert tödtete, und **St. ucia**, meiſt in ſchwarzer und weißer Nonnentracht, ein Schwert Halſe oder in der Hand, und ihre beiden ausgeſtochenen ugen in einer Schaale, abgebildet, da ſie auf ſolche Weiſe gemartert d getödtet wurde.

Auf anderen Bildern dagegen, namentlich auf ſolchen, wo außer m Schwert noch andere Todeswerkzeuge zu ſehen ſind, ſcheint es nur lgemeines Märtyrerzeichen zu ſein, jedoch ſo, daß es die Tödtung als lge einer gerichtlichen Verurtheilung bezeichnet.

So ſieht man außer dem Schwerte bei

St. Victor v. Mailand, (gewöhnlich als Mohr dargeſtellt) einen glühenden Ofen,

— **Januarius**, einen glühenden Ofen und wilde Beſtien,

— **Victor v. Marſeille**, einen Mühlſtein,

— **Pancratius**, Biſchof in Sicilien, einen Stein, den der Heilige in der Hand hält,

— **Julitta**, einen Stier,

— **Irene**, ein Pferd, von dem ſie geſchleift wurde,

— **Euphemia**, die mit einem durch den Leib geſtochenen Schwerte dargeſtellt wird, mehrere wilde Thiere in ihrer Grube,

— **Euphemia**, ein Rad, zuweilen auch außerdem einen Bären,

— **Priſca**, ein paar Löwen,

— **Beatrix**, einen Strick in ihrer Hand.

den Legenden heißt es dann in der Regel: der oder die Heilige zuerſt in einen glühenden Ofen, oder wilden Thieren vorgeworfen, r ins Meer verſenkt worden, — aber vergebens; alles das habe ſie ht tödten können, bis man ſie endlich mit dem Schwert umgebracht

habe. Solchen Unwahrſcheinlichkeiten entgeht man auf die einfachſte Weiſe, wenn man bei **St. Julitta** z. B. Schwert und Stier zu dem einen Begriff verbindet, daß ſie in Folge gerichtlicher Verurtheilung einem wüthenden Stier vorgeworfen und von ihm getödtet wurde, und die Legende dagegen aus einem Mißverſtändniß des Bildes entſtanden ſein läßt.

Ein ſehr inſtructives Beiſpiel iſt in dieſer Hinſicht **St. Kilian**, der in der Regel als Biſchof, mit Schwert und Dolch abgebildet wird. Als Biſchof von Würzbnrg hatte er nämlich auf Scheidung des Königs Gosbert von ſeiner verwittweten Schwägerin gedrungen, und war dafür meuchelmörderiſch ermordet worden (689). — Dies deutet der Dolch an. Da der Mord aber von dem König und der Königin, den Inhabern der obrigkeitlichen Macht ausging, ſo wurde, um dies anzudeuten, noch das Schwert beigefügt.

In gleicher Weiſe iſt es zu erklären, wenn der Biſchof **St. Friedrich v. Utrecht** von zwei Schwertern durchſtochen dargeſtellt wird. Das eine iſt hiſtoriſches Attribut, — denn er wurde durch gedungene Mörder in der Kirche erſtochen (838) — das andere aber ſymboliſches, — um anzudeuten, daß es auf Anſtiften der Judith, Gemahlin des Kaiſers Ludwig des Frommen, geſchah, deren Haß er durch ſeinen Eifer gegen ihren unordentlichen Lebenswandel ſich zugezogen hatte.

Auch auf dem Bilde des **St. Flavianus**, Patriarchen von Konſtantinopel, der (449) im Gefängniß in Folge vielfacher Mißhandlungen ſtarb, iſt das Schwert eben nur Zeichen ſeines Märtyrertodes, inwiefern die gerichtlich verhängte Gefängnißſtrafe ihn herbeigeführt hatte.

Ebenſo bei **St. Phocas** von Sinope, dem Gärtner, von dem es in der Legende heißt, daß er ſich vom Ertrage ſeines Gärtchens nährte und die Armen thätig unterſtützte, bis er unter Diocletian (303) aufgeſucht ward, um ſeines chriſtlichen Bekenntniſſes wegen zu ſterben. Er nahm die Henkersknechte, die ihn ſuchten, gaſtfreundlich auf, grub ſich während der Nacht ſein Grab, und ließ ſich, zum Tode vorbereitet, am andern Morgen freiwillig tödten.

Auf andern Bildern, welche Heilige in ritterlicher oder fürſtlicher Tracht darſtellen, muß man es häufig unentſchieden laſſen, ob das Schwert Zeichen des weltlichen Standes oder des Märtyrerthums iſt. Bei den Kaiſern **Karl** d. Gr. und **Heinrich II.** iſt es jedenfalls das erſtere; bei **St. Alexander** und **St. Gereon** dagegen, die als römiſche Soldaten, der erſte einen heidniſchen Opfertiſch zur Seite, den er in Gegenwart des Kaiſers umgeſtoßen hatte, der zweite mit einer Anzahl von Soldaten — er ſoll mit 318 chriſtl. Waffengefährten zu Mailand (297) als Märtyrer geſtorben ſein — abgebildet werden, kann das Schwert beides bezeichnen; ja vielleicht iſt es hier und

n andern ähnlichen Fällen eben der Grund geweſen, daß man den Heili-
en in der Legende zum Soldaten machte.

Am nächſten liegt eine Vermuthung der Art bei **St. Lucius**, on dem die Legende berichtet, daß er als Beherrſcher von Britannien, er erſte chriſtliche König in Europa geweſen (um 180), ſpäter-in aber dem Thron entſagt und in Süddeutſchland das Chriſtenthum epredigt habe, weshalb er von den Feinden des Chriſtenthums enthauptet orden ſei. Abgebildet wird er mit Krone, Scepter und Reichs-pfel, ein Schwert haltend. — Bedenkt man nun, daß Schwert und krone in der älteren Zeit häufig Symbole des Märtyrertodes und der immliſchen Siegerkrone waren, ſo hat man hier zuvörderſt nur das Bild eines Heiligen mit ſeinen gewöhnlichen Attributen. Mißverſtanden ber konnten ſie den Legendenerzähler leicht verleiten, den Dargeſtellten, amentlich um der Krone willen, zum König zu machen, und ihm das rn gelegene und minder bekannte Inſelland als Königreich anzuweiſen. Var der Heilige aber einmal König, ſo durfte ihm auf dem Bilde auch Scepter und Reichsapfel nicht fehlen.

2. Die Keule.

Während das Schwert auf einen Tod durch Richterſpruch hin-eutet, bezeichnet die Keule, als hiſtoriſches Attribut, wie als ſymboli-ches in der Regel den Tod von der Hand der Heiden, zuweilen auch inen nicht näher bekannten Märtyrertod.

Hiſtoriſches Attribut iſt ſie bei

St. Timotheus, dem Schüler des Apoſtels Paulus, der als Biſchof von Epheſus bei einem heidniſchen Feſte mit Keulen erſchlagen und durch Steinwürfe getödtet wurde, weshalb er mit Keule und Steinen abgebildet wird;

— **Teleſphorus**, Biſchof von Rom, (im J. 154) mit einer Keule erſchlagen;

— **Euſebius**, Biſchof von Rom, unter dem Kaiſer Commodus, noch vielen Martern mit einer Keule von Blei getödtet;

— **Nicomedes**, Prieſter, mit einer Stachelkeule erſchlagen;

— **Eugenius**, Biſchof von Toledo, der zu Deuil, unweit Paris, von der Dienerſchaft des römiſchen Präfecten erſchlagen wurde;

— **Gervaſius**, zu Mailand auf Befehl des römiſchen P[illegible]tors mit bleiernen Kolben getödtet;

— **Adalbert**, Biſchof von Prag und Miſſionar der heidniſchen Ungarn, Polen und Preußen, der zuletzt in Samland, in der Nähe von Fiſchhauſen von einem heidniſchen Prieſter mit einer Lanze

durchbohrt und darauf von dem Volke mit Keulen vollends getödtet wurde (997).

Ebenso bei **St. Fidelis v. Siegmaringen**, einem vorher unter dem Namen Dr. Marcus und als „Advokat der Armen“ bekannten Rechtsgelehrten im Ober-Elsaß, der in seinem Alter Capuzinermönch in Freisingen wurde, wo er den Namen Fidelis erhielt. Seinen Tod fand er (1622) auf einer Missionsreise, wo er von den Calvinisten, gegen die er eifrig predigte, in einem Tumult erschlagen wurde.

Symbolisches Attribut scheint sie dagegen bei

St. Vitalis, welcher der Legende zufolge in einer Grube lebendig begraben wurde, und gleichwohl eine Stachelkeule in der Hand hält; ebenso bei

— **Apollinaris**, erstem Bischof von Ravenna, welcher der Tradition gemäß auf Flammen oder Kohlen sitzend abgebildet wird.

Als historisches Attribut gefaßt könnte sie höchstens auf vorangegangene Mißhandlungen bezogen werden.

Bei dem Apostel **St. Judas Thaddäus** sind die Nachrichten über seinen Tod und demgemäß auch die ihm beigelegten Attribute verschieden. Nach Einigen soll er mit Pfeilen erschossen, nach Andern verkehrt gekreuzigt worden sein. Wird er mit der Keule dargestellt, so soll dies nur soviel bedeuten, daß sein Tod unbekannt, jedenfalls aber von der Hand der Heiden erfolgt sei, und ebenso wird man die Keule auf dem Bilde des **St. Arcadius** zu deuten haben, von dem die Tradition nur meldet, daß er in der Barbarei als Märtyrer starb.

3. Beil und Axt.

Mit Ausnahme von **St. Johannes dem Täufer**, der häufig mit einem in die Wurzel eines Baumes eingeschlagenen Beil abgebildet ist, womit auf die Worte seiner Bußpredigt: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt“ (Matth. 3, 10) hingedeutet werden soll, sind Beile und Aexte meist historische Attribute, wenn gleich nicht immer Zeichen des Märtyrertodes.

So wird der Bischof **St. Wolfgang** mit einem Beil abgebildet, weil er dasselbe von einem Berge aus, so weit er konnte, hinabschleuderte mit den Worten: „Wo ich es finde, da soll meine Wohnung sein“, und er wirklich darauf im Thal bei einem See, wo es hingefallen war, eine Hütte und ein Kirchlein baute, daher er auf dem Bilde dieses häufig zur Seite hat.

Ebenso bezieht sich, wenn auf dem Bilde des Prämonstratenserm önchs **St. Hermann Joseph**, neben dem Heiligen, Christus mit

einem Beil dargeſtellt wird, dies nicht auf den Märtyrertod, ſondern es ſoll daran erinnern, daß Hermann für ein Kloſter, das Chriſtus um ſeiner Sünden willen ausrotten wollte, ſo lange gebeten hatte, bis er endlich Gnade fand.

Märtyrerzeichen dagegen iſt es auf den Bildern des **St. Anaſtaſius, St. Erhard, St. Chryſanthus** und bei dem Biſchof **St. Rufus.** Ebenſo bei **St. Joſaphat** und **St. Hermenigild,** die beide mit dem Beil im Kopfe dargeſtellt werden, weil ihnen dieſer geſpalten wurde. Der letztere war bekanntlich der Sohn des arianiſch-geſinnten Weſtgothenkönigs Levigild, und wurde ſeines eifrigen katholiſchen Glaubens wegen, auf Befehl ſeines eigenen Vaters im Gefängniß ſchrecklich gemißhandelt und endlich mit dem Beil getödtet.

4. Lanze, Wurfſpieß, Hellebarde.

Dieſe drei häufig mit einander wechſelnden Attribute bezeichnen entweder ſpeziell die Tödtung mit der einen oder der andern dieſer Waffen, oder im Allgemeinen den Märtyrertod, ſofern die Todesart nicht näher bekannt, oder ſchon anderweitig angedeutet war.

Speziell hiſtoriſches Attribut iſt die Lanze bei **St. Lambertus,** Biſchof von Maſtricht, der, da er ſeine Kirche von einigen Großen widerrechtlich bedrückt und geplündert ſah, entſchieden dagegen geeifert und dadurch den Verdacht auf ſich geladen hatte, als ſei er ſchuld, daß einige dieſer Plünderer in einem Tumult erſchlagen wurden. Aus Rache dafür läßt Dedo, der Verwandte eines der Erſchlagenen, das Haus des Biſchofs umzingeln; und dieſer kniet, da er von der Meſſe heimkehrend die feindlichen Abſichten alsbald erkennt, auf den Tod gefaßt, ſofort nieder, und wird mit einer Lanze erſtochen (698, nach Andern 708).

Ferner bei **St. Kanut,** König von Dänemark, der für die Ausbreitung des Chriſtenthums unermüdet thätig, bei einem Aufſtand in der Kirche zu Odenſee mit einer Lanze niedergeſtoßen und mit einem Wurfſpieß vollends getödtet wurde (1085).

Außerdem auch bei **St. Demetrius,** dem Proconſul († 290).

Bei **St. Coronatus,** dem Abt, und dem Jeſuiten **St. Johannes de Goto;** ferner bei **St. Eulogius,** dem Biſchof von Toledo, und **St. Gengulphus,** einem Kriegsmann, der unter Pipin gedient hatte, und den ſeine ehebrecheriſche Frau, von der er ſich getrennt, durch ihren Buhlen meuchlings mit einem Wurfſpieß umbringen ließ (760).

Bei **St. Donatian,** dem Biſchof, der mit Schwert und Lanze abgebildet wird, iſt das erſtere das Zeichen, daß er auf Befehl der Obrigkeit gemartert und getödtet wurde. Es geſchah dies im J. 287 zu

Nantes, wo er mit seinem Bruder **Rogatian** zusammen den Märtyrertod erlitt, indem beide nach vielen Qualen zuletzt mit einer Lanze getödtet wurden.

Bei dem Bischof **St. Emmeran**, der den Baiern das Christenthum predigte, auf Anstiften der Prinzessin Uta aber verfolgt, von ihrem Bruder, dem Prinzen Landbert, im Bisthum Freisingen bei Helfendorf im Walde aufgegriffen, an eine Leiter gebunden und in Stücke zerschnitten wurde (652), scheint die Lanze nur allgemeines Zeichen des Märtyrertodes.

5. Pfeile.

Sie sind meist spezielle Zeichen der Todesart. So bei **St. Ursula**, der Führerin der eilftausend Jungfrauen, die sammt ihrem Bräutigam Comanus, den Jungfrauen und dem Papst, der sie von Rom aus bis nach Cöln zurückbegleitet hatte, durch die Pfeile der feinlichen Gothen, welche die Stadt belagerten, getödtet wurde.

Ebenso bei **St. Christina**, die gewöhnlich außer dem Pfeile noch einen Mühlstein zur Seite hat. — Sie war die Tochter eines römischen Präfecten, und ebenso eifrig in dem Bekenntniß des Christenthums, als ihr Vater in der Verfolgung der Christen. Da sie seine goldenen Götzenbilder zerstört hatte, wurde sie von ihm grausam gemißhandelt, indem er ihren Leib mit Zangen zerfleischen ließ, wobei sie ihm die abgerissenen Stücke ins Gesicht warf. Hierauf wurde sie mit einem Mühlstein am Halse in den Lago di Bolsena geworfen. Aber der Stein tauchte mit ihr wieder auf, und ein Engel rettete sie. Doch warteten ihrer unter dem Nachfolger ihres Vaters neue Qualen. Sie ward ins Gefängniß geworfen mit giftigen Schlangen zusammen, die ihr aber nichts schadeten. Man schnitt ihr, da sie nicht aufhörte, Loblieder zu singen, die Zunge aus, und endlich ward sie (300) mit Pfeilen erschossen.

Auch hier mag die größere Hälfte der Qualen auf Rechnung des Legendenerzählers zu setzen sein, der, wie es in den Heiligengeschichten so oft der Fall ist, die Heilige in seiner Klosterzelle fürchterlichere Qualen ausstehen ließ, als die erfindungsreichste Grausamkeit der Verfolger je ersinnen konnte. Halten wir uns aber an die beiden Attribute, so scheint es am wahrscheinlichsten, daß die Heilige zuerst mit einem Pfeil getödtet, und ihr Leichnam alsdann mit einem Mühlstein ins Wasser versenkt wurde.

Zwei andere, einander sehr ähnliche Bilder stellen Heilige an einen Baum gebunden und mit Pfeilen durchstochen dar, **St. Sebastian** und **St. Edmund**. — Der Erstere, ein Hauptmann in der prätorianischen Leibwache — weshalb er auch zum Unterschiede von St. Edmund,

einen Bart auf der Oberlippe hat, — wurde, wie die Legende berichtet, unter Diocletian verurtheilt, durch Pfeile getödtet zu werden. Christlichen Frauen indeß, die ihm nach Vollziehung des Urtheils die Pfeile auszogen, und die Wunden mit Balsam wuschen, gelang es, ihn wieder ins Leben zu bringen, worauf er sich aber von neuem unerschrocken öffentlich als Christ zeigte, und dafür im Circus sein Leben endete (288). **St. Edmund** dagegen, ein Angelsächsischer König, fiel (870) als Opfer der heidnischen Dänen, die ins Land eingefallen waren, ihn gefangen genommen, gegeißelt und endlich an einen Baum gebunden und mit Pfeilen getödtet hatten. Da er nicht selten aller Insignien der Königswürde beraubt und entkleidet an den Baum gebunden abgebildet wird, wie **St. Sebastian**, so ist er leicht mit diesem zu verwechseln, und der auf den kriegerischen Stand hindeutende Bart des letzteren ist daher oft das einzige Unterscheidungszeichen.

Auch bei **St. Faustus** und **St. Petrus Thomas**, dem Karmelitermönch, ist der Pfeil spezielles Todeszeichen.

Anders dagegen ist es bei **St. Otto**, dem Apostel der Pommern, vorher Kanzler Heinrichs IV., dann Bischof von Bamberg, der die Pfeile, die man ihm als Kriegsmunition gegen seine Feinde zugeschickt hatte, in Nägel umschmieden und zu dem Kirchendach auf dem Michelsberge in Bamberg verwenden ließ, weshalb er meist mit Pfeilen in der Hand, oft auch Nägel schmiedend abgebildet ist.

Ebenso wenig ist der Pfeil bei **St. Aegidius** spezielles Todeszeichen. Der Heilige lebte (um 680) bei Nismes verborgen vor aller Welt als Einsiedler, wo eine Hirschkuh ihn ernährte. Auf der Jagd aber verwundete einst der König der Gothen das Thier, und bei der Verfolgung entdeckte er die Einsiedelei, wohin die Hirschkuh (auf Bildern häufig auch ein Reh) geflohen war.

6. Fackeln, Flammen, Scheiterhaufen.

Mit wenigen Ausnahmen sind diese Attribute meist spezielle Hindeutung auf den Feuertod, und namentlich scheint die Fackel nur das einfachere Zeichen für den Tod auf dem Scheiterhaufen zu sein, der auf anderen Bildern wirklich dargestellt ist.

So wird **St. Theodorus Tiro** — diesen Beinamen hat er, weil er erst kurz vor seinem Märtyrertode in eine römische Legion eingetreten war — in der Regel mit einer Fackel in der Hand und einem Scheiterhaufen zur Seite abgebildet, weil er in der Diocletianischen Christenverfolgung (304) so endete. Ebenso sind bei **St. Chrysanthus**, der mit Fackeln und Axt, eine Grube neben sich, bei **St. Anatolia**, die mit Fackeln und Schlangen, und bei **St. Eutropia**,

die mit Fackeln allein abgebildet wird, dieſe immer Zeichen des Märtyrerleidens. Bei **St. Theodotus**, der mit Fackeln und Schwert dargeſtellt wird, berichtet die Legende, wie gewöhnlich, daß er zuerſt mit Fackeln gebrannt und dann getödtet worden ſei. Wahrſcheinlich aber bedeuten die beiden Attribute auch hier nur, daß der Märtyrer von der Obrigkeit zum Scheiterhaufen verurtheilt worden.

Unter den Bildern, welche ſpeziell den Flammentod darſtellen, ſind die bemerkenswertheſten:

St. Afra, an einen Baum gebunden und von Flammen umgeben. — Ihre Mutter, eine Heidin, die von Cypern gekommen, ſich in Augsburg niedergelaſſen, hatte dort eine Herberge eingerichtet und die Tochter zu dem Gewerbe einer Luſtdirne angehalten. Da kehrten einſt **St. Narciſſus** und **St. Felix** in die Herberge ein, und ihre Worte machten auf Afra einen ſo tiefen Eindruck, daß ſie von Stund an, trotz der Drohungen ihrer Mutter, ſich zum Chriſtenthum bekehrte und offen und frei ihren chriſtlichen Glauben vor Gericht bekannte, wofür ſie (304) zum Flammentod verurtheilt wurde.

St. Eulalia v. Merida, in Spanien, wird gleichfalls in Flammen ſtehend dargeſtellt. Außerdem iſt ſie kenntlich an der ſchon oben erwähnten weißen Taube über ihrem Haupte, dem Symbol der himmelwärts ſchwebenden Seele.

St. Agapetus, verkehrt über Flammen aufgehangen. Er ſtarb 273.

Am häufigſten aber iſt auf den Bildern der zum Feuertode verurtheilten Märtyrer der Scheiterhaufen. Hierher gehören namentlich:

St. Agnes, entweder auf dem Scheiterhaufen ſtehend, von Flammen umgeben, oder dieſen ſeitwärts neben ſich habend. Hat ſie im letzteren Falle ein Schwert in der Hand, ſo deutet dies auf die gerichtliche Verurtheilung hin. Von dem ſie außerdem kenntlich machenden Lamm iſt ſchon oben (S. 53.) die Rede geweſen.

St. Auguſta, entweder auf einem Scheiterhaufen, oder zwiſchen zwei Bäumen über einem Feuer hängend, zu welchem Tode ihr eigener Vater ſie ihres chriſtlichen Glaubens wegen verurtheilt haben ſoll.

St. Anaſtaſia, auf dem Scheiterhaufen, zu welchem der Statthalter ſie, eine edle Römerin, verurtheilt hatte (304). Bisweilen erſcheint ſie auch an drei Pfähle gebunden, umgeben von einem großen Feuer.

St. Columba, eine Krone auf dem Haupt und ſtehend auf einem brennenden Holzſtoß, einen Engel zur Seite; bisweilen auch ein Schwert in der Hand. — Der Legende zufolge ſoll der Engel den Scheiterhaufen gelöſcht haben, und ſie daher auf Befehl des Kaiſers

Aurelian (273) enthauptet worden ſein. Die Angabe, daß ſie von fürſtlicher Herkunft geweſen, beruht, wie es ſcheint, nur auf Mißdeutung der ſymboliſchen Märtyrerkrone.

St. Martina, auf einem Scheiterhaufen, eine Zange in der Hand. — Auch hier berichtet die Legende, daß der Scheiterhaufen, durch einen plötzlichen Regen gelöſcht, die Heilige unverſehrt gelaſſen habe, worauf der Kaiſer Alexander Severus — von dem übrigens die beglaubigte Geſchichte gerade im Gegentheil berichtet, daß er den Chriſten gewogen war und ſie begünſtigte — ſie mit Zangen habe zerfleiſchen und endlich enthaupten laſſen. Zur Strafe dafür ſei er an demſelben Tage wahnſinnig geworden.

Ferner **St. Fructuoſus**, Biſchof von Taragona, der 259 mit zwei Diakonen im Amphitheater auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

St. Polykarp, Biſchof von Smyrna, der Schüler des Apoſtels Johannes († 166 auf dem Scheiterhaufen). Die weiße Taube über ſeinem Haupt iſt ſchon oben erwähnt worden.

St. Apollonius, als Diakon auf einem Scheiterhaufen, zu dem er (300) verurtheilt wurde, der ihn aber nicht beſchädigte, ſo daß er endlich im Meere ertränkt werden mußte.

St. Ariſtion von Alexandria und **St. Nicetas**, einer der großen Märtyrer in der griechiſchen Kirche, vornehmlich bei den Gothen hoch in Ehren gehalten, der 372 unter dem Oſtgothenkönig Athanarich verbrannt wurde.

Auf andern Bildern ſieht man ſtatt des brennenden Scheiterhaufens einen glühenden Ofen. Hierher gehören vornehmlich:

St. Eleutherius, mit einem Schwert, einen glühenden Ofen zur Seite. — Der Legende zufolge ward er mehrere Male in einen ſolchen geworfen, ohne daß es ihm ſchadete. Ebenſo blieb er von den wilden Thieren verſchont, und erſt die Hinrichtung mit dem Schwert (120) ſoll ſeinem Leben ein Ende gemacht haben.

St. Euſtachius, als römiſcher Feldherr, einen glühenden Ofen zur Seite, in dem er gleichfalls nach drei Tagen unverſehrt gefunden wurde. — Eben daſſelbe berichtet die Legende von **St. Januarius**, Biſchof von Benevent, und hierauf beruht es, daß gerade er in der Umgegend vom Veſuv als Schutzheiliger verehrt wird und namentlich der Schutzpatron von Neapel iſt. Sein Märtyrertod fällt in die Zeit der Diocletianiſchen Verfolgung.

St. Victor von Mailand, gewöhnlich als Mohr und römiſcher Soldat abgebildet, ein Schwert in der Hand und einen glühenden Ofen zur Seite. — Auch von ihm heißt es, daß weder das geſchmolzene Blei, das auf ſeinen Leib gegoſſen wurde, noch der Aufenthalt in

einem feurigen Ofen ihm geſchadet, und erſt die Hinrichtung mit dem Schwert ſein Leben geendet habe.

St. Pelagia, in einem glühenden Stier. — Dieſe Geſtalt hatte in der Regel der Ofen.

Verwandt iſt dieſer Todesqual der Märtyrertod auf dem glühenden Roſt, zu welchem **St. Laurentius**, der Diakon, und **St. Vincentius Levita** verurtheilt wurden. Der Erſtere hatte von dem Präfecten von Rom den Befehl erhalten, die Schätze der Kirche auszuliefern, und da er ſtatt des gehofften Goldes und Silbers eine Menge Arme, Kranke, Jungfrauen, Wittwen und Waiſen vorſtellte, ward er von dem ergrimmten Römer verurtheilt, langſam auf einem Roſt gebraten zu werden (150).

St. Vincentius, Diakon des Biſchofs Valerius, wurde mit dieſem zuſammen in der Verfolgung unter Dacian nach Valencia geſchleppt, dort mit Zangen zerfleiſcht, auf einen mit ſpitzen Zacken beſetzten, glühenden Roſt gelegt, und endlich in einen Kerker auf Scherben geworfen, wo er ſtarb (304).

Außerdem gehören hierher:

St. Agatha, eine Zange haltend und ein Kohlenbecken zur Seite, weil ſie auf glühende Kohlen gelegt wurde, und ſo den Märtyrertod erlitt (250).

In ganz ähnlicher Weiſe wird **St. Charitina**, eine Heilige der griechiſchen Kirche, dargeſtellt, nur daß ſie oft noch einen Engel zur Seite hat, welcher die Kohlen ausgelöſcht haben ſoll.

Auch **St. Tiburtius**, ein römiſcher Ritter, wird auf glühenden Kohlen gehend dargeſtellt, und natürlich berichtet die Legende auch hier, daß dies ohne Schaden geſchehen ſei, und er erſt mit dem Schwert habe getödtet werden müſſen.

St. Julian v. Ancyra wird zur Andeutung ſeines Märtyrerthums mit einem glühenden Helm dargeſtellt; **St. Agathokles** und **St. Spiridion**, zwei Heilige der griechiſchen Kirche, mit glühenden Stacheln, womit ihnen das eine Auge ausgeſtochen und der eine Schenkel gelähmt wurde, — die gewöhnliche Strafe für diejenigen, welche in die Bergwerke verwieſen wurden.

7. Hammer, Nagel, Ambos, Zange.

Zeichen des Märtyrertodes iſt der Hammer bei:

St. Reinold, als Mönch oder Ritter, mit einem Hammer in der Hand abgebildet, mit dem ihm der Kopf eingeſchlagen wurde, und

St. Gervaſius, der auf Befehl des römiſchen Prätoren zu Mailand mit einer bleiernen Keule erſchlagen ward.

Bei **St. Eligius**, Biſch. v. Noyon dagegen ſind Hammer und Zange Zeichen ſeines früheren Standes. — Er war Goldſchmied und Münzmeiſter unter dem fränkiſchen König Chlotar II. geweſen, und hatte als Laie bereits viel zur Verbeſſerung des Kirchenweſens gethan; († 659).

Die Nägel ſind Zeichen des Märtyrertodes bei folgenden:

St. Pantaleon, meiſt dargeſtellt an einem Baum hängend, an welchem die Hände über dem Kopf angenagelt ſind. — Er lebte zu Nikomedia und war Leibarzt des Kaiſers Galerius Maximus, wurde Chriſt, dann Apoſtat, worauf er ſich wiederum zum Chriſtenthum bekehrte, alle ſeine Habe den Armen ſchenkte, und 303 den Märtyrertod in der angegebenen Weiſe erlitt;

St. Theodula, mit den Füßen an eine Cypreſſe genagelt und mit den Haaren an den Zweigen aufgehängt, oder mit einem Nagel in den Füßen. — Auch ſie erlitt den Märtyrertod in der Diocletianiſchen Verfolgung.

St. Severus v. Rom und **St. Julianus** v. Emeſa († 312) haben zum Zeichen ihres Leidens einen Nagel im Kopfe; **St. Epimachus** und **St. Dagobert**, König v. Frankreich, kenntlich außerdem an Krone und Scepter, halten den Nagel in der Hand.

Den Ambos hat als Märtyrerzeichen **St. Adrian**, ein römiſcher Kriegsoberſter, der in der Verfolgung unter Maximian ſeines chriſtlichen Bekenntniſſes wegen eingezogen und gemartert ward, wobei ihm die rechte Hand auf dem Ambos abgehauen wurde.

Die Zange kommt als Marterwerkzeug vor bei:

St. Apollonia, die auf Bildern meiſt eine Zange mit einem Zahn in der Hand hält, da ihr bei ihrem Märtyrerleiden in der Verfolgung unter Decius (250) alle Zähne mit einer glühenden Zange ausgeriſſen wurden. — Daſſelbe hatte die bereits oben erwähnte **St. Charitina**, zu leiden. **St. Macra**, dargeſtellt entweder wie ihr vom Henkersknecht die Brüſte abgeriſſen werden, oder einfach mit einer Zange in der Hand. — Sie erlitt den Tod unter Decius; (nach Anderen 303 in der Diocletianiſchen Verfolgung zu Rheims). In gleicher Weiſe und gleichzeitig mit ihr wurde **St. Agatha** gemartert, die daher nebſt dem ſchon erwähnten Kohlenbecken noch eine Zange in der Hand hat.

Auch **St. Chriſtina** hat außer dem Mühlſtein eine Zange, mit der ihr Zunge und Brüſte abgeriſſen wurden (300, in der Diocletianiſchen Verfolgung), und ebenſo die ſchon oben erwähnte **St. Martina**.

8. Mörſer, Faß, Rad, Strick, Stein.

Einen Mörſer hat **St. Victorinus**, ein römiſcher Ritter, zur Seite, da er (um 300) in einem ſolchen zerſtampft wurde.

Das Faß auf dem Bilde der **St. Antonia** deutet darauf hin, daß ſie in einem ſolchen erſtickt wurde.

Das Rad iſt Märtyrerzeichen bei:

St. Katharina v. Alexandria, unter Maximin II. auf einem mit Meſſern oder Stacheln beſetzten Rade gemartert, das aber von einem Blitz zertrümmert wurde, daher man daſſelbe meiſt zerbrochen ſieht. Die Krone auf ihrem Haupte ſcheint urſprünglich ſymboliſch gemeint zu ſein, wogegen die Legende natürlich von einer königlichen Herkunft zu berichten weiß. Das Buch, welches ſie in der Hand hat, deutet auf ihre große Gelehrſamkeit hin. Denn auf Befehl des Kaiſers hatten mehrere Philoſophen mit ihr disputiren müſſen, um ſie des Irthums zu überführen; doch waren ſie alle von ihr überwunden worden. —

St. Euphemia, Tochter eines Patriciers, ein Rad und einen Bären neben ſich; denn nach unſäglichen Martern erhielt ſie endlich von einem Bären den tödtlichen Schlag (290).

St. Donatus, Biſchof von Arezzo, ein Rad mit Lichtern beſetzt zur Seite. Mit dieſem wurde er unter Julianus Apoſtata (361) gemartert, und endlich mit dem Schwert enthauptet.

St. Willigis, Erzbiſchof v. Mainz, ein Rad neben ſich, der Legende zufolge, weil er der Sohn eines Radmachers geweſen war. Daher auch ſein Wahlſpruch:

Willigis, Willigis,
Deiner Herkunft nicht vergiß.

Von ihm ſoll das Rad im Mainzer Stadtwappen herſtammen. Vielleicht aber war es, wie in den Wappen von Cöln und Trier, urſprünglich ein Kreuz, eingeſchloſſen in den Kreis des Siegels, welches nachher die Geſtalt eines Rades erhielt.

Der Strick findet ſich als Märtyrerzeichen bei:

St. Beatrix, welche in der Diocletianiſchen Verfolgung von einem vornehmen Römer Lucretius als heimliche Chriſtin angegeben wurde, weil er durch ihren Tod in den Beſitz eines ihr gehörigen Landgutes zu kommen gedachte, das er mit dem ſeinigen gern vereinigen wollte. Auf ſeine Angabe hin wurde ſie erdroſſelt.

St. Sira, einen Strick um den Hals, mit dem ſie erwürgt wurde, einen Hund zur Seite, der ſie, da ſie ihm vorgeworfen wurde, verſchont hatte.

St. Deſiderius, Biſch. v. Vienne, einen Strick in der Hand, weil er auf Anſtiften der Brunhildis, Gemahlin des fränkiſchen Königs Siegbert, deren Ehe er wegen zu naher Verwandſchaft gemißbilligt hatte, 612 auf offener Landſtraße erdroſſelt worden war.

St. Godolena, einen Strick in der Hand. — Verheirathet an

einen rohen und gottlosen Flandrischen Edelmann, der sie täglich mißhandelte und ihr kaum die dürftigste Nahrung zukommen ließ, theilte sie dennoch ihr Brot und Wasser noch mit den Armen, bis ihr Peiniger sie endlich heimlich erdrosseln ließ, mit dem Vorgeben, sie sei vom Schlage gerührt worden. Der Boden jedoch, auf dem der Mord geschehen (1034) wurde zum Verräther der That, indem er weiß wie Alabaster ward, und dies brachte den Mörder dahin, daß er endlich in sich ging.

Die Steine als Zeichen des Todes durch Steinigung oder Ertränkung (mittelst eines angehängten Mühlsteins) finden sich hauptsächlich bei folgenden:

— **Stephanus**, dessen Steinigungstod schon in der Apostelgeschichte berichtet wird.

St. Barnabas, einen Stein in der Hand, weil er, der Reisegefährte des Apostels Paulus, späterhin Bischof auf Cypern, zuletzt gesteinigt worden sein soll.

— **Calixtus I.**, Bischof v. Rom (221—226) einen Stein am Halse, weil er mit diesem ins Meer versenkt wurde.

— **Quirinus**, Bischof v. Sissek in Croatien, mit einem Mühlstein am Halse von einer Brücke herabgestürzt (309), wobei er noch lange auf dem Wasser schwamm, ehe er untersank.

— **Florian**, einen Stein am Halse; außerdem kenntlich durch ein Gefäß, aus dem er Wasser in ein brennendes Haus gießt.

— **Victor** v. Marseille, mit Schwert und Mühlstein. — Er war römischer Hauptman in der Maximinischen Verfolgung, in der er selbst den Märtyrertod erlitt.

— **Severianus**, aufgehängt und Steine an den Füßen, durch die er mitten von einander gerissen wurde.

— **Emerentiana**, einen Stein in der Hand. Sie wurde (304) gesteinigt, weil sie auf dem Grabe der heil. **Agnes** gebetet hatte.

— **Christina**, mit einem Pfeil oder Messer, einen Mühlstein zur Seite. (vgl. S. 166)

— **Eusebius** v. Samosata, einen Dachziegel in der Hand, weil er, ein eifriger Gegner der Arianer, von einem Arianischen Weibe, als er über die Straße ging, mit einem solchen geworfen und tödtlich verwundet wurde. Uebrigens mußte man ihm kurz vor seinem Tode (379) eidlich versprechen, daß man keine Nachforschungen nach dem Mörder anstellen wolle.

Zu den seltneren Marterwerkzeugen gehört die Winde. Eine solche hält der Bischof **St. Erasmus**, in der Hand, weil ihm damit die Eingeweide aus dem Leibe gewunden wurden.

Eine eiserne Hechel auf dem Bilde des **St. Blasius**, Bisch. v.

Sebaſte in Armenien, zum Zeichen, daß er in der Diocletianiſchen Verfolgung mit eiſernen Kämmen oder Hecheln zerfleiſcht wurde.

St. Felix in Pincis, ein Biſchof, ſoll von Kindern mit Griffeln erſtochen worden ſein, eine Erzählung, zu der wahrſcheinlich der mißverſtandene Name oder die Mißdeutung des auf den Namen anſpielenden Bildes veranlaßte.

St. Fortunatus hat als Märtyrerzeichen eine Scheere, die man ſich aber jedenfalls eher als Zange zu denken hat.

Bei **St. Leodegarius**, Biſch. v. Autun, iſt der Bohrer, den er in der Hand hält, Zeichen, daß ihm mit einem ſolchen die Augen ausgeſtochen wurden.

Bei **St. Pamphilius** iſt es ein Raſirmeſſer, das die Art ſeines Märtyrertodes bezeichnet.

Bei **St. Thuthael**, einem Heiligen der Griech. Kirche, bedeutet die Säge, die er hält, daß er am Kreuz zerſägt wurde.

St. Vitus hat bisweilen einen Oelkeſſel bei ſich, weil er in einem ſolchen geſotten worden ſein ſoll.

B. Die Attribute des Standes.

Außer der Kenntniß der Märtyrer-Attribute bedarf es aber auch einer genaueren Bekanntſchaft mit den Attributen des Standes, bei denen gleichfalls der Unterſchied zwiſchen hiſtoriſchen und ſymboliſchen feſtzuhalten iſt.

1. Die Abzeichen des königlichen und fürſtlichen Standes, Krone, Scepter, fürſtliche Tracht.

Bei der Menge von Heiligen, die auf den Bildern mit Kronen oder ſonſt mit Inſignien des Fürſtenranges erſcheinen, drängt ſich Jedem von ſelbſt die Vermuthung auf, daß es wohl auf einem Irthum beruhen mag, wenn die Legende von allen dieſen berichtet, daß ſie Könige oder von fürſtlicher Herkunft geweſen ſeien. Auf der andern Seite aber ſetzt auch die beglaubigte Geſchichte es außer Zweifel, daß wirkliche Könige, Fürſten und Fürſtinnen aus Demuth ſich häufig all ihres irdiſchen Glanzes entäußert und beſonders gegen das Ende ihres Lebens nicht ſelten ſtatt des fürſtlichen Gewandes das unſcheinliche Mönchs- oder Nonnenkleid gewählt haben, ſo daß man weder um der fürſtlichen Inſignien willen ſofort auf den fürſtlichen Rang ſchließen, noch um der Mönchs- oder Nonnentracht willen ihn leugnen darf. Um in der Beurtheilung der dargeſtellten Heiligen ſicher zu gehen, ſcheint es daher am gerathenſten, zunächſt die Bilder derjenigen genauer kennen zu lernen, bei welchen die Abbildung auf fürſtlichen Rang hindeutet, den auch die beglaubigte Geſchichte

ihnen zuerkennt, ſodann die Bilder derer, welche dem Zeugniß der Geſchichte zufolge von fürſtlicher Herkunft waren, aber um ihres Seelenheils willen den klöſterlichen Stand erwählten, und daher als Mönche oder Nonnen dargeſtellt ſind, und endlich diejenigen, von deren königlichem oder fürſtlichem Rang die beglaubigte Geſchichte nichts weiß, und ſomit durch ihr Schweigen es rechtfertigt, wenn wir, trotz der Legendenberichte, jene Inſignien nur für ſymboliſche Attribute gelten laſſen.

1. Heilige, königlichen oder fürſtlichen Ranges, mit den Inſignien deſſelben dargeſtellt.

St. Heraklius, der griechiſche Kaiſer, das Kreuz Chriſti in die Stadt Jeruſalem bringend. — Er hatte daſſelbe 626 von dem Perſiſchen König Cosroes wieder erobert und wollte es im feierlichen Pomp in die Stadt bringen. Aber mit einem Male war das Thor verſchwunden, und ein Engel rief ihm zu, daß ſeine kaiſerliche Kleiderpracht wenig zu dem Kreuz des demüthigen Erlöſers paſſe. Er legte ſogleich all ſeinen Schmuck ab, und zog ein härenes Büßergewand an, worauf das Thor nicht allein wieder ſichtbar ward, ſondern ſich von ſelbſt öffnete. Der Kaiſer trug das Kreuz hinein, ließ es aufrichten, und ſeitdem wurde alljährlich dieſer Tag (14. Septemb.) als Kreuzerhöhungstag gefeiert.

— **Karl** d. Gr. als Kaiſer mit Krone und Scepter, eine Kirche haltend, in der Rüſtung und ein Schwert an der Seite, oder ſtatt des Scepters dieſes in der einen, die Kirche in der andern Hand haltend.

— **Heinrich II.** der Lahme, als Kaiſer, zwei Schwerter, eins an der Seite, das andere in der einen Hand, in der andern eine Kirche.

— **Wenceslaus**, König v. Böhmen, in königlicher Tracht, mit Fahne und Schild, in welchem ein Adler; ein Schwert in der Hand zur Hindeutung auf ſeine Ermordung auf Anſtiften ſeiner Mutter (938).

— **Sigismund**, in fürſtlicher Tracht, gleichfalls ein Schwert in der Hand.

— **Leopold**, Markgraf v. Oeſterreich (1136) mit fürſtlichen Inſignien, eine Kirche haltend.

— **Ludwig IX.** der Heilige, v. Frankr. mit Krone und Scepter (Lilienſcepter), eine Dornenkrone in der Hand, als Hindeutung auf ſein mühevolles Leben im Dienſt des Erlöſers; bisweilen auch einen Kreuzesſtab in der Hand, oder das Kreuz auf dem Aermel, als Hindeutung auf ſeinen Kreuzzug, bei welchem er den Tod fand. (1270).

— **Oswald**, König v. England, mit der Krone; einen Raben auf der Hand, der einen Ring im Schnabel hält. — Als er ſich nämlich mit einer Jungfrau vermählen wollte, deren Vater alle Freier umbrachte, ſandte er ſeinen Raben, der auch lateiniſch ſprach, mit dem

Bewerbungsbrief und dem Verlobungsring an ſie ab, und der Vogel verrichtete ſein Geſchäft ſehr gut. — Oswald † 642 als Märtyrer.

— **Edmund**, Angelſächſiſcher König († 870) mit der Krone, an einen Baum gebunden und Pfeile in der Bruſt, welche die heidniſchen Dänen auf ihn geſchoſſen hatten. Das Schwert, das ihm außerdem beigegeben wird, ſoll der Legende zufolge andeuten, daß er hinterdrein noch geköpft wurde.

— **Eduard**, der Märtyrer, König v. England († 978) mit den königlichen Inſignien, einen Becher und Dolch haltend. — Er wurde auf Anſtiften ſeiner Stiefmutter erſtochen, gerade als er den Becher an die Lippen ſetzte.

— **Eduard**, der Bekenner, König v. England († 1066) im königlichen Schmuck, einen Kranken tragend, der von ihm geheilt wurde.

— **Kanut**, König v. Dänemark, mit königlichen Abzeichen, Pfeile und Lanze in der Hand, als Märtyrer-Attribut.

— **Olaus**, König v. Norwegen, mit der Krone, einen Dolch in der Hand, weil er zu Stilchſtadt im Drontheimiſchen meuchlings ermordet wurde. —

— **Stephan** v. Ungarn, mit Krone und Scepter; † 1038 nachdem er viel für die Verbreitung des Chriſtenthums in Ungarn gethan.

— **Ferdinand III.** v. Caſtilien, mit den königlichen Inſignien, ein Kreuz auf der Bruſt, weil er im Leben wirklich ein Kreuz mit eiſernen Stacheln auf der bloßen Bruſt getragen hatte. († 1252).

St. Helena, Mutter des Kaiſers Konſtantin d. Gr., mit der Krone, Kreuz und Nägel haltend, weil ſie die Finderin des Kreuzes Chriſti war; oft auch außerdem eine Kirche, als Hindeutung auf die Kirchen, die ſie bauen ließ.

— **Hildegard**, Gemahlin Karls d. Gr. († 783) mit der Krone und im fürſtlichen Gewande.

— **Mathilde**, Gemahlin Heinrichs I. des Vogelſtellers, mit den kaiſerlichen Inſignien, oft eine Kirche haltend, weil ſie mehrere Klöſter und Abteien geſtiftet hatte.

— **Adelheide**, Prinzeſſin von Burgund und Gemahlin Kaiſer Otto's I. mit der Kaiſerkrone.

— **Theophania**, Mutter des Kaiſers Otto III. (um 990) im kaiſerlichen Schmuck.

— **Kunigunde**, Gemahlin Kaiſer Heinrichs II., mit der Krone, eine Kirche haltend, oft auch außerdem eine Pflugſchar. — Sie war bekanntlich, um ſich von dem Verdacht ehelicher Untreue zu befreien, mit nackten Füßen über eine glühende Pflugſchar gegangen, ohne verletzt zu werden; († 1040 in dem von ihr gebauten Kloſter Kaufungen).

St. Katharina v. Schweden, mit der Krone und im fürſtlichen Gewande, oft auch als Aebtiſſin, eine Hirſchkuh zur Seite. — Sie war die Tochter der St. Brigitta und des Königs Ulfo v. Nericien und ſt. 1381. — Mit ihrem Gemahl lebte ſie in einem jungfräulichen Verhältniß, und da ſie nach dem Tode deſſelben, von Freiern umlagert, keinem ihre Hand reichen wollte, was jene immer kühner machte, ſo ſah ſie ſich genöthigt, vor ihren Nachſtellungen zu flüchten, und einer bei ihrem Verſteck vorübereilenden Hirſchkuh verdankte ſie es, daß die Nachſtellenden auf einen andern Weg verlockt wurden und ſie vor ihnen ſicher blieb.

2. Heilige, fürſtlichen Ranges, in klöſterlicher Tracht.

St. Jodocus, als Eremit, eine Krone zu ſeinen Füßen. — Er ſollte König von Bretagne werden, entſagte aber der Krone, wählte die Tonſur und lebte als Einſiedler. († 668).

— **Clodoaldus** (St. Cloud), als Benedictinermönch mit fürſtlichen Inſignien, weil er der Sohn des fränkiſchen Königs Clodomir war. Auch er lebte als Einſiedler — zu Nogent, wo er 560 ſtarb — und iſt der erſte Heilige aus der Familie der fränkiſchen Regenten.

— **Ludovicus** v. Toloſa, in Franciscanertracht, drei Kronen neben ſich. — Er ſtammte nämlich aus den königlichen Häuſern von Neapel, Sicilien und Jeruſalem, verzichtete aber auf allen Glanz, ward Franciscanermönch und Biſchof von Toulouſe, † 1297. Wird er mit einer Blume am Munde dargeſtellt, ſo ſoll dies darauf hindeuten, daß ihm zum Zeichen ſeiner unverletzten Keuſchheit, nach ſeinem Tode eine Blume aus dem Munde gewachſen ſein ſoll.

— **Franciscus Borgia** als Kardinal in Jeſuitentracht, die Krone neben ſich. — Er war Herzog von Gandia in Spanien, wählte aber den geiſtlichen Stand, da der Anblick des Leichnams der vormals ſo reizenden Königin Iſabella, den er nach Granada zu begleiten hatte, einen ſo erſchütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er von Stund an alle Gedanken an weltliche Dinge aufgab und in den neugeſtifteten Jeſuitenorden eintrat.

St. Aldegunda (Adelgunda) im fürſtlichen Gewande, auf dem Waſſer gehend, ein Engel voran; über ihrem Haupt der heil. Geiſt als Taube mit dem Nonnenſchleier.

Von der Taube mit dem Nonnenſchleier iſt ſchon oben die Rede geweſen; das Gehen auf dem Waſſer ſoll auf ihre Flucht über den Sambrefluß hindeuten, da ſie ſich nur durch dieſe der von ihrer Mutter gewünſchten Verehlichung entziehen und ihren Wunſch, ins Kloſter zu gehen, befriedigen konnte. Der Biſch. Amandus kleidete ſie ein. Sie † 643.

St. Gertrud v. Nivelle, als Aebtiſſin, eine Lilie in der Hand, Mäuſe und Ratten um ſich, am Meere ſtehend, mit fürſtlichen Inſignien. († 664) — Dieſe letzteren hat ſie als Tochter des Herzogs und Majordomus Pipin in Auſtraſien. — Die Lilie iſt Symbol ihrer Jungfräulichkeit. — In Betreff der Ratten und Mäuſe meldet die Tradition, daß das Waſſer aus dem Brunnen in der Krypta der heil. Gertrud zu Nivelle, in Häuſern und auf Feldern ausgeſprengt die Mäuſe vertrieben habe. Man wird ſich dieſen Volksglauben leicht erklären, wenn man daran denkt, daß Ratten und Mäuſe für unrein und in das Reich der Finſterniß gehörig angeſehen wurden. Die Aufgabe der Heiligen aber war es, überall die Macht des Böſen zu bekämpfen und die Werke der Finſterniß zu zerſtören. So hier die Mäuſe. Daher ſoll auch am St. Gertrudistage (17. März) nicht geſponnen werden, ſonſt nagen die Mäuſe Rocken und Spule ab.

— **Radegundis**, als Aebtiſſin, eine Krone zu ihren Füßen. — Sie war von Geburt eine Herzogin v. Thüringen, trennte ſich, um der Andacht zu leben, freiwillig von ihrem Gemahl Chlotar v. Frankreich, ging in ein Kloſter und † 587. — Von den zwei Wölfen, die ſie neben ſich hat, meldet die Legende, daß ſie ihr wie zahme Hausthiere gehorchten. Vielleicht ſind ſie aber auch hier ſymboliſch zu faſſen, als Sinnbilder der Leidenſchaften, welche die Heilige durch ihr Gott geweihtes Leben vollſtändig bezähmt hatte.

— **Editha**, als Nonne, eine Krone auf dem Haupt oder neben ſich, als Schweſter des Königs Edgar v. England. Sie ſtarb im Kloſter 984.

— **Eliſabeth**, mit drei Kronen, meiſt einen Korb mit Broten und einen Weinkrug neben ſich, von Bettlern umgeben. — Sie war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, und Gemahlin des Landgrafen Ludwig v. Thüringen und Heſſen. Schon als Kind legte ſie beim Eintritt in die Kirche die Krone gewöhnlich ab, und ebenſo wollte ſie auch als Fürſtin nie gern mit derſelben erſcheinen. Als ſie ihrem Gemahl, der mit dem Kaiſer Friedrich nach Paläſtina gezogen und dort geſtorben war, verloren hatte, wurde ſie von ihrem Schwager Heinrich Raspe unbarmherzig behandelt und vertrieben. Sie widmete von da an noch weit angelegentlicher, als vorher, all ihre Zeit der Pflege der Armen und Kranken, und gab für dieſen Zweck alles hin, was ſie hatte, ſo daß die Bettler häufig beſſer lebten, als ihre Wohlthäterin. Sie † 1231 zu Marburg, und Kaiſer Friedrich II. ſtellte eine koſtbare Krone auf ihr Grab. — Mag daher auch ihr muſterhaftes Leben es vollkommen rechtfertigen, wenn man die ihr beigegebenen drei Kronen ſymboliſch deutet und auf ihren dreifachen Stand als Jungfrau, Weib und Wittwe bezieht, ſo ſcheinen ſie doch zunächſt durchaus hiſtoriſche

Attribute zu ſein: Die eine gebührte der Königstochter, die zweite der Gemahlin eines Regenten, und die dritte erinnerte an die koſtbare Krone, welche ihr aufs Grab geſetzt worden war, von wo ſie, wie dies häufig der Fall war, auch in das Bild aufgenommen wurde.

St. Hedwig, als Nonne, die Zeichen des fürſtlichen Standes, Krone und Hermelinmantel neben ſich; meiſt barfuß, die Schuhe in der einen Hand haltend (denn ſie zog dieſelben nur an, wenn ſie Perſonen begegnete, bei denen die Rückſicht es verlangte), in der andern eine Kirche, (ſie war die Stifterin des Kloſters Trebnitz in Schleſien) oder das Bild der heil. Jungfrau mit dem Chriſtuskinde. — Sie war die Gemahlin des Herzog Heinrich II. v. Schleſien, und † 1243.

— **Eliſabeth**, Königin v. Portugal als Franciscanernonne, mit Krone und den übrigen königlichen Inſignien, von Bettlern umgeben. — Sie war die Tochter Peters I. und Gemahlin des Königs Dionyſius von Portugal, dem ein böswilliger Page die eheliche Treue der frommen Königin zu verdächtigen gewußt hatte. Der König gebot, daß der angeblich von ſeiner Gemahlin Begünſtigte in einen glühenden Kalkofen geworfen würde; aber durch wunderbare Fügung traf dieſes Loos jenen Verleumder. — Bekanntlich iſt dies der urſprüngliche Stoff zu Schillers „Gang nach dem Eiſenhammer." — Nach dem Tode ihres Gemahls trat ſie in ein Franciscaner-Nonnenkloſter ein, wo ſie ganz der Andacht und den Werken der chriſtlichen Liebe und Wohlthätigkeit lebte. Sie † 1338.

3. Heilige, bei denen die fürſtlichen Inſignien ſymboliſch zu deuten ſind.

Hierher gehören:

St. Jucunda, eine Krone auf dem Haupt und eine Palme in der Hand, beides die herkömmlichen Zeichen des Märtyrerthums.

— **Febronia**, Nonne zu Niſibis, eine Krone auf dem Haupt und ein Schwert in der Hand, als Zeichen ihres in der Diocletianiſchen Verfolgung erlittenen Märtyrertodes.

— **Suſanna** v. Rom, mit Krone und Schwert. — Der Legende zufolge war ſie nämlich eine Verwandte des Diocletian und ſtand als Chriſtin bei deſſen Gemahlin, gleichfalls einer heimlichen Bekennerin des Chriſtengaubens, ſehr in Gunſt. Da ſie ſich jedoch beharrlich weigerte, dem Sohne Diocletians ihre Hand zu reichen, ſo wurde ſie theils deshalb, theils wegen ihres chriſtlichen Glaubens zum Tode verurtheilt und geköpft (290). Auch hier erkennt man bald, daß die Verwandtſchaft mit Diocletian wohl nur auf Rechnung des Legendenerzählers zu ſetzen iſt und auf einer irrthümlichen Deutung der ſymboliſchen Krone beruht.

St. Margaretha, mit Krone und Schwert, einen gefesselten Drachen zu ihren Füßen, gegen den sie bisweilen das Crucifix erhebt. — Sie war, wie die Legende berichtet, die Tochter eines heidnischen Oberpriesters in Antiochia, hatte aber schon von ihrer Amme, die eine heimliche Christin war, in früher Jugend die christliche Religion kennen gelernt. Ausgezeichnet schön, wie sie war, wollte der Römische Statthalter sie zur Frau haben. Sie widersetzte sich jedoch allen Heirathsanträgen beharrlich, und da der Vater merkte, daß sie dies um ihres christlichen Bekenntnisses willen that, so lieferte er selbst sie als heimliche Christin den Gerichten aus. Sie wurde hierauf grausam gemartert und ins Gefängniß geworfen, wo der Teufel, in Gestalt eines großen Drachen, sie furchtbar ängstigte, bis sie ihn mit dem Crucifix verscheuchte. Endlich wurde sie nach vielen vergeblichen Martern mit dem Schwerte hingerichtet. (300). — Daß Krone und Schwert auch hier Zeichen des Märtyrertodes, versteht sich von selbst; der gefesselte Drache aber scheint ursprünglich nur symbolischer Ausdruck des Gedankens zu sein, daß sie, die Tochter eines Götzen- oder Teufelspriesters, sich nicht von dem Teufel, dem ihr Vater diente, bestricken ließ, sondern, wie arg er ihr auch in der Person ihres eigenen Vaters zusetzte, dennoch standhaft blieb und den Sieg über ihn davon trug.

— **Katharina v. Alexandria,** eine Krone auf dem Haupt und ein mit Messern oder Stacheln besetztes Rad neben sich. — Auch bei ihr scheint die Angabe der Legende, daß sie aus königlichem Geschlecht entsprossen, nur auf der symbolischen Märtyrerkrone zu beruhen. Ebenso verhält es sich vielleicht mit **Ursula,** die in der Legende als die Tochter des heidnischen Königs Vinetus und der Dacia genannt wird.

Von — **Lucius,** jenem fabelhaften Könige von England, der um 180 gelebt haben und der erste christliche König in Europa gewesen sein soll, ist schon oben die Rede gewesen.

Wie aber, könnte man fragen, wenn die Krone hier nur Symbol des glorreichen Märtyrertodes ist, warum wurde sie nicht auch den übrigen Märtyrern gegeben, da diese sie ebenso gut verdienten? Die Antwort darauf liegt ziemlich nahe. Bei jedem einzelnen Heiligen kam es vornehmlich darauf an, gerade ihn kenntlich zu machen, und von anderen zu unterscheiden. Hätten nun alle auf gleiche Weise eine Krone erhalten, so würde die Heiligenbilderkunde eher erschwert, als erleichtert worden sein. Ohnedies paßte sie zu Bildern, die einen Bischof, Mönch, eine Nonne oder Einsiedlerin darstellten, so wenig, daß sie hier nur dann, wenn sie als wirkliches Zeichen fürstlicher Abkunft durchaus nicht fehlen durfte, irgendwo seitwärts einen Platz fand. Außerdem war es bei Märtyrern, deren Stand, Leben und Leiden hinlänglich bekannt war, weder nothwendig, noch rathsam, die Krone, die in vielen Fällen leicht irre führen

konnte, hinzuzufügen, und man ſparte ſie daher lieber für die Bilder ſolcher Heiligen auf, von denen man entweder ſonſt nichts weiter wußte, als daß ſie den Märtyrertod geſtorben waren, oder die ſich durch eine beſonders heldenmüthige Art ihres Märtyrerleidens vor andern ausgezeichnet hatten. Endlich war die Krone auf dem Bilde häufig nur das Erinnerungszeichen an die auf dem Grabe des Märtyrers niedergelegte wirkliche Krone, und konnte alſo nur auf den Bildern ſolcher Heiligen einen Platz finden, denen dieſe Auszeichnung zu Theil geworden war.

Daß es auch hier nicht an Mißdeutungen gefehlt hat, beweiſt unter andern das Bild und die Legende des **St. Cyriacus**. Auf dem Bilde wird er gewöhnlich dargeſtellt als Diakon, wie er ein beſeſſenes Mädchen heilt. Daneben iſt eine Krone zu ſehen, und bald war der Legendenerzähler damit fertig, dieſe, da er ſie dem Diakon nicht vindiciren konnte, mit dem Mädchen in Verbindung zu bringen und es zur Tochter des Diocletian zu machen. — Wahrſcheinlich aber iſt auch hier die Krone erſt von dem Grabe des Heiligen in das Bild gekommen.

Was ferner die prächtigen und mit Edelſteinen reich beſetzten Gewänder auf den Bildern der Heiligen betrifft, ſo wird man auch bei ihnen, während die Legendenerzähler ſie nur zu gewöhnlich als Abzeichen fürſtlichen Ranges deuteten, nicht vergeſſen dürfen, daß namentlich Edelſteine das herkömmliche Symbol des koſtbaren Blutes der Märtyrer waren, und eben hierin hat man auch den Grund zu ſuchen, warum die Goldſchmiede an dem Griff der Degen und bei den Kreuzen in den drei Ecken ſo gern den Rubin anbrachten. Er ſollte an die von den Nägeln durchbohrten Hände und Füße des Erlöſers erinnern.

2. Die Abzeichen des Kriegerſtandes.

Die hierher gehörigen Heiligen erſcheinen, je nachdem ſie entweder dem römiſchen Alterthum oder den Zeiten des Mittelalters angehören, entweder im römiſchen Soldatencoſtüm oder als Ritter, wobei man allerdings nicht unbeachtet laſſen darf, daß die mittelalterlichen Künſtler nicht ſelten auch den altchriſtlichen Glaubenshelden das mittelalterliche Rittercoſtüm gaben.

Auffallen muß es übrigens dem Unbefangenen, daß den Legenden zufolge der chriſtlichen Märtyrer aus dem Soldatenſtande ſo viele ſind, und je gewiſſer es iſt, daß die Chriſten aus religiöſen Bedenken lange Zeit hindurch an dem Kriegsdienſt durchaus keinen Theil haben wollten, deſto natürlicher iſt die Frage: Woher die vielen chriſtlichen Soldaten in dem römiſchen Kriegsheer, von denen die Legendenerzähler zu berichten wiſſen? Waren ſie von Jugend auf Chriſten, ſo begreift man nicht leicht, wie ſie trotzdem Soldaten werden konnten, und waren ſie Heiden und

als Soldaten die von der Obrigkeit meiſt zur Verfolgung der Chriſten abgeordneten Werkzeuge der Unterdrückung und Ausrottung des chriſtlichen Bekenntniſſes, ſo erſcheint es wiederum höchſt unwahrſcheinlich, daß ſich ganze Legionen von ihnen zum Chriſtenthum bekannt haben ſollen, wie dies von der 6666 Mann ſtarken Thebaiſchen Legion berichtet wird, die in Aſien den chriſtlichen Glauben angenommen und ſpäterhin ſammt ihrem Feldherrn Mauritius (gewöhnlich als Mohr, mit einer Fahne, im Rittercoſtüm dargeſtellt) unter Maximian (280) am Genferſee, den Märtyrertod erlitten haben ſoll.

Wahrſcheinlich iſt auch hier, was die Legendenerzähler und Maler hiſtoriſch aufgefaßt und dargeſtellt haben, ſymboliſch zu verſtehen, und je gewöhnlicher es im chriſtlichen Alterthum war, den damals ſo gefahrvollen und einen heldenkühnen Glaubensmuth erfordernden Chriſtenberuf als eine Art chriſtlichen Kriegsdienſt zu denken, deſto näher lag es, die geiſtlichen Streiter Chriſti unter dem Bilde von wirklichen Soldaten darzuſtellen, und ſpäterhin aus den ſymboliſchen Kriegern römiſche Soldaten zu machen. Lag doch eine Aufforderung dazu ſchon in dem Schwert oder der Lanze, die der Heilige als Märtyrerattribut, und in der Fahne, welche er als Symbol des chriſtlichen Triumphs über Welt und Tod auf dem Bilde hatte.

Die bekannteſten und am häufigſten vorkommenden Heiligen, die hierher gehören, ſind folgende:

1. Im Römiſchen Soldatencoſtüm.

St. Longinus, eine Lanze in der Hand und einen Drachen unter ſeinen Füßen. — Der Tradition zufolge war er es, der Chriſto die die Seite öffnete und die Worte ſprach: „Fürwahr, dieſer iſt ein frommer Menſch geweſen“ (Luk. 23, 47).

— **Mauritius**, der ſchon genannte Anführer der Thebaiſchen Legion.

— **Gereon**, zur Thebaiſchen Legion gehörig. Er floh mit 318 Waffenbrüdern nach dem Tode des Feldherrn nach Cöln, wo er mit ihnen zuſammen (297) den Märtyrertod erlitt. Auf einigen Bildern und Bildwerken hat er den Maximian unter ſeinen Füßen — ein Symbol des über die Kaiſermacht des Heidenthums obſiegenden Chriſtenthums.

— **Victor** v. Marſeille, mit Schwert, Mühlſtein und einem zertrümmerten Götzenbild.

— **Victor** v. Mailand, als Mohr, einen Ofen zur Seite.

— **Theodorus Tiro**, mit einer Dornenkrone, Fackel und Scheiterhaufen. († 304)

— **Theodorus** v. Heraclea, mit dem Schwert, einen Drachen zu ſeinen Füßen. († 319 unter Licinius)

St. Alexander, ein Schwert in der Hand und einen Opfer-
ſch, den er in Gegenwart des Kaiſers umgeſtoßen, zur Seite.

— **Tiburtius**, ein Schwert haltend und über glühende
ohlen gehend (286 enthauptet).

— **Florian**, mit einem Gefäß, aus dem er Waſſer in ein
rennendes Haus gießt; daher als Schutzpatron bei Feuersbrünſten
ngerufen, — einen Stein am Halſe, mit dem er in die Ens geſtürzt
urde (300).

— **Artemius**, ein Schwert haltend, zur Seite einen brennenden
ötzentempel, den er angezündet hatte. Zur Strafe dafür wurde er
thauptet. (330)

— **Euſtachius**, einen Hirſch, der zwiſchen dem Geweih ein
rucifix hat, und einen glühenden Ofen zur Seite.

— **Adrian**, einen Ambos neben ſich, auf dem ihm die rechte
and abgehauen wurde.

— **Conſtantinus** und **Conſtantius**, beide mit Fahne und
chwert, als Symbol des Sieges, den ſie dem zur Staatsreligion
hobenen Chriſtenthum durch ihre glücklich geführten Kriege gegen die
einde deſſelben errangen.

— **Vitalis**, als römiſcher Ritter, mit einem Streitkolben.
r wurde unter Nero lebendig begraben (daher häufig eine offene
rube neben ſich), weil er einem chriſtl. Märtyrer Muth zugeſprochen hatte.

— **Victorinus**, als römiſcher Ritter, mit Fahne und Reichs-
pfel. Der eine Fuß iſt ihm abgehauen, weil er damit einen heidniſchen
pfertiſch umgeſtoßen hatte. Seitwärts ein Mörſer, in dem er unter
iocletian (300) zerſtampft wurde.

— **Quirinus**, gewöhnlich als Tribun oder römiſcher Ritter,
n Pferd zur Seite, weil er auf Befehl des Kaiſers Aurelian (275)
ſchleift wurde. — Er hatte nämlich als Tribun zu Rom den römiſchen
iſchof Alexander als Gefangenen zu bewachen Da ſeine Tochter nun
ttungslos krank darniederlag, that er das Gelübde, daß er ſich wolle
ufen laſſen, wenn Alexander ſie heilen würde. Dies geſchah und er
elt, was er gelobt hatte, bekannte frei ſeinen Chriſtenglauben und erlitt
für den Märtyrertod. Der Habicht und die Hunde, die man
ßerdem auf ſeinem Bilde bisweilen ſieht, beziehen ſich darauf, daß die
m ausgeriſſene Zunge und die zerfleiſchten Glieder von jenen unberührt
laſſen wurden.

2. Im Rittercoſtüm.

St. Georg v. Kappadocien, gewöhnlich zu Pferde, mit dem
indwurm kämpfend.

— **Martin** v. Tours, zu Pferde, einen Mantel mit dem

Schwerte zerschneidend, um ihn mit einem Armen zu theilen. — Schon frühzeitig, obwohl der Sohn heidnischer Eltern, hatte er sich unter die Katechumenen gedrängt, war aber im fünfzehnten Jahre vom Vater gezwungen worden, Soldat zu werden. Inzwischen übte er, obwohl noch nicht getauft, emsig die Pflichten des christlichen Berufes, namentlich die Werke der Barmherzigkeit, und schenkte einst zur Winterszeit am Thore v. Amiens die Hälfte seines Mantels einem Armen. Darauf erschien ihm in der Nacht Christus, angethan mit der weggeschenkten Hälfte und sprach: Das hat mir der Katechumen Martin geschenkt. — Späterhin wurde er bei der Wiederbesetzung des erledigten bischöflichen Sitzes zu Tours durch eine Gans als der zu Wählende bezeichnet. Daher hat er auf dem Bilde häufig eine solche zur Seite, und von da schreiben sich auch die bekannten Martinsgänse her. Bei einem Gastmahl soll ferner der Kaiser Maximinus ihm, dem er den Ehrenplatz zu seiner Rechten angewiesen hatte, den Becher zuerst haben reichen lassen, um ihn aus seiner Hand zu empfangen, und daher ist St. Martin auch der Schutzpatron der fröhlichen Gelage und der Zecher. Er starb ruhig und in Frieden 402.

— **Benignus** v. Rom, als geharnischter Ritter, zu Pferde, eine Fahne in der Hand.

— **Ursus**, geharnischt, mit Schwert und Fahne.

— **Gengulphus**, geharnischt, einen Wurfspieß in der Hand, mit welchem ihn seine ehebrecherische Frau durch ihren Buhlen hatte umbringen lassen. (760)

— **Wilhelm**, als Ritter, ein Schwert in der Hand, oder als Benedictiner, eine Rüstung seitwärts neben sich. — Er war nämlich vorher Soldat gewesen, trug aber, seitdem er Mönch geworden, den Panzer zur Casteyung auf dem bloßen Leibe unter der Mönchskutte. Er † 1157.

3. Die Abzeichen des Einsiedlerlebens.

In der Regel ist es eine wüste Felsengegend, mit einem Fluß in der Nähe, ein langer Bart, bei weiblichen Anachoreten lange, den ganzen Körper bedeckende Haare und eine Kleidung von Fellen oder ein Schurzfell von Baumblättern, wodurch die dargestellten Heiligen als Einsiedler bezeichnet werden.

Die bemerkenswertheren unter ihnen sind folgende:

St. Johannes der Täufer, als Einsiedler in ein Fell gekleidet, ein Lamm im Arm oder auf einem Buch tragend, mit einem Kreuzesrohr, — das Vorbild aller christlichen Anachoreten.

— **Abraham v. Chidane** (um 350) in Syrien. — Schon von früher Jugend an die stillen Andachtsübungen allem anderen vorziehend

floh er, da ſeine Eltern ihn verheirathen wollten, in die Wüſte, und nahm dorthin ſeine ſiebenjährige Nichte, eine elternloſe Waiſe, mit, die er ſorgſam erzog. Gleichwohl wurde ſie, von einem gottloſen Mönch verführt, zur Buhldirne und lebte als ſolche mehrere Jahre in der Stadt, bis er, durch ein Traumgeſicht belehrt, als lüſterner Buhle verkleidet, bei ihr eintrat und durch ſeine eindringlichen Worte ſie wieder bekehrte und zur Rückkehr in die Wüſte bewog.

— **Antonius**, der Vater der Mönche († 356 in der Thebaiſchen Wüſte, in Aegypten), gewöhnlich einen Stab und ein Glöckchen, oder das ſogenannte Antoniuskreuz mit einem Glöckchen an jedem der beiden Enden des Querbalkens in der Hand, ein Schwein zur Seite, als Symbol der unreinen Lüſte und Begierden, die der Teufel in ihm rege machte, um ihn zu verführen.

— **Apelles**, als Einſiedler; außerdem kenntlich durch das Schloſſergeräth, das er um ſich hat.

— **Bavo**, einen großen Stein im Arm, einen hohlen Baum neben ſich. — Er war ein Brabantiſcher Edelmann, Allowin, mit dem Zunamen Bavo, der anfangs ein wüſtes Leben führte, nach dem Tode ſeiner Frau aber ſich bekehrte, und zuerſt in einem hohlen Baum, ſpäterhin in einer Zelle bei Gent lebte, wo er 654 ſtarb. — Der Stein, den er im Arm hält, gehörte mit zu ſeinen Caſteyungen.

— **Bernhard v. Tironio**, Drechslergeräth um ſich, zur Seite ein Wolf, der ein verirrtes Schaf oder Kalb zurückbringt. — Der Heilige (er † 1117) trieb in ſeiner Einſamkeit das Drechslerhandwerk. Bei dem das Schaf unverſehrt zurückbringenden Wolfe kann man entweder, wie der Legendenerzähler berichtet, an ein Wunder, oder an die auch in neuerer Zeit durch mehrfache Beiſpiele beſtätigte Zähmung und Abrichtung dieſes Thieres denken, oder endlich das Ganze als den ſymboliſchen Ausdruck des Gedankens auffaſſen, daß dem frommen Chriſten die wilden Beſtien nicht nur nichts anhaben können, ſondern ſelbſt wider ihren Willen dienſtbar werden müſſen.

— **Chriſtophorus**, ein Rieſe, mit einem großem Baumſtamm als Stock, durch einen Fluß gehend, das Chriſtkind auf der Schulter.

Der bekannten Legende zufolge war es ein rieſengroßer und ſtarker Heide, von Kanaanitiſcher Abkunft, Offero mit Namen, der nur dem Mächtigſten dienen wollte. Zuerſt hielt er ſeinen König dafür. Da dieſer aber ſich vor dem Teufel fürchtete, trat er in deſſen Dienſte, und da er dieſen wiederum vor dem Kreuz zittern ſah, wollte er Chriſtum aufſuchen, um in ſeine Dienſte zu treten. Ein frommer Einſiedler unterrichtete ihn und rieth ihm, in einer wüſten Gegend über einen reißenden Bach Reiſende ohne Lohn, um Chriſti willen, zu tragen. Offero that dies und wurde einſt in der Nacht durch den Ruf eines Kindes geweckt, das

hinübergetragen ſein wollte. Er nahm es auf. Es ward inzwiſchen immer ſchwerer, und da er ſeine Verwunderung darüber äußerte, ſprach es zu ihm: Du trägſt nicht bloß die Welt, ſondern auch den, der ſie geſchaffen. Dabei drückte es ihn bis über den Kopf unter das Waſſer und gab ihm ſo die Taufe.

Chriſtophorus — ſo hieß er ſeitdem — pflanzte hierauf, ſich ſelbſt zum Wahrzeichen, ſeinen Stab in den Boden, der alsbald Blätter trieb und zum Baum wurde, und hieraus ſah er, daß er zum Verkünder des Evangelii berufen ſei. Er predigte es zu Samos, wurde in der Verfolgung unter Decius gefangen genommen und gemartert, auf ein glühend gemachtes eiſernes Bett gelegt; es wurde ihm ein glühender Helm aufgeſetzt und mit Pfeilen auf ihn geſchoſſen, die aber abprallten. Endlich ward er enthauptet.

— **Demetrius** v. Spoleto, Strahlen um das Haupt. — Es iſt von ihm nichts weiter bekannt, als ein uraltes Bild in der St. Paulskirche zu Spoleto, das ihn als Einſiedler mit der Glorie um das Haupt darſtellt.

— **Deodatus**, bisweilen auch als Biſchof, eine beſeſſene Frau heilend, dargeſtellt. Er war lange Zeit Biſchof von Nevers, baute mehrere Kirchen und Klöſter, daher er auch bisweilen eine Kirche neben ſich hat, kehrte aber nachher wieder zu ſeinem Einſiedlerleben zurück. Er † 679.

— **Ephrem**, der Syrer, als Eremit, bisweilen eine Rolle oder ein Buch in der Hand, als Hindeutung auf ſeine theologiſchen Schriften und Hymnen.

— **Euſeus**, mit Schuſtergeräth um ſich, weil er in ſeiner Einſiedelei dies Handwerk trieb, und für die Armen arbeitete.

— **Fiacrius**, ein Einſiedler in Breuil bei Meaux (um 670), ein Grabſcheid haltend. — Er iſt Patron der Gärtner, weil er ſich mit Gartenarbeit beſchäftigte, und wurde bei Hämorrhoidalleiden angerufen. Wenn demnach jene bekannten Wagen, die beim Fahren die darin Sitzenden ſo unſanft durchſchütteln, Fiaker genannt wurden, ſo war dies eine ſcherzhafte Anſpielung auf die ihnen, wie jenem Heiligen beigemeſſene Heilkraft.

— **Gallus**, mit einem Wanderſtabe, einen Bären zur Seite. — Der Wanderſtab deutet auf ſeine Miſſionsreiſen hin. Er war nämlich ein Schüler des **Comgallus** und **Columban**, und zog mit dem Letzteren von Irland, ſeinem Geburtsland, 585 nach Deutſchland und in die Schweiz, wo er in einer Gegend, die voll Raubthiere und Götzendiener war, die Abtei St. Gallen gründete. — In ſeiner Einſiedelei wurde er, der Legende zufolge, von einem Bären bedient.

— **Gerlach**, einen Stachel im Fuße, einen hohlen Baum

und einen Esel zur Seite. — Bis zum Tode seiner Gemahlin führte er, ein Belgischer Edelmann, ein wüstes, rohes Kriegerleben. Von da an aber ging er in sich, entsagte dem Raubritterleben, legte den Harnisch ab, setzte sich, mit einer Kutte bekleidet, auf einen Esel, und kehrte seinen Gütern den Rücken, um sich dem Dienst und der Pflege der Armen und Kranken zu widmen. Ein hohler Baum diente ihm zum Aufenthaltsort; und der Dorn im Fuße erinnert daran, daß er sich durch einen Dorn einst gerade an dem Fuße schmerzlich verwundete, mit dem er als Kind seiner Mutter einen Stoß gegeben. Er lebte gegen Ende des XII. Jahrh.

St. Goar, einen Topf und drei Hirschkühe neben sich; seinen Hut an einem Sonnenstrahl aufhängend, einen Teufel auf der Schulter. — Als Einsiedler lebend verließ er öfter seine Klause, um in der Umgegend von Trier das Evangelium zu verkündigen, weshalb heimliche Feinde ihn bei dem Bischof Rusticus verleumdeten, der ihn vor sich zu bringen befahl. Auf dem Wege befällt die Boten großer Hunger und Durst. Nirgends aber giebt es Nahrungsmittel, und die Quellen sind alle vertrocknet. Da kommen auf das Gebet des frommen Eremiten drei Hirschkühe, die sich von ihm melken lassen, und von selbst füllen sich die Reisetaschen der Boten mit Speise. Der Bischof aber hält, da ihm dies berichtet wird, alles nur für teuflische Zauberei und will Goar genauer prüfen. Zu dem Ende wird ein dreijähriges Kind gebracht, und auf Goars Frage, wer sein Vater sei, nennt es, ohne daß es vorher ordentlich zu reden verstanden hätte, klar und deutlich den Bischof Rusticus v. Trier, der mit dieser Probe zufrieden war und den Heiligen wieder verabschiedete. Später wollte das Volk und der König Sigbert ihn auf den bischöflichen Stuhl erheben. Er aber weigerte sich standhaft, verließ seine Klause nie mehr und † 575. Daß er einst in Ermangelung eines Nagels seinen Hut an einem Sonnenstrahle aufhing, ist nur eines von den vielen Wundern, die von ihm berichtet werden. Schutzpatron der Töpfer ist er um des Topfes willen, den er zur Erinnerung an die wunderbare Erhörung seines Gebetes auf dem Bilde hat.

— **Gregorius,** gewöhnlich in ärmlicher Kleidung, mit einer Kette an einen Felsen geschmiedet. — Er war, wie die Legende berichtet, das Kind zweier Geschwister aus fürstlichem Geschlecht in Aquitanien, die früh verwaist in der unschuldigsten Liebe mit einander lebten, bis die sinnliche Lust sie verführte und die Schwester vom Bruder schwanger ward. Auf den Rath eines alten Freundes des Vaters unternahm der Bruder zur Sühnung des Frevels eine Wallfahrt nach Jerusalem, und das Kind der Sünde, ein liebliches Knäblein, ward in ein Faß gethan, nebst 20 Mark Goldes und einem Täflein, auf dem geschrieben stand: Das Kind sei aus edlem Geschlecht, zweier Geschwister Sohn. Man solle es zu heiligem Wandel erziehen, und ihm dann die Tafel geben, damit es für des

Vaters Seele bete. — Die Tonne, während einer ſtürmiſchen Nacht ins Meer geworfen, ward zwei Tage ſpäter von den Fiſchern eines Kloſters aufgefangen. Der Abt, dem ſie ihren Fund brachten, gab ihnen 3 Mark Goldes, legte ihnen unverbrüchliches Schweigen auf, und die Frau des einen Fiſchers übernahm als Amme die Pflege des Kindes, dem der Abt den Namen „Gregorius“ gegeben hatte. Wunderbar nahm es an Kenntniſſen zu. Trotzdem war des Jünglings ganzes Sinnen und Trachten nur dem Ritterthum zugewandt, und der Abt mußte ſich endlich entſchließen, ihn ziehen zu laſſen. — Sein Vater war auf der Pilgerfahrt geſtorben, die ſchöne Mutter Erbin des ganzen Landes geworden, und da ſie von den vielen Bewerbern, die ſie umlagerten, keinem ihre Hand reichen wollte, ſo erbitterte dies einen benachbarten Herzog ſo ſehr, daß er das Land überfiel und ihr bald Alles bis auf die Hauptſtadt abgewann. Der ritterliche Jüngling, der davon Kunde erhielt, eilt zu ihrem Schutz herbei, zwingt den Herzog zum Frieden, und die Gerettete reicht zum Dank ihm ihre Hand. Lange leben ſie glücklich mit einander, bis endlich eine Magd das Täflein, das er in ſeinem Gemache verborgen gehalten hatte, findet und es ſomit an den Tag kommt, daß er unwiſſentlich ſeine eigene Mutter geheirathet. Verzweiflungsvoll ſchenkt dieſe all ihre Habe an die Kirche und die Armen, und geht in ein Kloſter. Er dagegen macht ſich, inbrünſtig betend, daß Gott ihm eine Wüſte zeigen möge, wo er büßen könne bis zum Tode, im härenen Gewande auf den Weg. Ein gottloſer Fiſcher, dem er ſeinen Wunſch mitgetheilt, führte ihn darauf in eine wüſte Felſengegend an der Meeresküſte, ſchloß ihn mit einer Kette an den Felſen und warf den Schlüſſel ins Meer. — Als nun 17 Jahre ſpäter der erledigte päpſtliche Stuhl wieder beſetzt werden ſollte, vernahmen zwei fromme Römer vom Himmel die Stimme: „Wählt den heiligen Gregorius, der in Aquitanien auf einem Stein ſitzt.“ — Sofort wird eine Geſandtſchaft abgeſchickt. Man findet den frommen Büßer, der ſich die Zeit über nur mit dem Waſſer, das aus dem Felſen quoll, genährt hatte, und nackt und obdachlos, nur durch ſein lang gewachſenes Haar gegen Sonne, Schnee und Regen geſchützt geweſen war. Ein Fiſch bringt den ins Meer geworfenen Schlüſſel wieder, und unter Neſſeln findet man das Täflein. Feierlich ward er in Rom zum Papſt erwählt, und eine Menge Wunder bezeugte ſeine Heiligkeit. Daher wallfahrtete auch ſeine Mutter nach Rom. Er gab ſich ihr zu erkennen, und ſie blieb dort bis zu ihrem Tode.

— **Gualfardus**, einen ſteinernen Sarg neben ſich. — Er war ein Sattler von Augsburg, weshalb er auch für den Schutzpatron der Sattler gilt, arbeitete in Verona, wo er durch ſeine exemplariſche Frömmigkeit viel Aufſehen erregte, und zog ſich, um der neugierigen Bewunderung zu entgehen, in die Einſamkeit zurück, wo er 1127 ſtarb.

Kurz vor seinem Tode soll ein steinerner Sarg vom Himmel gefallen sein, um seinen Leichnam aufzunehmen.

— **Hilarion**, in Felle gekleidet, welche ihm **Antonius** geschenkt hatte, einen Drachen zur Seite, den er durch das Kreuzeszeichen verscheucht hatte. Wie Antonius in Aegypten, so war er in Syrien der Begründer des Einsiedlerlebens. Er starb 371 auf der Insel Cypern.

— **Julianus Hospitator**, einen Hirsch neben sich, oder als Einsiedler Reisende über den Fluß tragend. — Als Jüngling verfolgte er eines Tages auf der Jagd einen Hirsch, der endlich, nachdem er sich lange hat nachjagen lassen, vor ihm stehen bleibt, und ihm prophezeit: Er werde einst Vater und Mutter umbringen. Voll Entsetzen darüber macht sich Julianus bald darauf reisefertig, verläßt sein Vaterland und nimmt bei einem fremden König Dienste. Er steigt in dessen Gunst, gewinnt die Liebe eines schönen Hoffräuleins, das bald darauf seine Gemahlin wird. Mittlerweile sind seine Eltern, nachdem sie den verlornen Sohn lange vergeblich gesucht haben, auch an diesen Hof gekommen, wo sie spät Abends eintreffen. Die Schwiegertochter räumt gutmüthig und freudig den ermüdeten hochbejahrten Eltern ihr eigenes Schlafgemach ein, und begnügt sich, da ihr Gemahl in Dienstgeschäftrn abwesend ist, mit einem kleinen Kämmerlein. Noch in derselben Nacht aber kehrt dieser heim, findet in dem Schlafgemach einen Mann und eine Frau, und da er in seiner wüthenden Eifersucht jenen für einen Buhlen, diese für sein treuloses Weib hält, tödtet er beide, und will eben wüthend aus dem Schlosse herausstürmen, als seine Gemahlin ihm entgegentritt, von der er die ihn niederschmetternde Erklärung vernimmt. Er will ihr auf immer entsagen, und in der tiefsten Einsamkeit Buße thun. Aber das treue Weib will ihn nicht verlassen, sondern seine Buße theilen, und so suchen sie im tiefen Walde, nahe bei einem reißenden Wasser einen Platz auf, wo sie eine Hütte bauen, und fortan damit beschäftigt sind, die Reisenden über den Fluß zu schaffen. Da vernimmt einst in einer stürmischen Winternacht Julianus vom jenseitigen Ufer her den Ruf eines Reisenden. Es ist ein aussätziger Mann, den er glücklich herüberbringt, der aber so erstarrt ist, daß Julian ihn in sein eigenes Bett nehmen muß, um ihn zu erwärmen. Am andern Morgen entschwebt der Mann in der Lichtgestalt eines Engels der niederen Hütte. Das Verbrechen ist gesühnt und Julian nebst seine Gemahlin sterben bald darauf, um in die Wohnungen der Seligen aufgenommen zu werden. Daher ist Julian der Schutzpatron der Reisenden, und wird von ihnen um gute Herberge angerufen.

— **Ivan**, Einsiedler, ein Pferd neben sich (um 910).

— **Macarius** v. Alexandrien, eine Lampe in der Hand, als Symbol unausgesetzter Andachtsübungen, denen er selbst einen Theil der Nacht widmete. Er lebte um 400.

St. Macarius v. Rom, zwei Löwen neben ſich, die ihm ein Grab graben, in das ſie ihn zur Strafe für ein fleiſchliches Vergehen auf einige Zeit ſtecken.

— **Marcus Eremita**, einen Engel neben ſich, der ihm das Sacrament in einem Löffel reicht, und einen Wolf zur Seite, der ihm ein Widderfell bringt. — Er hatte einen jungen blindgebornen Wolf ſehend gemacht, wofür ihm dieſer zum Dank ein Widderfell brachte, das der Heilige aber erſt dann annahm, als der Wolf ihm verſprach, daß er nie die Schafe eines armen Mannes rauben werde. Daß ihm das Sacrament öfter von einem Engel gereicht worden ſei, hatte er ſelbſt mehreren andern Heiligen verſichert. Alſo wird es wohl wahr ſein.

— **Marinus**, Hammer, Maurerkelle und andres Maurergeräth neben ſich. — Er hatte nämlich als Maurer und Steinmetz bei der Erbauung von Rimini gearbeitet, alsdann aber ſich in einen Wald am Berge Titan in der Nähe von Rimini als Einſiedler zurückgezogen, wo er gegen Ende des IV. Jahrh. ſtarb. Auf dem Berge Titan wurde ſpäter eine Stadt erbaut, die man ihm zu Ehren St. Marino nannte, und deren Schutzpatron er wurde.

— **Marius**, einen Hahn neben ſich. — Die Legende berichtet, daß einſt, als ſeine Reliquien in feierlicher Proceſſion herumgetragen wurden, ein Hahn aufgeflogen ſei, und ſich auf die heiligen Ueberreſte geſetzt habe, zur Strafe dafür aber ſofort ſtumm geworden ſei und nicht mehr habe fliegen können. — Wahrſcheinlicher aber findet man auch hier in demſelben nur das Symbol der Wachſamkeit für die reine Lehre.

— **Martinus Eremita**, an einen Felſen geſchmiedet.

— **Nicolaus von der Flüe**, einen Dornbuſch und einen Teufel zur Seite, der ihn einſt in einen ſolchen geworfen hatte. — Er war geboren 1417 zu Sareln im Canton Unterwalden, bewirthſchaftete nach Landesſitte ſelbſt mit ſeinen Eltern und Kindern zuſammen das väterliche Landgut, machte verſchiedene Kriegszüge mit, auf denen er ſich ſehr brav hielt, und ſorgte als Landrath mit großer Umſicht und Weisheit für das Wohl des Cantons. Nachdem er ſo fünfzig Jahre hindurch ein thätiges Bürgerleben in aller Gottesfurcht geführt hatte und bereits Vater von zehn Kindern war, faßte er mit Zuſtimmung ſeiner Frau den Entſchluß, Einſiedler zu werden, und wählte ſich dazu eine einſame Gegend unweit Sareln, wo er ſeine Zeit in Gebet und Andachtsübungen zubrachte. Bald verbreitete ſich die Sage, der fromme Mann lebe ohne alle Nahrung, nur geſtärkt durch das Sacrament. Von nah und fern wallfahrteten eine Menge Leute zu ihm, und mochten ſie Rath oder Troſt bedürfen, ſie fanden beides bei ihm. Bei der Uneinigkeit zwiſchen den größeren ariſtokratiſchen Cantonen und den kleineren demokratiſch-

gesinnten, Freiburg und Solothurn, welche von jenen nicht als zum Schweizerbund gehörig anerkannt wurden, was so viele innere Zerwürfnisse zur Folge hatte, daß die Freiheit der gesammten Schweiz unrettbar verloren schien, trat auf einmal, von einem Freunde aufgefordert, Bruder Claus in die Versammlung ein, und ermahnte die Versammelten in einer so kräftigen Rede zur Einigkeit, daß man noch an demselben Tage (22. Decemb. 1481) sich friedlich einigte, Freiburg und Solothurn in den Bund aufnahm und das alte Freundschaftsverhältniß wieder herstellte. Unter den Segnungen seiner Mitbürger kehrte der fromme Klausner hierauf in seine Einsiedelei zurück, wo er am 22. Mai 1487 starb, tief betrauert und hochgeehrt nicht nur von allen Eidgenossen, sondern auch von fremden Fürsten. Canonisirt wurde er 1571 vom Papst Clemens X.

St. Onuphrius, entweder mit Blättern bekleidet, oder in Felle gehüllt, bisweilen auch ganz behaart, auf allen Vieren gehend und von Jägern und Hunden verfolgt dargestellt, die ihn für ein wildes Thier halten. — Er soll sechzig Jahre in einer Wüste gelebt und es wirklich mit seiner Eremitenandacht so weit gebracht haben, daß er nur noch einem wilden Thiere glich.

— **Otho v. Ariano**, neben sich die Einsiedlerhütte, auf deren Dach ein Falke sitzt. — Dieser hatte sich vor dem Jäger auf das Dach geflüchtet, und der Jäger konnte seiner nicht eher wieder habhaft werden, als bis der Heilige es erlaubte. Er lebte um 1120.

— **Paulus Eremita**, in Palmblätter oder Holzschindeln gekleidet, einen Raben zur Seite oder über sich, der ihm ein halbes Brot bringt. — Er war der erste der christlichen Anachoreten, und lebte von seinem 22. Jahre an in einer Berghöhle der Thebaischen Wüste, in die er sich zur Zeit der Christenverfolgung unter Decius (250) geflüchtet hatte. Ein vor der Höhle stehender Palmbaum gab ihm Kleidung und Nahrung, und außerdem brachte ihm, wie dem Elias, dessen Speisung durch Raben wahrscheinlich hier, wie in andern ähnlichen Legenden nachgebildet ist, ein Rabe täglich ein halbes Brot, nur ausnahmsweise einmal, als der heilige Antonius bei ihm zum Besuche war, ein ganzes. Paulus starb 342, und Antonius bestattete ihn zu Grabe.

— **Petrus Damianus**, eine Geißel in der Hand, und einen Cardinalshut neben sich. — Den letzteren hat er, weil er Cardinalbischof von Ostia war, die erstere, weil er die Selbstgeißelung den Mönchen dringend empfahl.

— **Procopius von Böhmen**, einen Hirsch neben sich. — Der Einsiedler war eben mit dem Fällen eines Baumes beschäftigt, als ein von dem böhmischen Fürsten Ulrich auf der Jagd verfolgter Hirsch sich hinter ihn flüchtete, und so verschont blieb. Procopius selbst ward später Abt eines von Ulrich gestifteten Klosters und starb als solcher 1053.

St. Sabas, einen Apfel in der Hand. — Als Knabe ward er, da der Kriegsdienſt ſeinen Vater nach Aegypten rief, Verwandten übergeben, die habſüchtig ihn um ſein ganzes väterliches Beſitzthum zu bringen ſuchten. Dies erfüllte ihn mit ſo großem Ekel vor allen weltlichen Dingen, daß er in ein Kloſter ging, und von da an ganz der Andacht lebte. Einſt bekam Luſt, einen Apfel zu eſſen. Aber die geſetzliche Stunde des Eſſens war noch nicht gekommen, und je größere Ueberwindung es ihn koſtete, das augenblickliche Verlangen nicht befriedigen zu dürfen, deſto feſter gelobte er ſich, indem er den Apfel, der ihn ohnedies lebhaft an die erſte Sünde im Paradieſe erinnerte, weit wegwarf, nie wieder einen Apfel zu eſſen. Er ſtarb 531.

— **Serapion**, aus einem Fenſter geſtürzt.

— **Theodoſius**, Eiſen um den Hals und an den Armen, Geldſäcke neben ſich. — Der Kaiſer Anaſtaſius hatte ihm nämlich Geld zugeſchickt, in der Hoffnung, ihn dadurch ſeinen Eutychianiſchen Anſichten geneigt zu machen. Theodoſius aber hatte das Geld an die Armen verſchenkt und dem Kaiſer einen die Eutychianiſche Ketzerei entſchieden verwerfenden Beſcheid zugeſchickt, wofür dieſer ihn gefangen nehmen und in Eiſen ſchmieden ließ. Er ſtarb 529.

Von Einſiedlerinnen ſind zu erwähnen:

St. Maria Aegyptiaca, unbekleidet, aber von ihren langen Haaren ganz bedeckt, häufig als Mohrin. — Sie hatte in ihrer Jugend zu Alexandria ſehr ausſchweifend gelebt und aus Speculation einſt auch an einer Wallfahrt nach Jeruſalem Theil genommen. Dort aber hatte der Anblick des heiligen Grabes einen ſo erſchütternden Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie von Stund an ihr ſündliches Leben aufgab, in eine Wüſte flüchtete und dort 47 Jahr als Einſiedlerin lebte. Der Mönch Zoſimus fand ſie in der Nähe des Jordans als ein nacktes, von der Sonne ſchwarzgebranntes und von langen weißen Haaren ganz verhülltes Weib wieder. Sie ſtarb in der Regierungszeit Theodoſius des Jüngern.

Marina, Einſiedlerin in Mönchskleidern, ein Kind auf dem Arm. Ihr Vater war nach dem Tode ſeiner Frau in ein Kloſter gegangen und Marina war um ſich nicht von ihm zu trennen, indem ſie ihr Geſchlecht verdeutlichte, in Mannskleidern ihm gefolgt. So geſchah es denn daß eine vornehme Dame die in unerlaubtem Umgange mit einem Andern lebte als Vater des Kindes das die Frucht jener Liebe war den Vater Marinus angab der ſie verführt habe. Der vermeintliche Vater wurde darauf aus dem Kloſter gebrochen, nahm das Kind zu ſich pflegte es ſorgſam und erſchien immer wieder an der Kloſterpforte bis man ihn endlich aufnahm aber bis zum Ende ſeines Lebens nur zu den niedrigſten Arbeiten brauchte. Erſt nach

dem Tode erkannte man die ganze Grundloſigkeit der Verleumdung, deren Laſt Marina mit ſo großer Selbſtverleugnung Jahre lang ertragen hatte.

— **Pelagia Mima**, Einſiedlerin, bisweilen mit Attributen einer Schauſpielerin. — Vor ihrer Bekehrung war ſie nämlich öffentliche Schauſpielerin geweſen, und hatte als ſolche bei Gelegenheit einer Kirchenverſammlung durch ihren frivolen und anſtößigen Putz, in dem ſie auf dem Markt einherſtolzirte, Aller Augen auf ſich gezogen und allgemeines Aergerniß erregt. Eitel und muthwillig, war ſie auch mehr um die Andern in ihrer Andacht zu ſtören, als ſich zu erbauen, in die Kirche getreten. Hier aber machte die Predigt des heiligen Nonus einen ſo tiefen Eindruck auf ſie, daß ſie alsbald entſchloſſen war, ſich taufen zu laſſen, wobei ſie ſtatt ihres bisherigen Namen Margaretha den Namen Pelagia erhielt, und von da an in einer Höhle am Oelberge bei Jeruſalem als Einſiedlerin lebte.

— **Sophronia**, als Einſiedlerin, Vögel mit Blumen im Schnabel um ſich. — Dieſe ſollen nämlich ihren Leichnam auf ſolche Weiſe geſchmückt haben.

4. Die Abzeichen des klöſterlichen Standes.

Da ein großer Theil der Heiligen dem klöſterlichen Stande angehört, ſo kehrt natürlich auch auf den Bildern derſelben häufig die Mönchs- und Nonnentracht wieder. Gerade darum aber bedarf es, wie leicht ſich auch dieſe Kleidung im Allgemeinen von andern unterſchriben läßt, zur Wiedererkennung der einzelnen Heiligen einer genaueren Kenntniß der einzelnen Ordenstrachten, und dieſe ſollen hier näher angegeben werden.

Was die Kloſtertracht im Allgemeinen betrifft, ſo beſteht ſie bei Mönchen aus folgenden Stücken:

1) Auf dem bloßen Leibe wird ein enges Hauskleid, meiſt von grobem Tuch oder Zeug getragen.

2) Ueber dieſem das weitere Chorkleid, oder die Kutte, auch Kappe (cappa) genannt.

3) Ueber dieſem das Scapulier, eine Art Schulterkleid, beſtehend aus zwei Stücken Tuch, von denen das eine die Bruſt, das andere den Rücken bedeckt, und das bis an die Kniee, oft auch bis zu den Füßen reicht.

4) Die Mozetta, ein Bruſtkragen, wird entweder über dem Scapulier getragen, oder dieſes hat ſelbſt oben die Geſtalt eines ſolchen Kragens.

5) Zur Bedeckung des Kopfes diente entweder der Cucullus

(Caules, Gaules, Gugel), eine Bearnerkappe oder Mütze, die den ganzen Kopf und Hals gegen die Kälte schützte, wie sie von Reisenden, Jägern und Seeleuten zum Theil noch jetzt getragen wird, oder das Almutium, (der eben erwähnte Schulterkragen mit einer daran befindlichen Mütze, die über den Kopf gezogen oder zurückgeschlagen getragen wurde), oder endlich das *caputium*, die Capuze, eine an die Kutte selbst hinten angenähte Mütze.

Bei den Nonnen

1) Das Chorkleid, das über dem engen Hauskleid getragen wird.

2) Das, in der Regel weiße Vortuch oder Wimpel, welches Hals und Brust umschließt.

3) Der Weihel, ein mehrentheils schwarzes Tuch, welches den Kopf bedeckt.

4) Der Schleier, falls dieser nicht mit dem Weihel verbunden ist.

1. Der Orden des heiligen Basilius.

St. Basilius der Große, geboren 329, seit 370 Bischof von Cäsarea in Kappadocien, wo er 379 starb, berühmt als Theologe durch seine gediegene Schriften dogmatischen Inhalts und durch seine leidenschaftslose, gründliche Bekämpfung der Arianischen Ketzerei, gefeiert und bewundert als einer der größten Redner im christlichen Alterthum, und hochverdient durch seine Verbesserung der Liturgie und durch die Regulirung der Kirchenzucht, weshalb die Griechische Kirche ihn als einen ihrer vorzüglichsten Heiligen ehrt und seinen Festtag noch jetzt mit besonderer Auszeichnung feiert, war der Begründer des eigentlichen Klosterlebens in der Orientalischen Kirche. Die Klosterregel, welche er für die Mönche und Nonnen entwarf, und wodurch er sie zum Gelübde 1) der Armuth, 2) der Keuschheit, 3) des Gehorsams und außerdem 4) zu einem contemplativen Leben verpflichtete, gilt noch heut in allen orientalischen Mönchs- und Nonnenklöstern, wie sie überhaupt allem Klosterleben zum Grunde liegt, und die von ihm vorgeschriebene Tracht:

eine einfache schwarze Kutte, um den Leib mit einem Gürtel zusammengeschnürt,

ist noch gegenwärtig allen Mönchen und Nonnen der griechischen Kirche gemeinsam. Sie gehören alle dem Orden der Basilianer an. Die Disciplin war und ist noch gegenwärtig sehr streng. Gänzliche Enthaltung von allen Fleischspeisen, harte Fasten, strenge Abhaltung der Andachtsübungen — bei den Mönchen und Nonnen der griechischen Kirche ist der Rosenkranz im Gebrauch, die Laien haben *ihn nicht* — und eine Menge von Castehungen machen hier das Klosterleben

zu einem entſagungsreichen, ſo daß man recht wohl begreift, wie eine große Zahl ruſſiſcher Bojaren, Fürſten und Edelfrauen ehemals, und zum Theil noch jetzt, den Leichtſinn und die Sünden einer im Rauſch weltlicher Freuden verlebten Jugendzeit nicht beſſer und vollſtändiger büßen zu können meinten, als wenn ſie ihre ſpäteren Lebensjahre im Kloſter zubrachten.

Da die Kloſterregel überall dieſelbe war, ſo konnte jeder Mönch freiwillig das eine Kloſter verlaſſen und in ein anderes ziehen. Dieſes Herumziehen der Mönche aber, das in der That nicht ſelten ein wahres Vagabundenleben war, hatte ſo viel Anſtößiges und leiſtete der Verbreitung des Aberglaubens beim Volke ſo großen Vorſchub, daß der 1551 erlaſſene Stoglawnik verordnete: „Da viele Mönche vorgeben, die Träume deuten und die Zukunft vorherſagen zu können, ferner mit Heiligenbildern von Ort zu Ort herumlaufen und von den Leuten, vorgeblich zur Erbauung von Kirchen und Klöſtern, auf die unverſchämteſte Weiſe Geld erpreſſen, ſo ſollen ſolche Vagabunden angehalten, die Heiligenbilder und das von ihnen eingeſammelte Geld abgenommen, und an die Kirche abgeliefert werden.“

In früheren Zeiten lebten an mehreren Orten Mönche und Nonnen gemeinſchaftlich zuſammen, wie z. B. in dem Lazaruskloſter zu Gorodez. Da dies aber häufig große Unordnungen zur Folge hatte, ſo wurde 1503 auf einem Concil zu Moskwa das Zuſammenleben ſtreng unterſagt. Allerdings war damit dem Unfug nicht auf immer geſteuert, und je reicher die ruſſiſchen Klöſter im Laufe der Zeit geworden waren, deſto mehr hatte namentlich im XVII. Jahrhundert die Sittenloſigkeit in ihnen zugenommen. So berichtet Bollin *), daß zu Pſkow Mönche und Nonnen zuſammen ins Bad gegangen ſeien; daß Mönche in Nonnenklöſtern gewohnt hätten, vorgeblich als Pröpſte und Beichtväter ꝛc. ꝛc. Ernſtgeſinnte und fromme Biſchöfe ſuchten zwar auch in dieſen Zeiten des größten Verfalls die alte, ſtrenge Kloſterzucht wieder herzuſtellen; indeß gelang dies nur ſehr allmälig, und erſt die neuere Zeit ſcheint dem Ziele wieder näher zu kommen, das man damals leider ſo oft vergeblich erſtrebte.

Was die Heiligen der griechiſchen und ruſſiſchen Kirche betrifft, die in der ſchwarzen Ordenstracht der Baſilianer dargeſtellt ſind, ſo iſt ihre Zahl zu groß und ſie ſehen einander äußerlich zu ähnlich, als daß ſie hier einzeln angeführt zu werden brauchten. Ein Verzeichniß derſelben wird weiter unten folgen.

---

*) Vergl. ſeine Noten zu Le Clerk's „Geſchichte von Rußland“ I. S. 301.

2. Der Benedictiner-Orden.

Wie **St. Basilius** im Orient, so wurde **St. Benedict** von Nursia (in Umbrien) im Occident der Patriarch der Mönche. Er war 480 in Nursia geboren, wählte schon in seinem 14. Jahre eine Höhle in der Wüste Subiaco, 40 Miglien von Rom, zu seinem Aufenthalt, entwarf darauf, da sich mehrere Gleichgesinnte um ihn gesammelt hatten, 515 eine Klosterregel, welche zuerst in dem 529 von ihm gestifteten Mönchskloster auf dem Monte Cassino bei Neapel eingeführt wurde, das an der Stelle eines zerstörten Apollotempels erbaut worden war. Auch in ihr bildeten die drei Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams die Grundlage. Außer dem „Werke Gottes" aber, wie Benedict das Gebet und die andern geistlichen Uebungen nannte, forderte er von den Mönchen auch, daß sie sich in nützlicher Weise beschäftigten. Handarbeiten, Unterweisung der Jugend in der christlichen Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, und Abschreiben von Manuscripten wechselten nach einer weisen Zeiteintheilung mit den einsamen und gemeinschaftlichen Andachtsübungen und erwarben dem Orden nicht nur bei der fernsten Nachwelt bleibende Ansprüche auf die ehrendste Anerkennung, sondern auch schon bei der Mitwelt zahlreiche Freunde und Nachahmer. Bald hatte er in Frankreich, Spanien, Deutschland und England eine Menge Klöster. Alle Mönche im Occident vom VI. bis in das XII. Jahrhundert waren Benedictiner, und die seit dem XI. Jahrhundert gestifteten neuen Orden nur durch Tracht und Namen und einige besondere Vorschriften von dem der eigentlichen Benedictiner verschieden, die Klosterregel und Verfassung aber ziemlich dieselbe.

Die ursprüngliche Tracht der Benedictiner war:

Ein schwarzer Chorrock mit weiten Aermeln; die **Capuze**, weit um die Schulter herumliegend; weißes Scapulier.

Bei den Benedictinerinnen in Frankreich war der **Chorrock** weiß; ebenso bei den Columbanern, welche der Irländer **Columbanus** († 615) um sich gesammelt und zu der Regel der Benedictiner verpflichtet hatte. Nach den späteren Verordnungen dagegen sollte bei allen der über das engere Hauskleid gezogene weite Chorrock oder die **Kutte** schwarz und das Scapulier weiß sein.

Was die dem Benedictinerorden angehörenden Heiligen betrifft, so erscheinen nicht alle in der einfachen Benedictinertracht, sondern mehrere sind als Bischöfe mit den Insignien dieser Würde dargestellt, und nur der schwarze Chorrock läßt sie als Benedictiner erkennen.

In der einfachen Mönchstracht werden dargestellt:

— **Placidus** mit einem Schwert auf seine ausgerissene **Zunge**

deutend. — Er wurde auf Befehl des Mauriſchen Königs **Abdallah**, nachdem ihm die Zunge ausgeriſſen worden, geköpft, 541.

— **Magnus**, von wilden Beſtien oder Schlangen umgeben. — Er lebte anfangs mit **Gallus**, dem Gründer der Abtei St. Gallen zuſammen, zog dann nach Kempten und von da in die Juliſchen Alpen, wo er das Kloſter Füßen gründete († 666). Ueberall ſoll er die wilden Thiere und den Götzendienſt bekämpft und ausgerottet haben, und je mehr ſich die Benedictiner neben ihren Verdienſten um die geiſtige Cultur der Völker, auch um die Cultur des Landes verdient gemacht haben, deſto mehr hat man Grund, jene wilden Thiere nicht bloß als Symbole des Heidenthums zu deuten.

— **Johannes v. Rheims**, einen gefeſſelten Drachen haltend, als Symbol des überwundenen heidniſchen Götzendienſtes.

— **Adjutor**, ein Stück Feſſel in einen Abgrund werfend. — Er war aus der Gefangenſchaft der Saracenen ſammt ſeinen Feſſeln wunderbar befreit worden, und ſchloß durch Hereinwerfen dieſer um Chriſti willen getragenen Ketten einen gefährlichen Schlund in der Seine. Er ſtarb 1131.

Als Benedictinernonne wird dargeſtellt:

— **Scholaſtica**, die Schweſter des heil. Benedict (um 542); ihre Seele in Geſtalt einer weißen Taube emporfliegend.

Mit den Inſignien der biſchöflichen Würde erſcheinen:

— **Benedictus**, einen Becher mit der Schlange in der Hand; ſeitswärts einen Raben mit einem Brot im Schnabel. — Der Legende zufolge ſoll ihm nämlich ein Rabe das zu ſeiner Vergiftung beſtimmte Brot davon getragen haben. Das Gift im Becher ſonderte ſich in Folge des Kreuzeszeichen als Schlange aus. Die Dornen, die er zur Seite hat, deuten darauf hin, daß er ſich zur Selbſtcaſteyung öfter in Dornen gelegt habe.

— **Maurus**, als Abt mit dem Biſchofsſtabe, auf dem Waſſer gehend. — Sein Lehrer Benedict hatte ihm befohlen, dem oben erwähnten Placidus, der in einen See gefallen war, zu Hülfe zu kommen. Dieſer, dem Gelübde des Gehorſams treu, that es und das Waſſer trug ihn; als wäre es feſter Erdboden. Später wurde er Abt zu Grandſeuil, einem von ihm ſelbſt 543 zu Anjou geſtifteten Kloſter.

— **Herculanus**, als Biſchof mit einem Schwert, als Zeichen ſeines Märtyrerthums.

— **Lanfrancus**, als Biſchof, eine Monſtranz tragend, Teufel zu ſeinen Füßen. — Die Monſtranz deutet auf Lanfrank's Kampf gegen Berengar von Tours hin. Dieſer war im Gegenſatz zu der Transſubſtantiationslehre des Paſchaſius Radbert ſeit 1035 mit der Lehre aufgetreten: Brot und Wein würden im Abendmahle nicht in wirkliches

Fleisch und Blut verwandelt, sondern seien nur die Unterpfänder der verklärten menschlichen Natur Christi. Lanfrank dagegen glaubte durch die Ausdrücke: signa, figurae und pignora: deren sich Berengar bedient hatte, den Glauben an die wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahl auf das Bedenklichste gefährdet, und bestand darauf: daß Brot und Wein nicht bloße Zeichen und Unterpfänder, sondern nach der Consecration der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi wären. Der Teufel zu seinen Füßen soll seinen siegreichen Kampf gegen Berengar's Ketzerei andeuten. Er starb 1089.

— **Odilo**, als Abt mit dem Krummstab, bisweilen ein Feuer oder einen Schlund, aus welchem weiße Tauben auffliegen, zur Seite. — Er war Abt des Klosters Clügny, das ursprünglich mit Benedictinern besetzt war. Diesen hatte jedoch der Abt Odo, da ihm die bisherige Klosterregel entweder nicht streng genug schien, oder nicht streng genug befolgt wurde, eine neue Ordensregel gegeben, wonach den Mönchen alles Reden in der Kirche, im Eß- und Schlafsaal und in der Küche untersagt, und unbedingter Gehorsam für jeden einzelnen Befehl der Vorgesetzten gefordert war. Von da an (seit 912) bildeten diese Benedictiner einen eigenen Cluniacenser-Orden, der sich bald weiter ausbreitete. Odilo, einer der berühmteren Aebte dieses Cluniacenserklosters, ist vornehmlich als Urheber der Feier des Aller-Seelenfestes (am 2. Novemb.) bekannt, das er 998, zunächst in seinem Kloster, einführte, weil er durch eine Vision belehrt worden war, welch einen heilsamen Einfluß das Gebet für die Verstorbenen und die Seelenmessen für die im Fegfeuer Befindlichen hätte.

— **Guilelmus** (um 1157) und **Clodoaldus** (Cloud, um 560) erscheinen gleichfalls gewöhnlich in Benedictinertracht, haben aber außerdem die Insignien der ritterlichen und königlichen Würde.

3. Der Camaldulenser-Orden.

Der Stifter dieses Ordens, der wie der Cluniacenser-Orden die Benedictinerregel zur Grundlage hatte, und nur durch eine strengere Disciplin sich unterscheiden sollte, war Romualdus († 1027), der in den Apenninen bei Arezzo die Einsiedelei Camaldoli gründete, und so Urheber des Eremitenordens der Camaldulenser wurde (1012). Die Tracht war bei ihnen, wie bei den Benedictinern, anfangs schwarz. Da jedoch Romuald einst in einer Vision seine Mönche auf einer Himmelsleiter in weißen Kleidern auf- und absteigen sah, so änderte er die bisherige Tracht, und es erhielten seitdem

Die Mönche: eine weiße Kutte mit weißem Gürtel und ein weißes Scapulier,

und die Nonnen: einen weißen Rock, weißes Scapulier, einen weißen wollenen Gürtel, über dem Scapulier zusammengebunden und in langen Enden herabhängend, weiße Wimpel und einen weißen Schleier, darüber einen schwarzen Weihel.

Von den in Camaldulensertracht dargestellten Heiligen mögen hier nur erwähnt werden.

St. Romualdus, auf eine Himmelsleiter zeigend, auf welcher weißgekleidete Mönche auf- und niedersteigen.

— **Thomassus**, Wassergefäße tragend, weil er einst Wasser in Wein verwandelte. Er starb 1337.

4. Der Vallombrosaner-Orden.

Dem Camaldulenser-Orden ziemlich nahe verwandt war der Cönobitenorden von Vallombrosa, 1038 gestiftet von Johannes Gualbert († 1073) in der Einsiedelei Vallombrosa unweit Florenz in den Apenninen.

Die Ordenstracht war eine Kutte von grauer, jetzt schwarzer Farbe; das Scapulier schwarz; als Kopfbedeckung diente ein breitkrempiger Hut.

Was die Heiligenbilder betrifft, so sieht man die Vallombrosaner-Tracht selten; nur **St. Gualbertus** wird stets in ihr dargestellt, außerdem kenntlich durch ein Christusbild, das er in der Hand hält, weil es sich beim Gebet ihm zuneigte.

5. Der Cartheuser-Orden.

Der Stifter desselben war Bruno, ein Chorherr zu Rheims, geboren zu Cöln (1030), und gleich ausgezeichnet durch seine wissenschaftliche Bildung, wie durch seinen tiefen christlichen Ernst. Die Sittenlosigkeit seiner Zeit bewog ihn, die Einsamkeit aufzusuchen. Daher begab er sich mit sechs gleichgesinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Bischof von Grenoble, der ihnen ein enges, von zwei schroffen, mit Schnee und Dornen bedeckten Felsen eingeschlossenes, schauriges Thal, Chartreuse, vier Stunden von Grenoble, als Aufenthaltsort anwies. Hier bauten sie ein kleines Oratorium, richteten sich jeder eine besondere Zelle ein, und verpflichteten sich zur strengsten Mönchsdisciplin. Durch unermüdeten Fleiß schufen sie binnen Kurzem die grausenhafte Einöde, die bis dahin nur der Aufenthalt wilder Thiere war, in eine lachende Gegend um, lebten dabei in der größten Armuth, genossen nie Fleisch, sondern nur Obst, Gemüse und Kleienbrot und waren, außer ihrer Arbeit im Garten und Feld, mit Gebet, Lesen und

Abſchreiben von Büchern beſchäftigt. Bruno, 1089 von ſeinem vormaligen Schüler, dem Papſt Urban II. nach Rom zu den höchſten geiſtlichen Würden berufen, ſchlug Alles aus und erbat ſich nur die Erlaubniß, in der Einöde von della Torre in Calabrien eine zweite Carthauſe zu gründen, wo er am 6. October 1101 ſtarb. Im Jahre 1623 wurde er von Gregor XV. canoniſirt. Der Orden ſelbſt erhielt 1170 allgemein die päpſtliche Beſtätigung, und hatte in den früheren Zeiten äußerſt ſtrenge Statuten. Außer dem unbedingten Verbot des Fleiſcheſſens war den Mönchen nur Donnerſtags einige Stunden hindurch und an den Capitelstagen das Sprechen geſtattet, ſonſt fortwährendes Schweigen auferlegt, und zu den geſetzlichen Caſteyungen gehörte unter andern, daß ſich jeder fünfmal im Jahre zur Ader laſſen mußte.

Späterhin, als der Orden reicher wurde, wußte man ſich die Einſamkeit auf mancherlei Weiſe, oft ſehr kunſtſinnig, zu verſchönern. Jede Carthauſe, zu welcher 13 Mönche, 16 Laienbrüder (fratres conversi) und 7 Donaten (niedere Diener) gehören, umfaßte, ſtatt der ehemaligen kleinen und engen Zellen, nachmals dreizehn höchſt bequeme und freundliche Wohnungen, jede mit mehreren Zimmern und einem netten Gärtchen. Die Laienbrüder beſorgten die häuslichen Wirthſchaftsangelegenheiten, die Donaten die niederen Hausdienſte und die Feld- und Gartenarbeit, und die Mönche ſelbſt, meiſt gebildet, kunſtſinnig und durch nichts an das rohe und ſchmutzige Weſen der Bettelmönche erinnernd, zeichneten ſich durch Wohlthätigkeit und Gaſtfreiheit aus.

Die Ordenstracht iſt bei den Mönchen: eine weiße Kutte mit einem weißen ledernen Gürtel oder einem hanfenen Strick zuſammengebunden. Capuze und Scapulier, die hier ein einziges Kleidungsſtück bilden, bei welchem unten an den Knieen das Vorder- und Hinterſtück durch zwei handbreite weiße Streifen verbunden ſind, von weißem Tuch. Dies iſt die Kloſtertracht. — Als Stadtkleid wird eine ſchwarze Kutte, oder über dem weißen Kloſterrock ein ſchwarzer Mantel getragen, und über dieſem eine vorn runde, hinten zugeſpitzte weiße Mozetta, an welcher hinten die ſchwarze Capuze, eine hinten ſpitz zulaufende Mütze, angenäht iſt.

Bei den Nonnen, deren Carthäuſen ſeit 1116 beſtehen, und die eine nicht ganz ſo ſtrenge Disciplin hatten, indem ſie die Erlaubniß erhielten, zuſammen zu ſpeiſen, und das Stillſchweigen öfter zu unterbrechen, iſt gleichfalls Rock, Wimpel und Scapulier weiß; auch hier ſind bei dem letzteren Vorder- und Hinterſtück durch zwei handbreite weiße Tuchſtreifen verbunden. Der Weidel allein, der bis an die Ellenbogen reicht, iſt ſchwarz.

Von Heiligen, die hierher gehören, ſind beſonders zu nennen:

St. Bruno, der Stifter des Ordens, ein Crucifix in der Hand, deſſen Enden in Blätter ausſchlagen, als Symbol des durch ihn neubelebten chriſtlichen Sinnes, einen Stern auf der Bruſt und eine Glorie mit Sternen um das Haupt.

— **Hugo**, als Cartheuſer, mit der Biſchofsmütze (er war, wie oben bereits erwähnt iſt, Biſchof von Grenoble) drei Blumen in der Hand und einen Schwan zur Seite, als Symbol der Einſamkeit. Häufig auch einen Engel neben ſich, der ihn vor dem Blitz ſchützt. Er † 1132.

6. Der Font-Evraud-Orden.

Der durch eine Menge ſeltſamer Bußübungen, insbeſondere aber durch ſeinen Eifer bei der Bekehrung gefallener Mädchen bekannte Robert v. Arbriſſel († 1117) war der Stifter dieſes Ordens (1094), der ſeinen Namen von Font-Evraud (Ebraldsbrunnen), einem Thal an den Grenzen von Poitou und Anjou erhielt, wo Robert ein weitläuftges Kloſtergebäude anlegte, in welchem bald mehrere Tauſende, nicht bloß Mönche, ſondern (ſeit 1100) auch Nonnen aufgenommen wurden. Ordensregel war die geſchärfte Benedictinerregel, und dieſer gemäß wurden die Religioſen beiderlei Geſchlechts nicht nur zu Andachtsübungen, ſondern auch zu Handarbeiten verpflichtet. Als Oberhaupt des Ordens wurde die Jungfrau Maria, und als irdiſche Stellvertreterin derſelben die jedesmalige Aebtiſſin des Kloſters betrachtet, die demnach auch über die Mönche die Oberherrſchaft führte. Meiſt war es eine vornehme Dame. So wurde Bertrade, da ſich der König Philipp I. von Frankreich von ihr ſcheiden laſſen mußte, Aebtiſſin von Font-Evraud, und unter weiblicher Oberherrſchaft konnte natürlich die anfängliche Strenge der Disciplin ſich nicht auf die Dauer erhalten, und das Geſetz der ſtrengen Abſonderung beider Geſchlechter wurde vielfach übertreten, was manche verdrüßliche Folgen hatte. Daher verlor der Orden, ſo raſch er ſich anfangs in Spanien und mehr noch in Frankreich ausgebreitet hatte, und ſo reich er durch eine Menge Schenkungen geworden war, ſpäterhin immermehr an Anſehen, und in der Zeit der Revolution erloſch er gänzlich.

Die Ordenstracht der Mönche war ein ſchwarzer Chorrock, über dieſem ein Scapulier, das etwas über den ſchwarzwollenen Gürtel reichte, und an welchem oben eine große Capuze angenäht war; über dem Scapulier die Mozetta.

Die Nonnen hatten zwei weiße Röcke, von denen der eine bis zu den Füßen, der darüber getragene bis zu den Knieen reichte, eine weiße Wimpel, und über dem weißen die Stirn umſchließenden Tuch einen ſchwarzen Weihel.

Als Chorkleid hatten außerdem beide Geſchlechter einen ſchwarzen, mantelartigen Ueberwurf mit weiten Aermeln, der vorn offen getragen wurde.

Unter den Heiligen iſt es vornehmlich

St. Robert v. Arbriſſel, der Stifter des Ordens, der in dieſer Tracht erſcheint, kenntlich außerdem an der unter dem Ordenskleide hervorragenden ritterlichen Rüſtung, weil er, um ſich zu caſteyen, fortwährend einen eiſernen Panzer auf dem bloßen Leibe trug.

7. Der Ciſtercienſer-Orden.

Wie der Orden der Cluniacenſer, ſo ſollte auch der Ciſtercienſer-Orden, geſtiftet 1098 von Robert v. Moleſme, einem Edelmanne zu Champagne, der in den geiſtlichen Stand getreten und Abt zu Moleſme geworden war, nur ein verbeſſerter und durch größere Strenge ſich auszeichnender Benedictiner-Orden ſein. Den Namen hatte er von dem Stammkloſter zu Ciſtercium (Citeaux) unweit Dijon, und ſeine raſche Ausbreitung, ſein hohes Anſehen und ſeine allgemeine Beliebtheit verdankte er vornehmlich dem umſichtigen und regen Eifer des heil. Bernhard v. Clairvaux, der 1113 Ciſtercienſermönch geworden war. Schon fünfzig Jahre nach der Stiftung des Ordens zählte er 500 Abteien, nnd obwohl das Geſetz gegeben wurde, daß neben einer ſchon beſtehenden Abtei im Umkreis von zehn Meilen keine neue errichtet werden ſollte, ſo ſtieg doch die Zahl der zu Citeaux und Clairvaux gehörigen Abteien allmälig auf zweitauſend.

Urſprünglich wollten die Ciſtercienſer weder von Almoſen, noch von Geſchenken, ſondern von ihrer Hände Arbeit leben, und lange Zeit hindurch zeichneten ſie ſich auch wirklich durch Fleiß und ſorgfältigen Anbau des Landes aus. Je reicher ſie jedoch wurden, deſto mehr beſchränkten ſie ſich auf die durch ihre Ordensregel (charta caritatis, entworfen 1119 von St. Stephan) vorgeſchriebenen, zahlreichen Andachtsübungen, und die nach und nach erlangte gänzliche Unabhängigkeit von den Biſchöfen bewirkte, daß ſie ziemlich bald einen ariſtokratiſch-republikaniſchen Mönchsſtaat bildeten, der unter der Oberaufſicht der Aebte von Citeaux, Clairvaux, La Ferte, Pontigny und Morimond ſtand, die jedoch wiederum von den Aebten der übrigen Ciſtercienſerklöſter zur Rechenſchaft gezogen werden konnten. Die Ordenstracht iſt eine weiße Kutte, darüber ein ſchwarzes Scapulier, über dieſem eine ſchwarze Mozetta, an welche die Capuze angenäht iſt.

Von den Heiligen aus dieſem Orden ſind zu nennen:

St. Robert v. Moleſme, der Stifter, in der Ordenstracht, häufig ein Kloſter zur Seite.

— **Bernhard v. Clairvaux**, ein Buch in der Hand, als Hindeutung auf ſeine große Gelehrſamkeit und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, einen Bienenkorb und einen Hund zur Seite, jenen, wegen ſeiner Beredſamkeit — er hieß darum auch Doctor mellifluus — dieſen als Symbol der Wachſamkeit für die ſeiner Hirtentreue anbefohlenen Schafe.

— **Lutgardis**, gewöhnlich als Ciſtercienſernonne dargeſtellt, weil ſie, vorher Aebtiſſin eines Benedictinerkloſters, ſpäter Ciſtercienſerin wurde; bisweilen auch abgebildet, wie ſie vor einem Crucifix knieend von Chriſtus mit dem einen, vom Kreuz losgemachten Arm umarmt wird. Erſcheint ſie auf dem Bild als blind, ſo bezieht ſich dies darauf, das ſie 11 Jahre vor ihrem Tode (1246) erblindete.

8. Der Prämonſtratenſer-Orden.

Der Stifter deſſelben war der Chorherr Norbert aus Xanten, der vorher als wohlhabender Edelmann ſehr üppig gelebt hatte, bis ihn eines Tages ein Blitzſtrahl, der ihn zu Boden warf, ohne ihm weiter zu ſchaden, zur gänzlichen Sinnesänderung bewog. Er verkaufte all ſein Hab und Gut, vertheilte das Geld dafür an die Armen, und ging von da an, ohne auf den Spott ſeiner früheren Lebensgefährten zu achten, barfuß und in Schaffelle gekleidet als Pilger einher. Lange konnte er keinen Ort finden, der ihm für das Kloſterleben, das er zu führen entſchloſſen war, rauh genug, und keine Kloſterregel, die ihm hinlänglich ſtreng war. Im Jahre 1120 wählte er endlich für ſich und dreizehn auserwählte Genoſſen eine, ſeiner Ausſage nach in einer Viſion ihm gezeigte, öde Heide (pré montré, pratum monstratum) bei Laon zum Aufenthaltsort, und die Armuth des neuen Ordens war anfänglich ſo groß, daß man kaum Brot hatte, die Disciplin ſo ſtreng, daß man ſich durchaus alles Fleiſchgenuſſes enthielt. Doch ſchnell wuchs das Anſehen deſſelben, und die Armuth machte bald einer großen Wohlhabenheit Platz. Kurz vor der Reformation hatte er an 2000 Klöſter, darunter 500 Nonnenklöſter, die meiſten in Deutſchland, den Niederlanden, Frankreich und England. Je mehr aber ſein Reichthum zunahm, deſto mehr gerieth die Kloſterzucht in Verfall, und deſto mehr verlor der Orden an Anſehen. Im XVIII. Jahrhundert hatte er in Italien keine, in Frankreich nur noch 42 Mönchsklöſter, und gegenwärtig nur eine geringe Anzahl von Klöſtern in Polen und den Oeſterreichiſchen Staaten, namentlich in Böhmen, wo ihm in Prag ein reiches und ſchönes Kloſter geblieben iſt.

Die Ordenstracht beſteht in einem ſchwarzen Rock, darüber ein weißes Scapulier mit weißer Mozetta, und über dieſem ein weißer Mantel. —

Von Heiligen in Prämonſtratenſer-Tracht ſind zu nennen:

St. Norbert, einen Kelch mit einer Spinne in der Hand. — Während der Meſſe war ihm nämlich einſt eine Spinne in den Abendmahlskelch gefallen, nachdem dieſer bereits conſecrirt war. Der kirchlichen Vorſchrift zufolge durfte er ſie nicht herausnehmen, ſondern mußte den Kelch, wie er da war, ausleeren. Bald darauf aber kam ihm das Nieſen an und dadurch wurde er von dem giftigen Thier wieder befreit. — Er † 1134 als Erzbiſch. v. Magdeburg.

— **Gottfried**, Graf von Kappenberg, eine Schüſſel mit Broten in der Hand, um an ſeine Mildthätigkeit gegen Arme zu erinnern. — Tief ergriffen von der Predigt des St. Norbert hatte er ſich 1121 an dieſen angeſchloſſen, alle ſeine Habe an die Armen vertheilt und mit ſeiner Gemahlin Jutta drei Klöſter geſtiftet, die er dem Prämonſtratenſer-Orden überließ. Er ſelbſt ſtarb im 31. Jahre 1127 in dem von ihm erbauten Kloſter Ilmenſtadt bei Frankfurt a. M.

— **Hermann Joſeph**, einen Apfel in der Hand, Chriſtus mit einem Beil zur Seite. — Der Apfel bezieht ſich darauf, daß er, das Kind armer Bürgersleute von Cöln, ſchon in ſeiner frühſten Jugend eine kindliche und innige Andacht zur Mutter Gottes bewies, und in dieſer ſeiner Liebe dem Chriſtkinde auf dem Marienbild in der Kirche St. Mariä zum Capitol einſt einen Apfel als Geſchenk darreichte, der von demſelben auch angenommen wurde. Chriſtus mit dem Beil erinnert an die ſchon erwähnte Fürbitte für ein verderbtes Kloſter,

9. Der Carmeliter-Orden.

Schon im IV. Jahrhundert hatten ſich chriſtliche Anachoreten den Carmel, jenes bekannte Vorgebirge in Paläſtina an der ſüdlichen Grenze von Galiläa, zum Aufenthalt gewählt, und eine Höhle daſelbſt ſoll bereits der alte Prophet Elias bewohnt haben. Hier ſtiftete nun gegen Ende des XII. Jahrhunderts Berthold, ein Mönch aus Calabrien, den Orden Unſrer Lieben Frauen vom Berge Carmel oder den Carmeliter-Orden, dem der Patriarch Albrecht v. Jeruſalem 1209 die alt orientaliſche Baſiliusregel und der Papſt Honorius III. 1224 die päpſtliche Beſtätigung gab. Gehört aber auch ſonach der Urſprung dieſes Ordens erſt den Zeiten des Mittelalters an, ſo blieben doch die Carmeliter Jahrhunderte lang ſteif und feſt bei der Meinung: der Prophet Elias ſei der eigentliche Stifter ihres Ordens, und alle heiligen Männer und Frauen des Alterthums, die Propheten, Pythagoras, die Galliſche Druiden, die Eſſäer und Phariſäer, die Jungfrau Maria und die andern heil. Frauen des N. T. ſeien Glieder deſſelben geweſen, und noch im XVIII. Jahrh. ſtellten ſie eine Statue des Propheten Elias in der Peterskirche zu Rom zu Ehren ihres Stifters auf.

Seit 1240 von den Saracenen verdrängt, verbreiteten sie sich in den verschiedenen Ländern Europa's, und während sie vorher ein wirkliches Einsiedlerleben geführt hatten, erhielten sie 1247 eine mildere Regel, die ihnen das klösterliche Zusammenleben gestattete. Von da an theilten sie sich auch nach und nach in vier verschiedene Congregationen.

1. Die beschuhten Observanten machten den Haupttheil aus, und wäre ihren Angaben zu trauen, so hätten sie im XVIII. Jahrh. 7500 Klöster und 180,000 Ordensglieder beiderlei Geschlechts gehabt.

2. Die Congregation von Mantua, seit 1438 von den Observanten geschieden und durch weiße runde Hüte ausgezeichnet, mit etwa 50 Mönchs- und wenigen Nonnenklöstern.

3. Die Theresianerinnen oder Barfüßerinnen in Spanien, 1562 von Theresia gestiftet.

4. Die Barfüßer in Italien, die sich 1600 von der Theresianer-Congregation, die anfänglich auch Mönchsklöster umfaßte, getrennt und ihrerseits selbst Nonnenklöster gestiftet hatten. Sie zählten im vorigen Jahrhundert gegen 8000 Mönche und Nonnen.

Die Ordenstracht war anfangs der schwarze Basilianerrock, darüber fein weiß und braun gestreifter Mantel, den sie 1287 mit einem weißen vertauschten. Seit der Mitte des XV. Jahrh. trugen sie eine dunkelbraune Kutte, darüber ein weißes oder graues Scapulier und einen weißen Mantel.

Heilige aus dem Carmeliter-Orden sind:

St. Cyrillus, über ihm eine Wolke, aus der ein Engel zwei Tafeln herabreicht. — Er empfing nämlich während der Messe in einer Nebelwolke, die ihn plötzlich einhüllte, von einem Engel zwei silberne Tafeln mit griechischer Schrift, mit dem Befehl, sie als neue Statuten für den Orden auf Pergament abschreiben, aus dem Silber aber einen Kelch und ein Rauchfaß machen zu lassen. — Er war der dritte Generalprior des Ordens und † 1244

— **Angelus**, als Carmeliter; Lilien und Rosen aus seinem Munde fallend, was der Legende zufolge bei seiner Predigt wirklich geschehen sein soll. Auf göttlichen Befehl verließ er den Berg Carmel und predigte den Ketzern in Sicilien den wahren Glauben, wurde dafür aber von ihnen 1225 ermordet.

— **Albertus Siculus**, eine Lilie (Symbol seiner Herzensreinheit und Keuschheit), ein Buch (Symbol seiner Gelehrsamkeit) und eine Lampe (Symbol seiner nächtlichen Studien und Andachtsübungen) haltend. Er † 1306 und gilt in Sicilien als Schutzpatron gegen das gelbe Fieber.

— **Simon Stock**, sogenannt, weil er, ehe er Generalprior zu Bordeaux wurde, als Einsiedler in einem hohlen Baum oder Stock ge-

lebt hatte, ein Scapulier in der Hand. — Er hatte daſſelbe von der Jungfrau Maria bekommen, mit der Zuſage, daß, wer in demſelben begraben würde, nicht in's Fegfeuer komme, — eine Auszeichnung, die dem Orden bald großes Anſehen verſchaffte.

St. Thereſia, die ſchon genannte Stifterin der Thereſianer-Congregation oder des Ordens der Carmeliter-Barfüßerinnen in Spanien, († 1582) ein brennendes Herz in der Hand, ein Crucifix mit vier Edelſteinen (Rubinen, um die vier blutigen Wundenmaale anzudeuten) vor ſich, weil ihr bei ihrer jedesmaligen Andacht die Wunden Chriſti wie Edelſteine entgegenfunkelten.

— **Maria Magdalena de Pazzis**, gleichfalls ein brennendes Herz in der Hand, und ein Crucifix mit den Wundenmaalen Chriſti vor ſich; außerdem eine Dornenkrone auf dem Haupte, die ſie unter dem Kopftuch trug, um ſich zu caſteyen. Sie † 1607.

10. Der Dominicaner-Orden.

Der Stifter dieſes urſprünglich aus regulirten Chorherren beſtehenden Ordens war bekanntlich der Spanier Dominicus de Guzman, von adeliger Herkunft und Archidiaconus zu Osma in Caſtilien. Sein Zweck war, zur Bekehrung der ketzeriſchen Albigenſer eine Prediger-Geſellſchaft zu ſtiften, und ſchon 1217 erhielt der kaum ſeit zwei Jahren beſtehende Orden von Honorius III. die päpſtliche Beſtätigung als Orden der Predigermönche, die in Frankreich, weil das erſte, von Matthias v. Paris, dem Vicar des Dominicus, zu Paris geſtiftete Kloſter in der St. Jacobsſtraße ſtand, auch Jacobiten hießen.

Außer dieſem Mönchsorden hatte Dominicus ſchon 1206 ein Nonnenkloſter für Dominicanerinnen angelegt, wozu kurz vor ſeinem Tode (er † 1221 zu Bologna) noch ein dritter, gleichfalls von ihm geſtifteter Orden der Ritterſchaft Chriſti kam, urſprünglich ein Verein von Edelleuten und Rittern zur kriegeriſchen Bekämpfung der Ketzer, nachmals aber in einen Orden von der Buße des heil. Dominicus für beide Geſchlechter umgewandelt, und weil er die dritte von ſeinen Stiftungen war, gewöhnlich Orden der Tertiarier genannt.

Die Ordenstracht beſteht in einem weißen Rock, darüber bei den Mönchen ein weißes, bei den Laienbrüdern ein ſchwarzes Scapulier, und über dieſem bei Allen ein ſchwarzer Mantel.

Von Heiligen in Dominicanertracht ſind vornehmlich folgende zu nennen:

St. Dominicus, einen Hund mit brennender Fackel im Maule, die Erdkugel beleuchtend, und einen Sperling neben ſich. — Der Hund bezieht ſich darauf, daß ſeiner Mutter während ihrer Schwanger-

ſchaft einſt träumte, ſie brächte einen ſchwarz und weißgefleckten Hund zur Welt, der mit einer angezündeten Fackel die ganze Erde erleuchtete. — Auch hier ſoll er übrigens zugleich Symbol der Wachſamkeit für den wahren Glauben ſein; denn die Dominicaner waren die erſten und eifrigſten Ketzerrichter. Das Spaniſche Inquiſitionstribunal beſtand bekanntlich aus Dominicanern, und die Fackel im Maule des Hundes hat in den Scheiterhaufen der Inquiſition eine nur zu wahre und ſchreckliche Deutung gefunden. — Der Sperling bezieht ſich darauf, daß dem Heiligen der Teufel einſt in dieſer Geſtalt erſchien.

— **Petrus Gonzalez,** auch **Elmus** genannt, in ſeinen Mantel gehüllt auf einem Kohlenfeuer liegend. — Er war, nachdem er Dechant zu Aſtorga in Spanien geweſen, in den Dominicaner-Orden getreten, und als ſtrenger Sittenprediger bekannt. Eine vornehme, ſchöne Dame wollte ihn verführen. Er entfloh ihr aber in ein anderes Zimmer, wo er, in ſeinen Mantel gehüllt, ſich auf ein brennendes Kohlenfeuer hinlegte, und darauf die Dame rufen ließ. Er war unverſehrt geblieben, und dies machte auf ſie einen ſo tiefen Eindruck, daß ſie ſich von Stund an bekehrte. Später verließ er den Hof, und wandte ſich mit ſeinem geiſtlichen Rath und Troſt vornehmlich den armen Fiſchern und Schiffern an der Meeresküſte zu, die ihn nachmals als ihren Schutzpatron verehrten. Er † 1246.

— **Petrus Martyr,** einen Säbel im Kopf, das Wort *„Credo"* zur Seite, oder mit Blut auf dem Fußboden geſchrieben. — Er war Inquiſitor in Mailand und wurde auf Veranlaſſung einiger Ketzer durch Meuchelmörder getödtet, 1252.

— **Hyacinthus,** den Hoſtienkelch und ein Marienbild tragend. Er war ein Schüler des heil. Dominicus und in Polen, Litthauen und weiterhin in Rußland ein eifriger Apoſtel der römiſch-katholiſchen Kirche. Bei der Zerſtörung von Kiew durch die Tataren (1241) trug er den Abendmahlskelch und das Marienbild der Kirche, um wenigſtens dieſe zu retten, mitten durch den Kriegstumult ſicher und ungefährdet hindurch. Er † 1257.

— **Raymundus de Pennaforte,** auf ſeinem Mantel über das Meer ſchwimmend. — Er war bald nach dem Tode des heil. Dominicus in den Orden eingetreten, und durch ſeine große Gelehrſamkeit zu den höchſten Kirchenämtern gelangt. Der König Don Jago wollte ihn, da er mit ſeiner Aufführung unzufrieden, Majorca zu verlaſſen beſchloſſen hatte, nicht ziehen laſſen. Raymund aber ließ ſich nicht halten, ſondern ſprang in ſeinen Mantel gehüllt in's Meer, das ihn ſicher an die jenſeitige Küſte trug. Er † 1275.

— **Thomas von Aquino,** einen Hoſtienkelch in der Hand, eine Taube über ſeinem Haupte. — Berühmt als Doctor angelicus, war

er einer der größten und gelehrteſten Theologen des Mittelalters. Der Hoſtienkelch ſoll daran erinnern, daß das noch jetzt gebräuchliche Officium beim Frohnleichnamsfeſt, wozu der bekannte von ihm gedichtete Hymnus „Pange lingua gloriosi corporis mysterium" gehört, von ihm herrührt; die Taube iſt das bekannte Symbol der Inſpiration. Er † 1274.

— **Vincentius Ferrerius**, eine Sonne mit den Buchſtaben IHS haltend, oft Juden und Saracenen um ſich. — Die Buchſtaben IHS ſind bekanntlich die Anfangsbuchſtaben des Namens Jeſu *(ΙΗΣΟΥΣ)* und die Sonne iſt Symbol des Lichtes, das mit der Verkündigung Jeſu und ſeines Evangelii für die Heiden anbrach. Daher deutet die Sonne mit jenen drei Buchſtaben, ein auch bei den Jeſuiten ſehr beliebtes Zeichen, überall auf die Miſſionsthätigkeit hin und iſt Abzeichen der chriſtlichen Miſſionare. Daß Vincentius ſich hauptſächlich um die Bekehrung der Juden und Saracenen verdient machte, wird auf den Bildern dadurch angedeutet, daß er von dieſen umgeben dargeſtellt wird. Er † 1419.

— **Katharina v. Siena**, die Wundenmaale Chriſti an den Händen — er ſelbſt hatte ſie ihr eingedrückt — einen Ring in der Hand, den Chriſtus ihr als Brautring gegeben. Sie † 1380.

— **Roſa de Lima**, eine Roſe in der Hand und eine Stachelkrone auf dem Haupt. — Sie war von Spaniſcher Abkunft, in Peru geboren, und hieß eigentlich Iſabella; ihrer reizenden Schönheit wegen aber wurde ſie Roſa genannt. Die Lobſprüche jedoch, die ſie überall von den Bewunderern ihrer Reize hören mußte, veranlaßten ſie, ihre Geſichtsfarbe freiwillig zu verderben. Sie ward Dominicanernonne und trug als ſolche bis zu ihrem Tode (1617) unter dem Weihel eine Krone mit Stacheln.

11. Der Franciscaner-Orden.

Die Franciscaner oder Minoriten (fratres minores, wie ſie ſich aus Demuth nennen ſollten), nächſt den Dominicanern der bedeutendſte und einflußreichſte Bettlerorden, hatten zu ihrem Stifter den heiligen Franciscus, geboren zu Aſſiſi in Umbrien, 1182, der in der Taufe den Namen Johann erhalten hatte, und ſpäterhin erſt, wegen ſeiner Fertigkeit im Franzöſiſchen, wodurch er bei dem Handelsgeſchäft, zu dem ihn ſein Vater beſtimmt hatte, ſehr gute Dienſte leiſtete, Franciscus genannt worden war. Von Natur ſanft, gefällig und freigebig genoß er als Jüngling die Freuden der Welt, obwohl nicht in übertriebenem Maße, aber durch einen Traum, in dem er eine Menge Waffen, alle mit dem Kreuz bezeichnet, ſah und die Worte vernahm, daß ſie für ihn und ſeine Freunde beſtimmt ſeien, belehrt, nahm er bald darauf Kriegsdienſte in Apulien, bis ein zweiter Traum ihn belehrte, daß der geiſtliche Krieger-

ſtand damit gemeint geweſen ſei. Darauf verkaufte er alles, was er hatte, verſchenkte das Geld an die Armen, kleidete ſich in eine Mönchskutte und gürtete ſich mit einem Knotenſtrick, der ihm zugleich als Bußgeißel diente, und von dem die Franciscaner in Frankreich den Namen *Cordeliers* erhielten. Bald fanden ſich mehrere Gleichgeſinnte um ihn, und ſchon 1210 beſtätigte der Papſt Innocenz III. die neue Ordensgeſellſchaft, deren erſter Grundſatz der ſein ſollte, gar kein eigenthümliches Privilegium, am wenigſten irgend welchen äußeren Beſitz zu haben. Um das Jahr 1220 unternahm Franciscus eine Wallfahrt nach Paläſtina, und zurückgekehrt von dieſer lebte er als Eremit auf einem Berg in den Apenninen, wo er, wie die Legende meldet, in einer Viſion einen gekreuzigten Seraph ſah, der ſeine Hände, Füße und die rechte Seite durchbohrte, ſo daß nunmehr auch er die Wundenmaale des Herrn an ſich trug. Davon erhielt der Orden ſelbſt ſpäterhin den Namen des ſeraphiſchen, und hieraus erklärt ſich auch der Beiname Doctor Seraphicus, der dem Johannes Bonaventura († 1274), einem der berühmteſten Franciscaner, gegeben war.

Jemehr der Orden mit unglaublicher Schnelligkeit an Bedeutung und Anſehung gewann, deſto natürlicher war es, daß er dem Dominicaner-Orden bald als Nebenbuhler an die Seite trat, und um mit ihm rivaliſiren zu können, mußte er auch auf dem Gebiet der theologiſchen Wiſſenſchaft den Dominicanern Ordensmitglieder entgegenſtellen, die jenen das Gleichgewicht hielten. Während daher jene auf ihren Albertus Magnus († 1280) und beſonders auf ihren großen Thomas Aquinas ſtolz waren, rühmten dieſe ihren Alexander Haleſius († 1245) als den Doctor irrefragabilis und Monarcha theologorum, und mehr noch ihren Duns Scotus († 1308) als den Doctor subtilis, und nannten den Thomiſten gegenüber mit Stolz ſich Scotiſten, beſonders in ihrem Streit für die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Minder ſtolz und ſtreng als jene, wußten ſie ſich mit einer oft ins Gemeine und Niedrige ausartenden Vertraulichkeit die Liebe des Volkes zu gewinnen, und ihre Klöſter gelangten durch die einträgliche Bettelei des Ordens bald zu ſo bedeutenden Reichthümern, daß es in der That keine unpaſſendere Bezeichnung für ſie geben konnte, als wenn die Deutſchen in ihrem gutmüthigen Spott ſie immer noch, nach wie vor, „Nullbrüder“ nannten.

Ihr Stammkloſter war bei der St. Marienkirche zu Portiuncula, woher der, ungeheure Schätze einbringende Portiuncula-Ablaß ſeinen Namen hat, den der Papſt Honorius III. dem Orden durch eine Bulle vom Jahre 1222 beſtätigte, in welcher Jedem, der in der Portiuncula-Kapelle betete, vollkommene Sündenvergebung verheißen war. Gefeiert wird das Portiunculafeſt bekanntlich noch jetzt am 2. Auguſt.

Die Ordenstracht der Franciscaner beſteht in einem Rock von braunem, früher grauem Zeuge, mit einem weißen, dicken Gürtel-

ſtrick mit Knoten; darüber eine große Mozetta, vorn und hinten etwas zugeſpitzt, an welche hinten die runde und kurze Capuze angenäht iſt. Auf Reiſen tragen die terminirenden (collectirenden) Brüder einen braunen Mantel und Hut.

Als Heilige aus dieſem Orden ſind zu nennen:

St. Franciscus, die fünf Wundenmaale Chriſti an ſeinem Körper, eine Lilie in der Hand, oft ein geflügeltes Crucifix als Himmelserſcheinung vor ſich. — Er † 1226.

— **Antonius v. Padua**, auf italieniſchen Bildern häufig ohne weiteres Attribut, bloß in der dunkelbraunen Franciscanerkutte dargeſtellt; auf andern Bildern ein Chriſtkind tragend, einen Lilienſtengel in der Hand, den Fiſchen predigend, oder einen Eſel zur Seite, dem er die geweihte Hoſtie vorhält, vor welcher das Thier ehrfurchtsvoll niederkniet. — Durch dieſes Wunder hatte er einſt einen Ketzer von ſeiner Geringſchätzung des Altarſacraments geheilt. Er † 1231.

— **Johannes Bonaventura**, in der Ordenstracht, mit den Inſignien der biſchöflichen Würde; zum Zeichen ſeiner Verdienſte als Kirchenlehrer ein Buch in der Hand; einen Engel vor ſich, der ihm das Sacrament reicht. — Aus Demuth wagte er nämlich oft nicht, daſſelbe zu empfangen; daher brachte ihm einſt ein Engel während der Meſſe eine conſecrirte Hoſtie. — Den Zunamen Bonaventura verdankt er dem heiligen Franciscus, dem er als todtkrankes Kind von ſeiner Mutter zur Heilung gebracht worden war, die auf das Gebet des Heiligen auch bald erfolgte, und beim Anblick des Kindes hatte dieſer im prophetiſchen Hinblick auf die künftige Wirkſamkeit deſſelben ausgerufen: O bona ventura!

— **Conrad v. Piacenza**, als Franciscaner, kleine Vögel um ſich. — In ſeiner Jugend ein leidenſchaftlicher Jagdliebhaber zündete er einſt im Walde ein Feuer an, um das Wild aus dem Dickicht zu verſcheuchen. Dieſes griff um ſich, und es entſtand ein großer Waldbrand, der einem armen Manne Schuld gegeben wurde. Auf der Folter bekannte dieſer ſich auch dazu. Bald darauf jedoch meldete ſich Conrad als Thäter, leiſtete die Buße, verkaufte alle ſeine Güter, um den Schaden zu vergüten und trat zu Rom in den Franciscanerorden. Von da wandte er ſich ſpäter nach Sicilien, wo er ſich insbeſondere der Krankenpflege widmete, und 1351 als Einſiedler ſtarb.

— **Johannes Capiſtranus**, ein rothes Kreuz auf der Bruſt, die Kreuzesfahne in der Hand. — Er durchreiſte ganz Europa, predigte überall den Kreuzzug gegen die Türken, und nahm ſelbſt an dem Krieg gegen ſie Theil, indem er dem Heere des Johannes Corvinus die Kreuzesfahne in der Schlacht vorantrug. Er † 1456.

— **Bernhardin v. Siena**, einen Stab, an deſſen oberem Ende eine Strahlenſonne mit dem Zeichen IHS beſtndlich, in der Hand

tragend, das bekannte Miſſionarzeichen. — Er war, wie ſeine beiden Zeitgenoſſen Johannes Capiſtranus und Vincentius Ferrerius, als feuriger und kräftiger Prediger berühmt, und predigte einſt ſo gewaltig gegen die üppige Weltluſt, daß viele Zuhörer ihre Spieltiſche und allen weltlichen Tand verbrannten. Ein armer Handwerker, der ſich dadurch in ſeinem Gewerbe ganz ruinirt ſah, ſtellte ihm ſeine Noth vor, und der Heilige bedeutete ihn, er ſolle von nun an nur Sonnen mit dem Jeſuszeichen machen. Er that dies und wurde dadurch ein reicher Mann. St. Bernhardin † 1441.

— **Petrus v. Alcantara**, ein Kreuz im Arm und eine Geißel in der Hand, als Zeichen ſeiner überaus ſtrengen Bußübungen; häufig eine Taube am Ohr, als Symbol der göttlichen Offenbarungen, die ihm zu Theil wurden. Er † 1562.

— **Johannes de Deo**, gewöhnlich als Franciscaner-Barfüßer, um den Hals einen Strick, an dem zwei Töpfe hängen, mit denen er täglich für ſeine Hospitalkranken in der Stadt collectirte. Er war bekanntlich der Stifter des Ordens der barmherzigen Brüder, dem Pius V. im Jahre 1575 das Ordenskleid und die Auguſtinerregel gab und der ſich durch ſeine aufopfernde, ſtille und anſpruchsloſe Wirkſamkeit um die leidende Menſchheit unvergängliche Verdienſte erworben hat und noch erwirbt. — Er † 1550.

— **Salvator ab Horta**, ein Bäumchen in der Hand, über glühende Kohlen gehend. — Das Bäumchen iſt wahrſcheinlich nur Hindeutung auf das Kloſter Horta bei Tortoſa, in dem er lebte und von welchem er den Namen hat; das Gehen auf glühenden Kohlen war eines ſeiner Wunder. Er † 1567.

— **Margaretha de Cortona**, als Franciscanernonne, einen Hund neben ſich. — Sie hatte neun Jahre lang als Luſtdirne gelebt, bekehrte ſich aber, da ſie von dem Hunde ihres Buhlen am Kleide fortgezogen zu einer Grube geführt wurde, in der ſie denſelben ermordet fand, ging alsbald ins Kloſter und ſtarb unter ſtrengen Bußübungen 1297.

— **Eliſabeth**, die ſchon oben angeführte Landgräfin v. Thüringen, wird gleichfalls häufig in der braunen oder grauen Franciscanertracht abgebildet. Die Roſen, die ſie bisweilen in einem Körbchen trägt, beziehen ſich darauf, daß ſich einſt die Lebensmittel, die ſie den Armen brachte, als ihr Vater, Andreas II. von Ungarn ihr begegnete und ſie über ihre zu weit getriebene Mildthätigkeit ausſchelten wollte, in Roſen verwandelten.

12. Der Clariſſen-Orden.

Schon 1209 hatte der heil. Franciscus einen Orden für Nonnen geſtiftet, die von den Stammkloſter bei der St. Damiankirche in Aſſiſi

Damianiſtinnen, ſpäterhin nach ihrer erſten Priorin St. Clara, die 1234 in den Orden eintrat, Clariſſinnen hießen. Von dem Papſt Urban IV., der für das Clariſſenkloſter Longchamps bei Paris eine beſondere Regel gab, nannte ſich ein Theil derſelben auch Urbaniſtinnen.

Die Ordenstracht beſteht in einem langen, engen, grauen oder braunen Rock mit ziemlich engen Aermeln, und einem weißen Gürtelſtrick mit Knoten, darüber eine weiße Wimpel. Kopf und Stirn ſind mit einem weißen Tuch bedeckt und darüber ein ſchwarzer Weihel oder Schleier. Bei den Urbaniſtinnen verhüllt die Wimpel noch das halbe Kinn, und wie die übrigen Clariſſinnen tragen auch ſie im Chor außerdem noch einen langen weiten Mantel, der am Halſe über dem ſchwarzen Weihel zuſammengehakt iſt.

Von Heiligen in dieſer Ordenstracht ſind beſonders zu erwähnen;

St. Clara, eine Monſtranz haltend. — Als nämlich der Kaiſer Friedrich II. die Saracenen hatte nach Italien kommen laſſen, wollten dieſe bei der Belagerung von Aſſiſi auch das St. Damiankloſter plündern. Clara, die Priorin des Kloſters, obwohl damals äußerſt ſchwach und krank, ließ ſich gleichwohl an die Kloſterpforte tragen mit dem Sacrament, das in einer elfenbeinernen Büchſe und einem ſilbernen Gehäuſe eingeſchloſſen war, und die Saracenen, welche bereits die Mauern erſtiegen hatten, wurden durch ihr Gebet und die vorgehaltene Monſtranz ſo kräftig abgewehrt, daß ſie die Flucht ergriffen. — Sie † 1253.

— **Katharina v. Bologna,** das Chriſtkind auf dem Arm tragend. — Sie war vorher häßlich und ganz braun im Geſicht. Einſt aber, als ihr, da ſie inbrünſtig betete, die Jungfrau Maria das Chriſtuskind in die Arme gab, ließ der freudige Schreck über eine ſolche Auszeichnung ſie ſo erblaſſen und erröthen, daß ſie von da an die reizendſte und friſcheſte Geſichtsfarbe erhielt. — Sie † 1463.

13. Der Auguſtiner-Orden.

Auguſtinus, der hochberühmte Kirchenlehrer und Biſchof, von welchem dieſer Orden den Namen hat, iſt zwar durch Wort und That Beförderer des Mönchslebens geweſen; unerwieſen aber iſt die Behauptung, daß er ſelbſt einen Mönchsorden mit einer beſtimmten Ordensregel geſtiftet habe. Die verſchiedenen Zweige des Auguſtinerordens, regulirte Chorherren, Auguſtiner-Eremiten, Auguſtinerinnen und Tertiarier, entſtanden vielmehr erſt im XI. Jahrhundert und erhielten erſt ſeit dieſer Zeit ihre Ordensregel. So wurden erſt 1256 die vorher ohne Ordensverband zerſtreut lebenden Auguſtiner-Eremiten zur Clauſur vereinigt, und 1567 von Pius V. als der vierte Bettelorden nach den Dominicanern, Franciscanern und Carmelitern beſtätigt. Uebrigens

hatten die Auguſtiner ſchon vor der Reformation an 2000 Mönchs- und 300 Nonnenklöſter, und bekanntlich war auch Luther vorher Auguſtinermönch.

Die Ordenstracht iſt eine ſchwarze Kutte mit einem Gürtelriemen; darüber ein ſchwarzer Mantel; bei den Nonnen iſt Rock und alles Uebrige weiß, nur der Schleier ſchwarz.

Heilige, in der Auguſtinertracht dargeſtellt, ſind:

St. Theotonius, ein Abt zu Coimbra; † 1166.

— **Nicolaus v. Tolentino**, eine Schale mit Geld und einen Lilienſtengel haltend; zur Seite ein Stern; bisweilen auch muſicirende Engel über ihm. — Den Stern hatte man ſchon bei ſeinen Lebzeiten von St. Angelo, einem armſeligen Dorf, in dem er geboren war, nach Tolentino, wo er Kanonikus wurde, ziehen ſehen, zum Zeichen, daß der auf dem kirchlichen Gebiet von Tolentino leuchtende Stern in jenem ſchlechten Dorf aufgegangen ſei. Die Schale mit Geld iſt Symbol ſeiner Mildthätigkeit gegen Arme. — Er † 1308.

— **Maria v. Oignies**, als Auguſtinerin. — Sie lebte zu Oignies in Brabant, wo ſie auch begraben liegt, berühmt durch viele Viſionen und eine Menge Wunder; † 1213.

14. Der Cöleſtiner-Orden.

Den Damianiſtinnen gegenüber bildete ſich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts ein Mönchsorden, unter dem Namen der Eremiten des heil. Damianus, die der Praxis ihres Schutzpatrons getreu den größten Werth auf blutige Geißelungen legten. Der Papſt Cöleſtin V. beſtätigte ſie und gab ihnen die Regel des heil. Benedict (1274). Da der Orden jedoch ſich nur dem beſchaulichen Leben widmete, und außerdem durch die harten Geißelungen die Meiſten zurückſchreckte, ſo hat er nie in der Kirche ſonderliche Bedeutung erlangt.

Die Ordenstracht war ein weißer Rock mit weiß wollenem oder ledernem Gürtel; darüber ein ſchwarzes Scapulier; über dieſem eine runde, nur die Schultern bedeckende Mozetta, an welcher hinten die Capuze angenäht war, die bis auf die Mitte des Rückens herabreichte. Im Chor und in der Stadt wurde ſtatt des weißen Rockes eine große ſchwarze Kutte getragen.

Unter den Heiligen erſcheint nur der Papſt Cöleſtin in dieſer Tracht; bisweilen die Tiara neben ſich, weil er ſie 1293 niederlegte, und ſich in die Einſamkeit zurückzog, wo er 1300 ſtarb. Die Taube an ſeinem Ohr iſt Symbol der Inſpiration, und die Dämonen, die er um ſich hat, ſollen an ſeinen unabläſſigen Kampf gegen Sünde und Teufel erinnern.

15. Der Trinitarier-Orden.

Der Zweck dieſes 1198 in Spanien von Johannes v. Matha und Felix v. Valois geſtifteten Ordens von der heil. Dreieinigkeit war, Almoſen zur Loskaufung gefangener Chriſtenſclaven zu ſammeln, und in kurzer Zeit entſtanden, dem einmal gegebenen Beiſpiel folgend, in Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, Polen, ſelbſt in Amerika Geſellſchaften, die ſich zu demſelben milden Zweck vereinigten, und in Spanien gab es ſchon ſeit 1201 auch weibliche Klöſter dieſes Ordens, der in Frankreich, weil die Trinitarier ihr erſtes Kloſter in Paris bei einer Kapelle des heil. Mathurin angelegt hatten, Mathuriner-Orden hieß.

Anfangs war es ein geiſtlicher Ritterorden, dem der Papſt Innocenz III. in Folge einer Viſion als Abzeichen ein weißes Kleid mit einem rothen und blauen griechiſchen Kreuz gab. Später geſtaltete er ſich ganz zum Mönchsorden um, und die Ordenstracht war ſeitdem ein weißer Rock mit ſpitz zulaufender Capuze; darüber ein weißes Scapulier mit dem erwähnten zweifarbigen Kreuz, und über dieſem ein ſchwarzer Mantel, gleichfalls mit dieſem Kreuz bezeichnet.

Als Heilige in der Trinitariertracht ſind die beiden Stifter des Ordens zu nennen:

St. Johannes v. Matha, ein Stück Kette, oder einen gefeſſelten Sclaven haltend. Er † 1213.

— **Felix v. Valois**, gleichfalls Ketten in der Hand; außerdem einen weißen Hirſch mit einem Kreuz zwiſchen dem Geweih zur Seite, der hier Symbol der von den Saracenen gequälten und faſt zu Tode gehetzten Chriſten iſt, die zu dem Heiligen ihre Zuflucht nehmen und bei ihm Schutz und Rettung finden. Um ihn von Johannes v. Matha zu unterſcheiden, ſind ihm in der Regel als Hindeutung auf ſeine fürſtliche Herkunft die Inſignien der Fürſtenwürde beigegeben.

16. Der Brigitten-Orden.

Geſtiftet wurde dieſer Orden von Brigitta, einer ſchwediſchen Prinzeſſin († 1373), die ſchon in der Jugend einem ſtrengen Andachtsleben ſich hingebend, als Ehefrau und Wittwe dabei beharrte, und um auch Andere dazu anzuleiten, den Orden des Welterlöſers ſtiftete, in welchem, wie im Orden von Font-Evraud, Mönche und Nonnen zuſammen wohnten, und die Wallfahrten nach Jeruſalem und St. Compoſtella ſehr empfohlen waren. Urban V. beſtätigte den Orden 1370, der unter der weiblichen Leitung einer Aebtiſſin von Wadſtena ſtand.

Die Ordenstracht war ein ſchwarzer Rock, mit weißer Wimpel

und weißem Weihel, der vorn über der Stirn einen ſchwarzen Beſatz hatte, ſo jedoch, daß ein ſchmaler weißer Rand zu ſehen war.

St. Brigitta, die Stifterin des Ordens, wird in dieſer Tracht dargeſtellt. —

17. Der Minimen-Orden.

Der Stifter dieſes Ordens war Franz v. Paula (geb. 1416 † 1507), dem weder die Disciplin der Franciscaner, noch ihre Bezeichnung als fratres minores oder Minoriten demüthig genug ſchien. Daher geſtattete er den Mönchen, was die Nahrungsmittel betraf, nur Brot, Oel und Waſſer, und anſpruchsloſer, als jene, ſollten ſie ſich fratres minimi nennen.

Die Ordenstracht iſt ein langer, ſchwarzer Rock, ein ſchwarzes, vorn und hinten nur bis zu den Hüften reichendes und unten abgerundetes Scapulier, an dem die kleine runde Capuze angenäht iſt. Der ſchwarze, wollene Gürtel, in fünf Knoten geſchürzt, hängt vorn bis auf die Füße herab. Darüber wird beim Ausgehen ein ſchwarzer Mantel getragen, auf dem Kopf ein kleines Käppchen. Das Wappen des Ordens iſt das Wort „Charitas" mit goldenen Buchſtaben und von Strahlen umgeben, in blauem Felde.

Die Minimen-Nonnen, deren Urſprung in das Jahr 1495 fällt, haben gleichfalls Rock und Scapulier ſchwarz; den Gürtel ebenſo, wie die Mönche; außerdem eine weiße Wimpel, einen ſchwarzen, weißgefutterten Weihel, und den Mantel.

Von Heiligen in dieſer Ordenstracht ſind zu nennen:

St. Franciscus de Paula, kenntlich an dem Wort „Charitas" in einer Glorie; öfters auch auf ſeinem ausgebreiteten Mantel über das Meer fahrend; denn ſo ſoll er einſt in Ermangelung eines Schiffes nach Sicilien gefahren ſein.

— **Euphraſia**, einen Stein tragend, Symbol ihrer Caſteyung und Abtödtung. — Sie ſtarb 1534.

18. Der Capuciner-Orden.

Der Stifter des Ordens war der Franciscaner-Obſervant Matthäus de Baſſi (1525) und der Zweck deſſelben kein anderer, als der, den Franciscaner-Orden wieder zu ſeiner urſprünglichen Form und Strenge zurückzuführen. Dies ſollte ſich ſchon äußerlich darin kund geben, daß die Tracht des heiligen Franciscus wieder eingeführt, und namentlich die große, ſpitz zulaufende, viereckige Capuze wieder am Rock angenäht getragen werden ſollte. Der Papſt Clemens VII. beſtätigte 1528 den Orden, deſſen Glieder außerdem den Bart wachſen

laſſen, ein ſtrenges Leben führen und Bettelmönche ſein ſollten, und Paul III. gab ihnen in einer Bulle vom J. 1536, wegen der ihnen eigenthümlichen Capuze, den Namen „Capuciner".

Ihre Ordenstracht iſt ein brauner Rock mit lang herabfallender, ſpitz zulaufender Capuze; darüber ein Mantelkragen, der bis in die Mitte der Schenkel reicht; ferner ein Gürtelſtrick, und ein daran hängender Geißelſtrick. Außerdem ſind ſie kenntlich durch den langen Bart und die Sandalen, die ſie als Barfüßermönche tragen.

Heilige, in dieſer Ordenstracht dargeſtellt, ſind:

St. Felix a Cantalicio, das Chriſtkind tragend. — Die Jungfrau Maria gab es ihm einſt, da er inbrünſtig vor ihr betete, vom Bilde heraus auf ſeinen Arm. Er ſtarb 1587.

— **Rainerius**, einen Stier neben ſich. — Ein wild gewordener Stier war einſt auf ihn, da er eben beim Gebet war, zugerannt und hatte ihn mit den Hörnern hoch in die Luft geſchleudert. Unverſehrt aber war er von ſeinem Falle wieder aufgeſtanden und hatte ſein Gebet fortgeſetzt. Er ſtarb 1589.

— **Fidelis v. Siegmaringen**, mit einer Stachelkeule, der ſchon oben erwähnte Dr. Marcus, der wegen ſeiner eifrigen Predigten gegen die Calviniſten in einem Volkstumult erſchlagen worden war. (1622.)

19. Der Oratorianer-Orden.

Geſtiftet wurde derſelbe 1574 zu Florenz von Philipp v. Neri (geb. 1515 † 1595). Die Mitglieder waren und blieben Weltprieſter, denen keine beſonderen Mönchsgelübde abgenommen wurden, und die wieder austreten konnten, ſobald ſie in ein Kloſter gehen wollten. Zweck ihrer Vereinigung war die gemeinſchaftliche Andacht in einem Bethauſe (oratorium, woher auch der Name), womit ſpäterhin wiſſenſchaftliche Arbeiten verbunden wurden, und daher haben die Oratorianer außer dem berühmten Baronius noch manche andere auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft rühmlich bekannte Männer unter ihren Mitgliedern.

Die Tracht iſt der lange ſchwarze Weltprieſterrock, mit einem Schlitz auf der Bruſt, der mit zwei Köpfen geſchloſſen iſt, oben ein knapp umgeſchlagener Hemdekragen, und ein langer ſchwarzer Mantel; auf dem Kopf ein Birrett.

St. Philipp v. Neri wird meiſt in dieſer Tracht dargeſtellt.

20. Der Jeſuiten-Orden.

Wie bei den Oratorianern, ſo iſt auch bei den Jeſuiten, deren Orden, was ſeinen Stifter und ſeine Geſchichte anbelangt, zu bekannt iſt, als daß es hier beſonderer Notizen bedürfte, die Kleidung, wie bei

den Weltgeistlichen, und die Ordensregel erlaubte außerdem noch ausdrücklich, daß man sich überall „nach Landesgebrauch“ kleiden dürfe.

Die Heiligen aus diesem Orden würden sich daher schwer unter einander und von andern Priestern unterscheiden lassen, wenn sie nicht an besonderen Attributen kenntlich wären.

St. Ignatius v. Loyola ist kenntlich an dem I H S (auf der Brust, oder an dem obern Ende eines Stabes angebracht und von Sonnenstrahlen umgeben.) Der Legende zufolge soll Christus ihm mit dem Kreuze in einer Vision erschienen sein und ihn mit den bekannten: In Hoc Signo vinces gestärkt haben, alle, gegen die Stiftung seines Ordens erhobenen Schwierigkeiten zu überwinden. Nach anderen Erklärungen soll das I H S „Iesus Hominum Salvator,“ oder „Iesus Homo Sanctus“ oder „In Hoc Salus“ heißen. Die einfachste und richtigste Erklärung aber läßt es die Anfangsbuchstaben des Namens Jesu sein.

— **Franciscus Xaverius**, ein Kreuz oder das eben erwähnte Missionszeichen in der Hand. — Als Heidenapostel unermüdet thätig war er von Ostindien aus bis nach Japan vorgedrungen, und hatte bis 1552, wo er starb, Tausende von Wilden bekehrt.

— **Aloysius Gonzaga**, ein Kreuz und eine Lilie in der Hand. — Er hatte das Marquisat von Castiglione an seinen jüngeren Bruder abgetreten und war ins Kloster gezogen, wo er 1591 im 23. Lebensjahre starb. Die Lilie ist Symbol seiner jungfräulichen Herzensreinheit und er selbst in dieser Beziehung ein von den Jesuiten besonders hochverehrtes Vorbild.

— **Franciscus Borgia** mit dem Cardinalshut, den Fürstenhut neben sich, weil er Grande v. Spanien und Herzog v. Gandia gewesen, ehe er Jesuit wurde.

— **Johannes de Goto**, eine Lanze in der Hand, als Hindeutung auf seinen Märtyrertod als Missionar.

— **Stanislaus Kostka**, als zarter Jüngling, einen Engel neben sich. — Er war in Wien in einem protestantischen Hause erkrankt, wo ein Engel ihm das Altarsacrament reichte. Auf seinen Wunsch, Jesuit zu werden, prüfte Canisius ihn lange und sandte ihn endlich nach Rom zu Franz Borgia, dem Jesuitengeneral, der ihn aufnahm. Doch schon im zehnten Monat seines Noviziates starb er (1586) im Rufe großer Heiligkeit.

5. Die Abzeichen des priesterlichen Standes.

Obwohl die priesterliche Tracht im christlichen Alterthum ungleich einfacher war, als in der späteren Zeit, so ist doch, da es den Malern

im Mittelalter weniger auf hiſtoriſche Richtigkeit, als vielmehr darauf ankam, von den Zeitgenoſſen verſtanden zu werden, für die dem Prieſterſtand angehörigen Heiligen meiſt die mittelalterliche Prieſtertracht üblich geworden, und wie ſtörend es auch dem Hiſtoriker ſein mag, wenn er den heil. Hieronymus, der 420 ſtarb, in dem flachen, breitkrempigen, rothen Cardinalshut ſieht, der erſt 1245 auf einem Concil zu Lyon den Römiſchen Cardinälen als Abzeichen ihrer Würde gegeben wurde, ſo ſehr erleichtert doch die anachroniſtiſche Praxis der Maler das Wiedererkennen der Heiligen auf den Bildern. Wäre, um durch ein Beiſpiel dies klar zu machen, der Märtyrer Stephanus in der herkömmlichen Apoſteltracht dargeſtellt worden, ſo würde der, als Hindeutung auf ſeine Steinigung, ihm beigegebene Stein nicht hingereicht haben, ihn von Timotheus, zu unterſcheiden, da dieſer gleichfalls mit einem Stein darzuſtellen war. Indem aber der Maler den Märtyrer in das Diakonen-Gewand ſeiner Zeit kleidete, konnte für den Beſchauer des Bildes kein Zweifel mehr ſein, daß es den in der Bibel als Diakon bezeichneten Stephanus darſtellte.

Was die geiſtliche Tracht im Allgemeinen betrifft, ſo iſt ſie im Weſentlichen und bei Allen, die am Kirchendienſte Theil haben, folgende:

1. Der Talar oder Chorrock (vestis camisialis) ein langer Tuchrock, meiſt von ſchwarzer, doch auch von anderer Farbe, namentlich bei Kloſtergeiſtlichen, deren Chorrock auch beim kirchlichen Gottesdienſt natürlich immer die in der Ordensregel vorgeſchriebene Farbe haben muß. Dieſen, auch in der evangeliſchen Kirche beibehaltenen Talar — nur daß er hier faltenreich und mit weiten Aermeln verſehen iſt, während er in der katholiſchen enge Aermel hat und knapp anliegt — trägt der Biſchof ebenſo gut, wie der niedrigſte Kerzenträger, und kein beim Kirchendienſt Betheiligter darf im Chore oder dem für den geiſtlichen Stand beſtimmten Raum in der Kirche, ohne Chorrock erſcheinen.

2. Ueber dem Talar wird ein zweites kürzeres Gewand getragen, das je nach der höheren oder niedrigeren Stellung der Perſon verſchiedene Formen und Namen hat:

a. Als Superpelliceum oder Chorhemde (ein weiß leinener Ueberwurf, entweder mit Schlitzen an der Seite, um die Arme durchzuſtecken, oder mit weiten Aermeln verſehen) wird es beim Altardienſt von denen getragen, die mit den niederen Functionen, Kerzenhalten, Schwingen des Rauchfaſſes ꝛc. beauftragt ſind: außerdem von den Prieſtern bei der Predigt und von den Domherren im Chor beim Abſingen der Horen.

b. Als Alba (sc. Tunica) oder Meßhemde, auch Casel (casula) genannt, zieht es denen zu, die mit dem eigentlichen Meßgottesdienſt zu thun haben. Es heißt:

Tunicella bei dem Subdiakon, und iſt als ſolche das charakteriſtiſche Zeichen ſeiner Würde;

Dalmatica bei dem Diakon; als ſolche ihm eigenthümlich. Sie war ehedem ein ringsum geſchloſſener Mantel, der an beiden Seiten aufgehoben werden mußte, um die Arme gebrauchen zu können. Jetzt iſt ſie an beiden Seiten offen, ſo daß ſie den freien Gebrauch der Hände nicht hindert. Auf den Schultern ruhend hängt ſie vorn und hinten bis in die Gegend der Knie herunter, ganz ähnlich der

Planeta, oder dem Meßgewand des Prieſters, das ſich von der Diakonen-Dalmatica nur dadurch unterſcheidet, daß es unten rund zugeſchnitten iſt und auf der Rückſeite ein großes goldgeſticktes Kreuz hat.

Bei den Biſchöfen heißt das über dem Talar getragene kurze, nur bis an die Kniee reichende Gewand Rochetto (Röckchen) und iſt gewöhnlich aus durchſichtigem Gewebe mit Spitzen. Der Grund hiervon iſt, daß der Regel nach jeder Geiſtliche höheren Ranges unter dem, ſeine höchſte geiſtliche Würde charakteriſirenden Oberkleid zugleich alle charakteriſtiſchen Kleidungsſtücke der niederen Würden tragen muß, und bei der feierlichen Ankleidung in der Kirche ſonach eigentlich jedesmal durch das Anlegen der verſchiedenen Kleidungsſtücke vom niedrigſten Kirchendiener im einfachen Talar zum Subdiakon, Diakon, Presbyter ꝛc. gemacht wird. Wären nun die Subdiakonen- und Diakonenkleider bei dem Biſchof ſo reich mit Gold geſtickt, wie ſie es bei denen ſind, die kein anderes Gewand darüber zu tragen haben, ſo würde er unter der Laſt der Kleidungsſtücke förmlich erliegen. Dieſe Unterkleider müſſen daher möglichſt fein und leicht ſein.

Zu den beiden genannten Gewändern kommt bei der höheren Geiſtlichkeit, vom Diakon an, nächſt dem Cingulum oder Gürtel, mit dem das letztere um die Hüften feſtgebunden wird,

3. die Stola oder das Orarium, ein etwa drei Zoll breiter Streifen, der an den Enden, wo Kreuze darauf geſtickt ſind, etwas breiter zuläuft. Der Diakon trägt ſie als Stola transversa über der linken Schulter und an der rechten Hüfte zuſammengeſchlungen; der Prieſter und Biſchof auf beiden Schultern, ſo daß ſie vorn mit beiden Enden bis an die Kniee herabhängt. Beim Meßopfer werden die beiden Theile vorn auf der Bruſt kreuzweiſe über einander gelegt und mit dem Cingulum befeſtigt; der Biſchof jedoch trägt ſie auch hier gerade herabhängend und nur mit dem Cingulum befeſtigt. Frei herabhängend wird ſie außerdem auch vom Prieſter bei den übrigen Sacramenten und bei der Predigt getragen, und die beiden kleinen weißen Streifen, welche der proteſtantiſche Geiſtliche unter dem Halſe auf dem ſchwarzen Talar trägt, ſind weſentlich nichts anderes, als das alte Orarium oder die Stola in einer freilich ſehr verkürzten Form.

Außerdem iſt den Biſchöfen, weil ſie ſeit der Zeit, da die eigentlich wiſſenſchaftliche Bildung nur in den Klöſtern zu Hauſe war und nur

dort erlangt werden konnte, faſt ausſchließlich aus der Kloſtergeiſtlichkeit gewählt wurden, die der Kloſtertracht zugehörige Mozetta eigenthümlich, auf welcher das Bruſtkreuz (crux pectoralis) getragen wird. Ein der Regel nach nur den Erzbiſchöfen und Patriarchen zukommendes, und nur ausnahmsweiſe und ſelten an Biſchöfe ertheiltes Kleidungsſtück iſt das Pallium, urſprünglich ein wirklicher Mantel, der aber nach und nach zu einer bloßen, etwa drei Finger breiten weißwollenen Binde wurde, die rund um die Schultern herum getragen wird, mit drei Streifen, von denen zwei hinten, und einer vorn, etwa eine Spanne lang herabhängt, und von denen jeder oben und unten mit einem Kreuz verſehen iſt, ſo daß das ganze Pallium ſechs Kreuze enthält. Da dieſe Streifen zu kurz ſind, als daß ſie durch ihr eigenes Gewicht glatt anliegen könnten, ſo ſind die Enden mit kleinen Bleiplatten beſchwert. — Uebrigens ſollen auch die Erzbiſchöfe das Pallium nur an beſonders feierlichen Tagen und auch da nur in der Kirche tragen. Der Papſt allein hat das Recht, es immer zu tragen, und wie ſchon in der erſten Hälfte des Mittelalters hinzugefügt wurde, zu vergeben. *) Der Mantel oder die Cappa magna, violett, mit weißem Pelzwerk verbrämt und einer Schleppe, die von einem Geiſtlichen, dem Caudatarius nachgetragen wird, iſt nur Privatkleidung des Biſchofs, in der er nach und von der Kirche geht, das Pluviale dagegen oder der Regenmantel, der vom Halſe bis zu den Füßen herabreicht, vorn offen, und nur oben von zwei Hacken zuſammengehalten iſt, wird nicht nur von dem Biſchof, ſondern bei Proceſſionen auch von dem die Monſtranz haltenden Prieſter getragen.

*) Was nämlich der Papſt freiwillig ſchenkte, ſchien er auch verweigern zu können, und was von ſo vielen Biſchöfen angenommen worden war, ſchien auch bei dem einzelnen erforderlich, um als wirklicher Erzbiſchof anerkannt zu werden. Das Decret Gregors I. 8, 5. „Per pallium confertur plenitudo pontificalis officii et nomen archiepiscopale" erhielt ziemlich früh die Deutung, daß nur derjenige Erzbiſchof, welcher das Pallium perſönlich in Rom vom Altar des heil. Petrus geholt, und dabei das Gelübde des Gehorſams gegen den päpſtlichen Stuhl geleiſtet hatte, in kirchlicher Beziehung auf gültige Weiſe Geiſtliche weihen, Kirchen einſegnen und Könige ſalben könne, und daher wollte auch der Erzbiſchof v. Cöln den König Konrad III. nicht ſalben, weil er das Pallium noch nicht erhalten hatte. — Bekanntlich war es eine ſehr bedeutende Summe, die der Empfänger des erzbiſchöflichen Würdenzeichens nach Rom zu entrichten hatte; der Erzbiſchof Marculph v. Mainz mußte das Bein eines goldenen Chriſtus verkaufen, um die Summe zu bezahlen, und noch ſchlimmer ging es dem Erzbiſchof Arnold v. Trier, der 1168 vom Papſt und Gegenpapſt zugleich das Pallium empfing, und für die doppelte Ehre natürlich auch doppelt zahlen ſollte. Der Erzbiſchof Berthold v. Mainz hatte 1484 für das Pallium 14,300 Ducaten zu zahlen, und der Erzbiſchof Uriel im J. 1508 laut des von dem Handelshaus der Fugger zu Augsburg darüber ausgeſtellten Schuldſcheins 21,000 Gulden.

Was die Kopfbedeckung betrifft, so haben

1. die Prieſter das viereckige Birrettum, (Barett) als charakteriſtiſche Tracht,

2. die Biſchöfe die Mitra, eine aus zwei flachen, hohen und oben ſpitz zulaufenden Blättern (inwendig von Pappe oder Blech) beſtehende Mütze, an welcher hinten zwei, mit Kreuzen geſtickte und mit Perlen reich verzierte Bänder herabhängen. Von dieſen, einem Ueberreſt der breiten weißwollenen Kopfbinde oder Infula, mit welcher bei den alten Römern die Prieſter, Veſtalinnen, Supplicanten, ja ſelbſt Opferthiere am Altare erſchienen, heißt die Biſchofsmütze ſelbſt Inful.

3. Die Cardinäle haben als Abzeichen ihrer Würde den rothen oder violetten, runden und flachen Cardinalshut mit breiter Krempe und ſeidenen, an den Enden mit Quaſten verſehenen Schnüren.

4. Der Papſt endlich trägt bei allen biſchöflichen Functionen die hohe, oben ſpitz zulaufende und von drei goldenen Kronreifen umgebene Tiara; ſonſt für gewöhnlich ein rothes Birrettum.

Zu den Inſignien der biſchöflichen Würde gehört endlich, nächſt dem goldenen Ring, den der Biſchof bei ſeiner Einweihung, gleichſam als Verlobungs- oder Trauring von der Kirche erhält und bei allen Amtsverrichtungen trägt, der Biſchofsſtab (Baculus pastoralis) als Symbol ſeines Hirtenamtes. Er iſt etwa 5 Fuß hoch, gewöhnlich von Blech und inwendig hohl. Bei den Biſchöfen der Römiſchen Kirche endigt er oben in eine Krümmung, daher Krummſtab, während er in der Griechiſchen Kirche ganz gerade und oben mit einem Knopf oder Kreuz verſehen iſt, welche letztere Form im Occident nur den Stäben der Erzbiſchöfe eigenthümlich iſt. Der Stab mit dem zweifachen Kreuze gebührt nur dem Papſt.

Von Heiligen werden dargeſtellt:

1. in Diakonen-Tracht:

St. Stephanus, einen Stein in der Hand, nach Apoſtelgeſch. 7, 56.

— **Laurentius**, ſeitwärts den glühenden Roſt, auf dem er gebraten wurde.

— **Cyriacus**, einen Drachen zu ſeinen Füßen, ein beſeſſenes Mädchen heilend.

— **Vincentius**, einen Roſt mit ſpitzigen Zacken neben ſich; oft auch einen Raben, weil dieſer ſeinen Leichnam vertheidigte.

— **Felix v. Nola**, einen zerbrochenen Topf neben ſich, als Zeichen daß er im Kerker auf Scherben liegen mußte; ſeitwärts eine Höhle mit einem Spinngewebe, weil dieſes ihn einſt, da er vor ſeinen Verfolgern in eine Höhle geflüchtet war, gerettet hatte.

— **Crescentius**, (um 390) Kranke um ſich, weil er ſich be-

ſonders durch den Eifer in der Krankenpflege auszeichnete, was im chriſtlichen Alterthum ganz eigentlich Amt der Diakonen war.

2. In Cardinalstracht oder mit den Inſignien dieſer Würde:

St. Hieronymus, den Cardinalshut auf dem Kopf, oder neben ſich; außerdem einen Stein, mit dem er ſich an die Bruſt zu ſchlagen pflegte, gleichſam um das ſtarre und ſteinharte Herz zu erweichen, ferner einen Todtenkopf; ein Buch in der Hand oder ſchreibend, als Hindeutung auf ſeine ſchriftſtelleriſche Verdienſte.

— **Petrus Damianus**, häufig als Eremit, den Cardinalshut — er war Cardinalbiſchof von Oſtia — neben ſich; eine Geißel in der Hand, weil er die Geißelung eifrig empfahl und an ſich ſelbſt vollzog. —

— **Johannes Bonaventura**, der Franciscaner, **Franciscus Borgia**, der Jeſuit, aus fürſtlichem Geſchlecht und **Guarinus**, der Biſchof v. Paleſtrina († 1159) haben gleichfalls den Cardinalshut als Zeichen ihrer geiſtlichen Würde.

3. Im päpſtlichen Ornat:

St. Gregorius Magnus, einer der vier großen Lehrer der abendländiſchen Kirche (Ambroſius, Auguſtinus, Hieronymus, Gregorius). Wenn man daher dieſe vier Kirchenlehrer zuſammen dargeſtellt ſieht, ſo iſt der im päpſtlichen Ornat immer Gregor d. Gr., ebenſo wie der im Cardinalshute ſtets Hieronymus.

— **Clemens Romanus**, einen Anker neben ſich.

— **Fabian**, ein Schwert in der Hand, eine Taube über ſich.

— **Calixt I.**, einen Stein am Halſe, oder ſeitwärts neben ſich.

— **Leo**, ein Buch oder eine Rolle in der Hand, als Hindeutung auf ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit.

— **Marcellus**, eine Krippe und einen Eſel neben ſich. — Maxentius hatte ihn, den hochgeachteten Biſchof v. Rom, um die Chriſten auf das Empfindlichſte zu kränken, zu ſeinem Stallknecht gemacht. Nach neun Monaten wird er von den Chriſten befreit und in das Haus einer frommen Wittwe Lucia gebracht, die ihn verborgen hält. Er weiht das Haus zur Kirche ein und hält Gottesdienſt darin. Bald aber entdeckt es Maxentius, der das Gotteshaus wiederum zum Stalle macht, in welchem Marcellus aufs neue als Stallknecht dienen muß, und wo er ſein Leben 309 beſchließt. — Vielleicht iſt auch hier die Entweihung der Kirche und die Herabwürdigung ihres Dieners nur ſymboliſch zu faſſen.

— **Telesphorus**, mit einer Keule. — Er war römiſcher Biſchof von 127—138, wo er erſchlagen wurde, oder, wie man die Keule richtiger zu deuten hat, als Märtyrer ſtarb, ohne daß man genau wußte, auf welche Weiſe.

— **Cöleſtinus**, in der Tracht des Cöleſtiner-Ordens, den er

ſelbſt geſtiftet; die dreifache, päpſtliche Krone, die er, um in der Einſamkeit zu leben, niedergelegt hatte, neben ſich.

4. Am gewöhnlichſten iſt auf Heiligenbildern die biſchöfliche Tracht, und hier ſind es allein die übrigen, beigefügten Attribute, an denen man die Einzelnen erkennen kann.

a. Die Attribute des Märtyrertodes.

1. Das Schwert: St. Anthemus, Bonifacius, Cyprian v. Karthago, Deſiderius v. Langres, Firminus v. Amiens, Flavianus, Irenäus, Kilian, Pancratius, Stanislaus, Zeno, Juvenalis (das Schwert zwiſchen den Zähnen) Fridericus v. Utrecht (von zwei Schwertern durchſtochen).

2. Das Beil: St. Rufus, Joſaphat, Thomas v. Becket (das Beil im Kopfe).

3. Die Keule: St. Timotheus, Adalbert, Apollinaris v. Ravenna, Eugenius.

4. Die Lanze: St. Donatianus, Emmeranus, Gerhardus, Lambertus.

5. Meſſer, Dolch, Zange, Stachel ꝛc. bei St. Albert v. Vercelli das Meſſer; bei Kilian der Dolch; die Zange bei Felician, Levinus; der Stachel (zum Augenausſtechen) bei Spiridion; eine Hechel bei Blaſius; eine Winde (zum Auswinden der Eingeweide) bei Erasmus.

6. Flammen, Scheiterhaufen ꝛc. St. Fructuoſus (auf dem brennenden Holzſtoß ſtehend), Polykarp (auf dem Scheiterhaufen), Januarius (glühender Ofen).

7. Thiere, durch welche die dargeſtellten Heiligen ſtarben, oder ſterben ſollten: Löwen bei St. Ignatius, ein Stier bei Saturnin (von ihm geſchleift).

8. Den abgehauenen Kopf in der Hand haben: St. Dionyſius Areopagita (St. Denys, der Schutzheilige von Frankreich), Albanus, Urſicinus v. Ravenna (aus dem Halsende ſproſſen Palmzweige hervor), Exuperantius und Nicaſius v. Rheims (gewöhnlich die obere Hälfte des Kopfes in der Hand tragend).

b. Die Attribute des kirchlichen Lehramtes:

1. Das Buch ꝛc. bei St. Chryſoſtomus, Bonifacius (das Buch iſt hier gewöhnlich mit einem Schwert durchſtochen) Ludgar (gewöhnlich in demſelben leſend, weil er, da er einſt zum Kaiſer Karl beſchieden war, im Brevier erſt ſein Gebet auslas, ehe er ſich aufmachte), Albertus Magnus, dem großen Theologen des Mittelalters, Iſidorus v. Sevilla, einem der berühmteſten Kirchenlehrer im VII. Jahrhundert († 636), und Johannes Bonaventura.

2. Der Bienenkorb als Symbol der Beredſamkeit bei: St. Ambroſius, Chryſoſtomus und Bernhard v. Clairvaux.

3. Götzenbilder (umgeſtürzte), Schlangen (Drachen) und wilde Thiere als Symbole des durch das Chriſtenthum beſiegten Heidenthums bei:

St. Poſidonius und Willehad (mit zertrümmerten Götzenbildern dargeſtellt), Paternus und Romanus (Schlangen oder Drachen neben ſich), Hilarius v. Arles (Schlangen vertreibend), Columban (einen Bären neben ſich, weil er dieſen aus ſeiner Höhle herauswies und ſie ſich ſelbſt zum Eremitenleben einrichtete), Corbinian v. Freiſingen (einen Bären neben ſich, welcher der Legende zufolge das Maulthier des frommen Biſchofs zerriſſen hatte und zur Strafe dafür ihm nunmehr ſelbſt das Reiſebindel tragen mußte); Jacobus v. Tarantaiſe, einen Bären an den Pflug geſpannt neben ſich.

c. Die Attribute des Miſſionseifers:

1. Quellen: bei St. Bonifacius, Columban und Willibrord.

2. Die ſtrahlende Sonne: bei St. Columban und Servatius.

3. Barbaren: bei St. Cyrillus und Methodius, den Bekehrern der heidniſchen Bulgaren und Sclaven.

d. Attribut der Beförderung des kirchlichen Gottesdienſtes:

Die Kirchenmodelle: bei St. Willibrord, dem Apoſtel der Frieſen († nach 736), bei Severinus, Virgilius, Wolfgang, Petronius (das Modell einer Bologneſer Kirche mit den beiden ſchiefen Thürmen haltend. Er hatte das in der Völkerwanderung zerſtörte Bologna und vornehmlich die ganz verfallenen Kirchen daſelbſt wieder hergeſtellt), Geminianus, außer dem Kirchenmodell noch kenntlich durch einen Spiegel, den er vor ſeine Bruſt hält, und in welchem ſich ſtatt dieſer das Bild der Jungfrau Maria zeigt; Maternus, eine Kirche mit drei Thürmen tragend, weil er, der Legende zufolge, jener von den Todten auferweckte Jüngling von Nain, ſpäterhin ſich nach Gallien gewandt und dort das Chriſtenthum ſo kräftig gepredigt hatte, daß in Folge ſeines treuen Eifers die drei Bisthümer von Cöln, Trier und Utrecht entſtanden. Daher wird er auch häufig mit drei Infuln, eine auf dem Haupt und zwei auf dem Evangelienbuch abgebildet. Auch Nicolaus v. Bari hat außer dem Schiff (obwohl dies eigentlich ſchon Symbol der Kirche iſt) in der Regel noch ein Kirchenmodell neben ſich oder in der Hand.

e. Attribute, die an merkwürdige Handlungen erinnern ſollen.

1. Teufelaustreibungen und Heilungen von Beſeſſenen bei St. Hidulphus (von einem Knaben einen Teufel austreibend)

Melanius v. Rennes, Deodatus und Johannes Thaumaturgus (Beſeſſene heilend).

2. Himmliſche Erſcheinungen: bei St. Dunſtan, der Engelſchaaren vor ſich hat, Paphnutius, dem ein Engel die Kloſterregel giebt, Ulricus, dem ein Engel das Kreuz darreicht; bei Bonaventura, dem das Sacrament von einem Engel gereicht wird, Ildefonſus, dem die heil. Jungfrau das Prieſterkleid giebt, Anſelmus v. Canterbury, dem Chriſtus uud die Jungfrau Maria in der Glorie erſcheinen; Narciſſus, deſſen Seele von Engeln zum Himmel empor getragen wird.

3. Beſondere Wunderhandlungen ſind angedeutet, wenn St. Germanus v. Paris und Leu v. Sens in betender Stellung vor einem Feuer dargeſtellt werden, das ſie durch ihr Gebet gelöſcht haben ſollen; wenn ferner St. Deobat dargeſtellt wird, wie er eine Gewitterwolke verſcheucht, und Heribert, wie er durch ſein Gebet eine Regenwolke herbeiruft.

Hier, wie überall, iſt der den Legendenwundern zum Grunde liegende Gedanke nur der, daß das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernſtlich iſt, und der lebendige und zuverſichtliche Chriſtenglaube mächtig genug iſt, Berge zu verſetzen. Und um dies recht anſchaulich zu machen, haben die Legendenerzähler oft die barockſten Formen nicht verſchmäht, wofür als Beiſpiel nur das Bild und die Legende von St. Eligius angeführt zu werden braucht, der gewöhnlich dargeſtellt wird, wie er einen einzelnen Pferdefuß mit dem Hufeiſen beſchlägt, während das Pferd, das nicht hatte ſtill halten wollen, unterdeß auf drei Beinen ſtehend wartet, bis ihm der Fuß wieder angeſetzt wird.

6. Die Abzeichen der Pilger.

Die Sehnſucht der frommen Chriſten, jene heiligen Orte ſelbſt zu ſehen und den geweihten Boden zu betreten, wo der Erlöſer gewandelt war, gelehrt und gelitten hatte, und der Glaube, daß das dort verrichtete Gebet andächtiger und kräftiger ſei, als an jedem anderen Orte, veranlaßte ſchon frühzeitig zahlreiche Wallfahrten nach Paläſtina. Hierzu kamen im Mittelalter noch beſondere disciplinariſche Geſetze der Kirche, nach welchen ſchwere Vergehungen nur durch eine Wallfahrt nach Jeruſalem abgebüßt werden konnten. So mußte ein Laie, der im Kriege gezwungen worden war, einem Biſchof die Zunge auszuſchneiden, nach der Beſtimmung des Papſtes Innocenz III. *), zuerſt ſich ſtrengen Faſten

*) Innocent. Epist. V, 79. 80.

unterwerfen, dann vierzehn Tage lang im härenen Büßerhemde vor der Kirche ſtehen und ſich geißeln laſſen, und darauf, die Zunge an einem Faden um den Hals tragend, barfuß nach Jeruſalem pilgern.

Alle Pilger übrigens, mochten ſie nun durch kirchliche Strafgeſetze dazu gezwungen ſein, oder dem Drange ihres eigenen Herzens folgen — es kam bisweilen auch vor, daß der Sohn für den alterſchwachen Vater oder für die kranke Mutter die Wallfahrt unternahm — durften mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß ſie unterweges überall ſo viel mildthätige Unterſtützung finden würden, als ſie zur Fortſetzung ihrer Wallfahrt bedurften. Man wußte allgemein, daß ein Pilger an Geld und Geldeswerth nichts bei ſich haben durfte, ſondern ſich nach Jeruſalem hin und von da wieder in ſeine Heimath zurückbetteln mußte, und daher verſagte ihm Niemand ſo leicht ein Obdach oder Speiſe und Trank; ja für das Verſprechen, daß er in Jeruſalem angelangt in ſeinen Gebeten auch Derer gedenken werde, die ihn in ihrem Hauſe beherbergt hatten, drang man ihm oft mit verſchwenderiſcher Mildthätigkeit das Schönſte und Beſte auf, was man hatte, oft mehr, als er ſeinem Gelübde zufolge annehmen durfte, und dieſe bereitwillige und zuvorkommende Aufnahme hatte nur zu bald die Folge, daß eine Menge faules und lüderliches Geſindel von dem Pilgern Profeſſion machten, und ſtatt ſich daheim durch ihrer Hände Arbeit rechtſchaffen zu ernähren, ihr ganzes Leben hindurch im Pilgerkoſtüm von Ort zu Ort zogen und von Bettelei lebten. Wußten ſie doch, daß ſie, ſelbſt wenn ſie krank wurden, in mehr als einem, für erkrankte Pilger angelegten Hospitale die ſorglichſte Pflege fanden.

Aeußerlich machte den Pilger ein Pilgerſtab (mannshoch, oben in einen Gabelhaken endigend, um daran das Reiſebündel oder die Kürbisflaſche aufzuhängen), die Pilgertaſche, der Muſchelhut und Muſchelkragen kenntlich, letztere als Zeichen, daß der Wallfahrende eine Pilgerreiſe über das Meer vorhabe oder von einer ſolchen zurückkomme. Daher hatten anfangs nur die ins heilige Land, nach Jeruſalem Pilgernden die Muſchel als Abzeichen, ſpäterhin auch die nach Rom oder St. Compoſtella Wallfahrenden.

In Pilgertracht werden dargeſtellt, außer dem Apoſtel **St. Jacobus Major**,

St. Sebaldus, das Modell der Sebalduskirche zu Nürnberg haltend, zwei Ochſen zur Seite, die ſeinen Sarg von ſelbſt an die Stelle zogen, wo er begraben werden ſollte.

— **Servatius**, bisweilen als Biſchof, häufiger als Pilger abgebildet (der Grund davon beruht auf der Verwechſelung des biſchöflichen Hirtenſtabes mit dem Pilgerſtab), einen Adler zur Seite (vergl. oben S. 72), der auch hier wohl nur Symbol des mächtig waltenden Gottes-

geiſtes iſt, wie er ſich in den Predigten des frommen Biſchofs von Tongern kund gab.

— **Gallus**, der ſchon obengenannte Gründer der Abtei St. Gallen, einen Pilgerſtab und ein Brot in der Hand, einen Bären zur Seite, deſſen Höhle er ſich zur Wohnung einrichtete.

— **Richard** (König der Angelſachſen; † 722 als Eremit zu Lucca) mit ſeinen beiden Söhnen Wilibald und Wunibald als Pilger, auf der Wallfahrt nach Rom; alle drei außerdem an den königlichen Inſignien kenntlich.

— **Rochus**, auf ſein krankes Bein deutend, einen Hund mit einem Brot im Maule zur Seite. — Aus einer reichen und vornehmen Familie ſtammend, lebte er fortwährend in großer Strenge, unermüdet thätig für die Pflege der Kranken, beſonders zu einer Zeit, da die Peſt in Italien heftig wüthete. Er erkrankte zuletzt ſelbſt, und von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen, war es allein ſein treuer Hund, der ihn pflegte und mit Nahrungsmitteln verſorgte. Nach langen Leiden wieder geneſen, kehrte er in ſeine Vaterſtadt Montpellier zurück, wo er 1348 ſtarb.

Auch **St. Brigitta** v. Schweden, die obengenannte Stifterin des Brigitten-Ordens, wird wegen ihrer Wallfahrt nach St. Compoſtella bisweilen mit Pilgerhut und Stab dargeſtellt.

7. Die Abzeichen des weltlichen Berufes.

Der herrſchenden Anſicht zufolge gewährte das gewöhnliche bürgerliche Leben mit ſeinen weltlichen Berufsgeſchäften bei weitem nicht Ruhe genug, um ein Gott wohlgefälliges Andachtsleben zu führen, und wer dies wollte, legte daher ſeine bisherige Beſchäftigung bei Seite und lebte als Einſiedler oder ging in ein Kloſter. Daher erſcheinen die meiſten Heiligen, auf deren Bildern Handwerksgeräthe zu ſehen ſind, als Einſiedler, in Kloſter- oder Prieſtertracht, und ſind als ſolche bereits genannt worden.

So **St. Bernhard v. Tironio**, welcher Drechslerwerkzeug neben ſich hat, weil er vorher Drechsler geweſen und ſich auch in ſeiner Einſamkeit noch mit ſolcher Arbeit beſchäftigte.

— **Apelles**, mit Schloſſergeräth umgeben, aus demſelben Grunde.

— **Baldomer** (Galmier), als Diakon, eine Zange in der Hand und Schloſſerwerkzeug neben ſich, weil er vorher in Lyon Schloſſer geweſen († 650).

Schuſtergeräth haben außer dem bereits genannten Einſiedler **Eufens** noch:

— **Aquilas** und **Priscilla**, die ſchon Apoſtelg. 18, 2. 3. 26

und Röm. 16, 3 erwähnt werden. Nach der ersten Stelle waren sie, wie er, Zeltmacher, und daher arbeitete er während seines Aufenthaltes in Korinth, wo er bei ihnen im Hause wohnte, gemeinschaftlich mit ihnen. Die mittelalterlichen Künstler gaben ihnen daher, nächst dem Märtyrer-Schwert, als Lederarbeitern Schustergeräth zur näheren Bezeichnung.

— **Crispin** und **Crispinian,** meist zusammen dargestellt. — Sie stammten von einem edlen römischen Geschlecht, begaben sich zur Verkündigung des Evangelii nach Gallien, wo sie, um ihren Unterhalt zu haben, in Soisson als Schuster arbeiteten, und endlich unter Maximin (308) als Märtyrer durch das Schwert starben. Bekannt ist die sprüchwörtliche Redensart, daß sie den Reichen das Leder gestohlen hätten, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

— **Theobald,** weil er, aus einer vornehmen Familie stammend, aus Demuth das Schusterhandwerk wählte, und später, da ihm dies noch nicht genügte, Lastträger wurde, und den Armen viel Gutes that. — Er starb 1150.

Webergeräth haben folgende um sich:

— **Severus v. Ravenna,** der im Uebrigen als Bischof dargestellt wird, außerdem noch kenntlich durch die (S. 70 bereits erwähnte) Taube, welcher er, bis dahin ein armer Weber, seine Wahl zum Bischof verdankte.

— **Athanasia,** dargestellt als Aebtissin, einen Webestuhl zur Seite; einen leuchtenden Stern auf der Brust, der ihr auf derselben erschien, als sie eben mit Weben beschäftigt war.

Die Geräthschaften des Zimmerhandwerks, Hobel, Säge, Aexte ꝛc. auf den Bildern des **St. Joseph** bedürfen keiner Erklärung.

Die Abzeichen eines Kohlenbrenners finden sich bei

— **Alexander,** im Uebrigen als Bischof dargestellt, der, obwohl von hoher Abkunft, aus Demuth Kohlenbrenner geworden, nichtsdestoweniger aber von Gregorius Thaumaturgus, der die Tiefe seines Geistes und seiner christlichen Erkenntniß durchschaut hatte, zum Bischof von Comana empfohlen und daher auch gewählt wurde. Ob er unter Decius auf dem Scheiterhaufen endete, oder diese Angabe nur auf einem Mißverständniß der Kohlenbrenner-Attribute beruht, mag füglich dahin gestellt bleiben. Wird man doch selbst die Vermuthung, daß auf der andern Seite die ganze Kohlenbrenner-Historie vielleicht nur auf einer irrthümlichen Deutung des Märtyrertodes auf dem Scheiterhaufen beruht, nicht geradehin als ungereimt zurückweisen dürfen.

Die Körbe auf den Bildern des

— **Johannes Damascenus** — dargestellt als Bischof oder [illegible]buch — sollen daran erinnern, daß er, der Sprößling einer vorneh-

men christlichen Familie, vom Chalifen geehrt und als Kirchenlehrer durch seine Schriften hochberühmt, um sich in der Demuth zu üben und alle Eitelkeit zu überwinden, auf dem Markt zu Damaskus selbstverfertigte Körbe feil geboten hatte.

Die Geräthschaften eines Kochs finden sich bei

— **Johannes de Leon**, genannt Bonus Coquus, im Uebrigen als Klosterbruder dargestellt, ein Buch in der Hand. — Bekanntlich verstand er nöthigenfalls aus bloßem Wasser die kräftigsten Brühen, aus Fischgräten die leckersten Fische und aus Leder das wohlschmeckendste Fleisch zu kochen.

Ein Stück Wäsche nebst den Geräthschaften einer Wäscherin bezeichnet

— **Hunna**, die Patronin der Wäscherinnen, die sich besonders dadurch verdient machte, daß sie für die Kirche und die Armen unentgeltlich wusch.

Apotheker-Apparat, Arzneigläser, chirurgische Instrumente ꝛc. machen

— **Cosmar** und **Damianus**, zwei Brüder, kenntlich, die ihre ärztlichen Kenntnisse im Dienst der christlichen Liebe und Frömmigkeit ausübten, deshalb in der Diocletianischen Verfolgung in Sicilien (303) enthauptet und nachmals als Schutzpatrone der Aerzte und Apotheker geehrt wurden.

In einfacher Bürgertracht erscheint

— **Homobonus**, ein Kaufmann, der 1197 in Cremona, seiner Vaterstadt, starb, ein Muster bürgerlicher und christlicher Tugenden und überhaupt das Ideal des christlichen Bürgerstandes. Auf den Bildern hat er gewöhnlich Kranke um sich, die er verpflegt. Als Patron der Kaufleute, Schmiede und Schneider wurde er vornehmlich zu Cremona und Lyon verehrt.

In Bauerntracht erscheinen:

— **Albert v. Ogna** — eine Taube, die ihm die consecrirte Hostie bringt, zur Seite. — Sein harter Brotherr wollte ihn einst, vorgeblich, weil zu Hause zu viel zu thun sei, nicht in die Kirche gehen lassen. Daher wurde er auf die angegebene Weise entschädigt. Hat er auf dem Bilde eine Sense in der Hand, so kann man diese entweder als Attribut des Landmanns ansehen, oder auf das in der Legende berichtete Wunder beziehen, daß er einst mit seiner Sense einen Stein zerhauen hatte.

— **Isidorus**, als spanischer Bauer; seitwärts ein Engel, der mit weißen Stieren das Feld pflügt. — Obwohl nämlich Isidor mit seinen Arbeiten stets zur rechten Zeit fertig war, so wurde es doch, weil er, so oft er Muße hatte, eifrig betete und sich gottseligen Betrachtungen

tungen überließ, der Faulheit beſchuldigt und von ſeinem Brotherrn hart geſcholten. Zur Rechtfertigung des armen Iſidor mußte dieſer daher einſt mit eigenen Augen ſich überzeugen, wie ein Engel das Tagewerk vollbrachte, während der fromme Knecht betete. Er ſtarb 1170 zu Madrid.

— **Werner**, als Bauernknabe. — Er wurde von den Juden zu Oberweſel am Rhein (1285) zu Tode gemartert. Das Schiff aber, auf dem ſie die Leiche des Kindes nach Mainz bringen wollten, blieb bei Bacharach unbeweglich ſtillſtehen. Daher verbargen ſie die Leiche am Ufer, wo ſie gefunden, in der Kirche feierlich beigeſetzt und bald darauf als wunderthätig berühmt wurde.

— **Nothburga**, als Bäuerin, Sichel und Brote in der Hand, und von neun Kindern umgeben, oder acht Kinder auf dem Arm haltend, das neunte todt zu ihren Füßen. — Der Legende zufolge ſtammte ſie aus einer Schottiſchen Königsfamilie, wurde aber nach dem Tode ihres Gemahls von Hgus und Hof vertrieben, flüchtete ſich nach Deutſchland und kam am Rhein mit neun Kindern nieder, für deren Nothtaufe ſofort ein Quell aus der Erde hervorſprudelte, als ſie in ihrer Noth mit dem Wanderſtabe hineinſtieß.

C. Die Wunder-Attribute.

Außer den Attributen des Märtyrerthums, des Standes und Berufes kommen auf verſchiedenen Heiligenbildern noch andere vor, die hier unter dem Namen „Wunder-Attribute“ zuſammengefaßt werden ſollen. Den Legenden zufolge müßten allerdings faſt die meiſten ſchon abgehandelten ſymboliſchen und hiſtoriſchen Attribute auch hier wieder vorkommen. Denn es giebt kaum eins, zu welchem die Legendenerzähler nicht eine Wundergeſchichte zu berichten gewußt hätten. Faßt man jedoch, was urſprünglich ſymboliſch gemeint war, auch eben nur ſymboliſch auf, ſo reducirt ſich die unüberſehbare Menge der Legendenwunder auf eine ungleich geringere Zahl. In dem häufig wiederkehrenden Wunder, daß da, wo ein Heiliger ſeinen Biſchofs- oder Pilgerſtab in die Erde geſtoßen, oder wo eine Thräne von ihm herabgefloſſen, ein klarer Quell entſprungen ſei, erkennt man dann leicht, daß damit nur das „Waſſer des Lebens“ gemeint iſt, welches in Folge der chriſtlichen Predigt das dürre Erdreich bewäſſerte und den, gleichſam in einer Wüſte wohnenden Völkern des Heidenlandes den Seelen erquickenden Trank darbot.

Ebenſo hören die zahlreichen Jagd- und Fiſchwundern auf, abgeſchmackte Fabeln zu ſein, und werden zu ſinnigen Allegorien, ſobald man ſich erinnert, daß Hirſche, Rehe und Fiſche urſprünglich Symbole des Chriſten ſind. Gleiches gilt, wie man ſich aus dem Vor-

angegangenen erinnern wird, von anderen Wundergeſchichten, namentlich von der oft wiederkehrenden, daß erſt die Taufe den vorher blind Geweſenen zu ihrem Geſicht verholfen habe. So wird von **St. Ottilia** — dargeſtellt in der Regel als Aebtiſſin im ſchwarzen Ordenskleide, ein Buch haltend, auf deſſen Blättern zwei Augen zu ſehen ſind — in der Legende berichtet, daß ſie, die Tochter des Königs Adalrich v. Elſaß, von Geburt an blind geweſen ſei, weshalb der Vater ſie aus dem Hauſe zu ſchaffen und zu tödten befohlen habe. Fern vom elterlichen Hauſe wuchs ſie auf, unterrichtet in der chriſtlichen Religion, und bei der Taufe wurden mit einem Male ihre Augen aufgethan, weshalb ſie von ihren Taufpathen Nidulph und Erhard den Namen Odilia (man vgl. das *oeil* im ſpäteren Franz.) erhielt. Sie ward ſpäterhin die Gründerin des Kloſterlebens im Elſaß und † 720 als erſte Aebtiſſin von Hohenburg. Daß es hier und in den meiſten ähnlichen Geſchichten die geiſtige Blindheit des Heidenthums iſt, welche ſchwindet, ſobald man durch die Taufe in die Gemeinſchaft mit Chriſto, dem wahren Licht der Welt, aufgenommen iſt, braucht kaum erwähnt zu werden.

Aehnliches gilt von den **„Sieben Schläfern,"** die in einer Höhle ſchlafend dargeſtellt werden, und von denen die Legende berichtet, daß es ſieben fromme Chriſten geweſen ſeien, die ſich in der Verfolgung unter Decius in eine Höhle bei Epheſus geflüchtet hätten, welche, während ſie ſchliefen, zugemauert worden ſei. Dort ſollen ſie bis zur Zeit des jüngeren Theodoſius geſchlafen haben, und als dieſer die Höhle wieder öffnen ließ, um eine Kirche daſelbſt zu bauen, erwacht und um nichts älter geworden herausgekommen ſein. — Denkt man daran, daß der Ausdruck „entſchlafen" damals, wie noch heut, ein gewöhnlicher Euphemismus für „ſterben" war, und daß man, wenn unter Theodoſius ihre Leichname aufgefunden und im feierlichen Pomp in die Kirche gebracht wurden, recht wohl bildlich von einer Auferſtehung aus der Schmach zur Ehre reden konnte, ſo enthält die Legende auch für den größten Wunderfeind nichts Anſtößiges, und daß ſie ſo aufzufaſſen iſt, beweiſt eine alte Darſtellung, nach welcher alle Sieben mit Attributen des Märtyrertodes verſehen ſind. St. Johannes, Conſtantin und Maximilian haben jeder eine Keule, St. Martinian und Malchus Beile, St. Serapion eine Fackel und St. Daneſius einen großen Nagel.

Bei andern Wundern freilich, die auf Heiligenbildern angedeutet und in den Legenden berichtet ſind, reicht die ſymboliſche oder allegoriſche Erklärung nicht aus. Wenn z. B. **St. Galla** von Rom und **St. Paula Barbata** als Jungfrauen mit langem Barte dargeſtellt werden, und die Legende von ihnen meldet, daß ſie um den Nachſtellungen der Männer zu entgehen, in der Angſt darum gebetet hatten, daß ihnen ein

Bart wachſen möge, was auch ſofort geſchehen ſei, ſo wird man in der Deutung ſolcher Berichte ſich darauf zu beſchränken haben, daß damit der Gedanke veranſchaulicht werden ſollte, wie Gott zum Schutz ſeiner Heiligen ſelbſt die auffallendſten Dinge geſchehen läßt, was nach der Anſicht der Legendenerzähler ja überhaupt der Zweck der Wunder war. Sie ſollten auf der einen Seite factiſche Zeugniſſe ſein, daß dem lebendigen Glauben des frommen Chriſten nichts unmöglich ſei, auf der andern wiederum den Beweis liefern, daß derjenige, in deſſen Leben von ſolchen übernatürlichen Thatſachen zu berichten war, wirklich ein auserwähltes, hochbegnadigtes Werkzeug Gottes geweſen, und aus dieſem Grunde betrachtete man auch nachweisliche und erwieſene Wunder als eine weſentliche Bedingung zur Canoniſation.

XII. Die Reformation auf dem Gebiet der Kunst.

Mit Recht hebt Kugler in seinem Handbuch der Kunstgeschichte (S. 624) als wesentliches und charakteristisches Merkmal der modernen Kunst das gesteigerte Bewußtsein der persönlichen Geltung hervor, vermöge dessen der Sinn sich mehr auf das Einzelne der Erscheinung richtete, und an die Stelle jener schwärmerischen Sehnsucht, welche die körperliche Form möglichst zu vergeistigen strebte, einen gewissen Realismus treten ließ, der das körperliche Leben in seiner Selbstständigkeit aufzufassen und darzustellen suchte.

Auch hierin ging die Kunst Hand in Hand mit der Theologie. Das eigenthümliche Gepräge, welches der mittelalterliche Katholicismus der theologischen Wissenschaft verlieh, ist auch auf den alten Heiligenbildern nicht zu verkennen, und die Reformation auf dem Gebiet der Kunst war nicht nur äußerlich gleichzeitig mit der des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens, sondern auch innerlich ihr treues Abbild.

Das klassische Alterthum hatte die Götter zur Erde herniedersteigen lassen. Man hatte sie in bestimmter und compacter Form vor sich haben wollen, und um über ihre Schönheit und Ebenmäßigkeit keinen Zweifel zu lassen, hatten sie fast alle ihre Hüllen abwerfen müßen. Im geraden Gegensatz dazu hatte das Christenthum seine Bekenner den Blick gen Himmel richten und nur in der heißen Sehnsucht nach dem Jenseits Trost, Frieden und wahre Genüge suchen und finden gelehrt. Bei ihrem Widerwillen gegen das Materielle und Grobsinnliche konnte es den Christen kaum einfallen, in der Sculptur mit den heidnischen Künstlern wetteifern zu wollen, und es dauerte geraume Zeit, ehe sie sich überhaupt nur dazu entschlossen, auch diesen Zweig der Kunst zur Verschönerung der Kirchen zu benutzen. Weit lieber hatten sie sich der minder materiellen Malerei zugewandt. Aber auch hier sind es nicht volle, runde und lebenskräftige Gestalten, die ihre Schönheit unverhüllt zur Schau tragen,

ſondern blaße, lange und hagere, in weite, faltenreiche Gewänder gekleidet, die außer dem bleichen, langen und ernſten Geſicht nur die abgemagerten Hände und Füße blicken laſſen — ſprechende Conterfey's der in ſtrengen Faſten und Bußübungen ſich gefallenden Frömmigkeit einer Zeit, in der man allen heiteren Lebensgenuß für Sünde hielt. Jemehr aber die Heiligen hienieden allen äußeren Prunk verſchmäht hatten, deſto reichlicher ſuchte die bewundernde Nachwelt ſie zu entſchädigen und auf den Bildern mit den koſtbarſten Gewändern und einem oft überladenen Prunk auszuſtatten; ja, man malte ſie, um den wunderbaren Lichtglanz, von dem ſie in ihrer Verklärung umfloſſen wären, wenigſtens anzudeuten, ganz auf Goldgrund. Im Laufe der Zeit nahm dieſes echt orientaliſche Prunken mit Gold immer mehr überhand, während die Malerei ſelbſt, die ſich bei den Byzantiniſchen Künſtlern bis ins XII. Jahrh. noch auf einer ziemlichen Höhe erhalten hatte, nach und nach anfing, in Mumienartigen Geſtalten zu erſtarren und zu vertrocknen, wozu allerdings der kirchlich recipirte Typus der Chriſtus- und Marienbilder und der an beſtimmten Bildern haftende Wunderglaube weſentlich beitrug.

Ungünſtiger noch, als im Byzantiniſchen Reiche, ſtand es mit den bildenden Künſten im Occident, und der ſogenannte **Romaniſche Styl** (X.—XIII. Jahrh.) läßt bei dem unverkennbaren byzantiniſchen Einfluß nur ſchüchtern die zarten Keime blicken, die ſich ſpäter zu den ſchönſten Blüthen entfalten ſollten. Noch immer ſind die Geſtalten lang und gedehnt, die Geſichtszüge ſtarr, und nicht ſelten ſtehen, auch wenn das Geſicht im Profil dargeſtellt iſt, die beiden Augen gerade zu. Die Augenhöhlen ſind vertieft, und bei Steinbildern mit Blei ausgegoſſen, bei Gußwerken von Bronce oder edlerem Metalle, bisweilen auch auf Tafelbildern, mit Edelſteinen ausgefüllt. Lange, in einfache Falten gelegte Gewänder bedecken den Körper, und die arabeskenartigen Verzierungen am Saum bilden, trotz der Falten, eine fortlaufende Reihe.

Schon zu Anfang des XIII. Jahrh. jedoch finden ſich in dem öſtlichen Sachſen Spuren von einer freieren Entwickelung der Kunſt, die zwar immer noch den byzantiniſchen Styl zur Grundlage hat, aber ſtatt des ängſtlich nachbildenden Mechanismus ſchon eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit blicken läßt. Eines der beachtenswertheſten Werke dieſer **Sächſiſchen Schule** iſt die mit Reliefſculpturen verzierte Kanzel der Kirche zu Wechſelburg, die in der Mitte den thronenden Erlöſer zeigt, umgeben von den vier Evangeliſten-Attributen; zu beiden Seiten Maria und Johannes, die Fürbitter am Tage des Gerichts; weiterhin das Opfer Iſaaks und die eherne Schlange und darunter Kain und Abel, ihre Opfer darbringend. — Zwar iſt das Material nur roher, hinterher farbig bemalter Sandſtein; die Ausführung jedoch verräth ebenſo ſehr jenen ſtillen und in gedankenreiches Spiel mit Sinnbildern ſo gern ſich vertiefenden

chriſtlichen Ernſt, als das rüſtige Streben, die Form mehr und mehr zu bewältigen, um ſie zum entſprechenden Ausdruck des warmen, innigen Gefühls zu machen, was einen ſo weſentlichen Grundzug in dem Geiſtesleben des Mittelalters bildete und bilden mußte. Denn die Dogmatik war fertig, und die Kirchenlehre hatte dem Geiſt ringsum ſo beſtimmte Grenzen gezogen, daß von Streifzügen weiter hinaus keine Rede ſein konnte. Auf dem angewieſenen Gebiet alſo mußten Kopf und Herz ihre Befriedigung ſuchen, jener in den ſpitzfindigen Räthſelfragen der Scholaſtik, dieſes in den wunderſamen Träumereien der Myſtik.

Ueberraſchend iſt die große innere Verwandſchaft zwiſchen den Werken der ebengenannten Sächſiſchen Schule und denen des italieniſchen Meiſters Nicola Piſano (geb. um 1200), der in einem Relief an der Vorderſeite des Domes von Lucca, die Abnahme Chriſti vom Kreuz, (im J. 1233 gearbeitet), gleiche Tiefe der Empfindung und einen ebenſo großartigen Ernſt erkennen läßt. Natürlich ſind die italieniſchen Kunſtkenner keinen Augenblick zweifelhaft, daß der Ruhm der Originalität auch hier auf ihrer Seite und jene Sächſiſchen Meiſter nur die Nachahmer ſind. Aber die Werke der Letzteren ſind erweislich früher, und man wird in Betreff der in Italien arbeitenden Deutſchen wohl eher anzunehmen haben, daß ſie die Lehrer, und die Italiener ihre Schüler waren. — Einen Beweis dafür liefert die italieniſche Malereri der Romaniſchen Periode. Während ſich in den Miniaturen der Deutſchen, Franzöſiſchen und Niederländiſchen Handſchriften mehr und mehr das Beſtreben zeigt, die conventionellen Formen der Byzantiner zum Ausdruck eines tieferen, wärmeren Gefühls zu machen, und ſomit den Beginn eines neuen Germaniſchen Styls einzuleiten, verrathen die ziemlich rohen Federzeichnungen der Italieniſchen Handſchriften und ebenſo die Moſaiken jener Zeit eine faſt ſclaviſche Abhängigkeit von Byzanz; ſo z. B. die Moſaikarbeiten in der St. Marcuskirche zu Venedig, Scenen aus dem A. T. darſtellend, ferner das große Moſaikbild des Domes von Torcello bei Venedig, die Auferſtehung der Todten und das Weltgericht, und die Moſaiken am Kuppelgewölbe von St. Giovanni zu Florenz.

Selbſt die Werke des **Giovanni Cimabue** (1240—1300) haben noch, namentlich die früheren, einen vorherrſchend byzantiniſchen Charakter. So insbeſondere ein großes Madonnenbild, das in der Akademie zu Florenz aufbewahrt wird, und ein zweites in der Kirche zu St. Maria Novella zu Florenz; und erſt nach und nach werden die Formen edler, freier und naturgemäßer, und die Darſtellung zarter und gefühlvoller. — Wie ſehr ſich aber auch hierdurch die letzten und vollendetſten Arbeiten des Romaniſchen Styls den Werken des Germaniſchen näheren, ſo blieb doch immer der weſentliche Unterſchied, daß der letztere mit frommer Gewiſſenhaftigkeit die einmal gegebenen Formen beibehielt, und durch eine gewiſſe geiſtige Ver-

klärung zu heben und zu veredlen ſuchte, während der erſtere, da er, weiter fortgeſchritten, mit ihnen nichts mehr anzufangen wußte, ſie ganz bei Seite ſchob und durch heidniſch-klaſſiſche zu erſetzen anfing. Denn ſchon bei Cimabue iſt der Einfluß des durch das ſorgfältige Studium der Antike gebildeten Nicola Piſano nicht zu verkennen; ja, das eine Wandgemälde von ihm in der Oberkirche St. Francesco zu Aſſiſi, welches die Bruſtbilder einiger Heiligen enthält, verräth mit den dabei angebrachten blumigen Ornamenten und Genien ſchon eine, ſo zu ſagen, wörtliche Benutzung der antiken Muſter.

Was den **Germaniſchen Styl** (XIII.—XV. Jahrh.) ſonſt noch betrifft, ſo würde eine ausführlichere Charakteriſtik hier um ſo weniger am Orte ſein, da ſie einerſeits in ſpeciell kunſthiſtoriſchen Schriften mehrfach gegeben iſt, andrerſeits Worte eben nur Worte ſind, die den Mangel eigener Anſchauung nicht erſetzen. Daher ſollen die verſchiedenen Deutſchen Malerſchulen hier nur kurz genannt werden: die Böhmiſche, blühend unter Kaiſer Karl IV. (1347—1378), mit ihren Hauptmeiſtern Nicolaus Wurmſer v. Straßburg, Kunze und Theodorich v. Prag; die Cölniſche, um weniges ſpäter, mit ihren Hauptrepräſentanten, Meiſter Wilhelm (1380) und Meiſter Stephan (1410), und die Weſtphäliſche, ein Zweig der Cölniſchen.

In Italien, wo dieſer Styl vornehmlich durch das franzöſiſche Herrſchergeſchlecht eingeführt ward, das mit Karl v. Anjou (ſeit 1266) den Thron von Neapel inne hatte, iſt es beſonders die **Toscaniſche** Schule, welche in der Sculptur, wie in der Malerei ſich auszeichnet. Hierher gehört Giovanni Piſano, der Sohn des Nicola, (geb. um 1240, geſt. 1320), ferner der als Baumeiſter und Bildhauer, mehr noch aber als Maler hochberühmte Giotto (1276—1336) der in allen ſeinen Werken ein tiefes Geiſtes- und Gemüthsleben offenbart, und außer dieſen Andrea Piſano (1280—1345) und ſein Sohn Nino Piſano, die vorzugsweiſe als Bildhauer thätig waren.

In der Malerei, wo ſich der Germaniſche Styl ſpäter, als in der Sculptur geltend macht, treten dafür die beiden Elemente, die er in ſich ſchließt, in der **Florentiniſchen** und der **Sieneſiſchen** Schule, den beiden Zweigen der Toscaniſchen um ſo deutlicher und beſtimmter hervor. In allen ſeinen Werken zeigt **Giotto**, der erſte große Meiſter der Florentiniſchen Schule jene Gedankenfülle, den tiefen Ernſt und die großartige Energie, welche dieſer Schule von da an eigenthümlich war, während bei Ugolino da Siena († 1339), bei Simone di Martino (1276—1344) und den übrigen Malern dieſer Schule mehr ein zartes, verklärtes Seelenleben mit dem Ausdruck der innigſten Sehnſucht hervortritt, ſo daß man den Gegenſatz von Scholaſtik und Myſtik auch hier wiederfindet. Wie bei den Scholaſtikern, ſo iſt bei Giotto das didaktiſch-

ſpeculative Element die Hauptſache, und jedes einzelne Bildwerk gewiſſermaßen nur ein einzelner Abſchnitt von jenem großartigen Syſtem, wie es die Meiſter der Scholaſtik, namentlich ein Thomas v. Aquino, in ihren Schriften, einem Rieſendom gleich, auferbauten, Giotto dagegen mit ſeiner Künſtlerphantaſie in einem großen Panorama vor ſich ſah. So ſtellen die Sculpturen an dem im J. 1334 erbauten Glockenthurm des Domes v. Florenz in großartigen Zügen eine Entwickelungsgeſchichte der ganzen menſchlichen Cultur dar. Unten die Schöpfung und das Leben der erſten Menſchen; weiter hinauf der Kampf mit der Natur und ihre Bewältigung, die häuslichen Verhältniſſe und das öffentliche Leben; dann die höheren Künſte und Wiſſenſchaften; weiterhin die chriſtlichen Tugenden und ganz oben die Gnadenmittel der Kirche, die dem emporſtrebenden Geiſt den Himmel, das Ziel ſeiner Sehnſucht, erſchließen. — In ähnlicher Weiſe ſtellte er in ſeinem Jüngſten Gericht, einem großen Wandgemälde, in höchſt geiſtreichen allegoriſchen Geſtalten die einzelnen Tugenden und Laſter, und nicht minder treffend auf einem andern Bilde die drei Ordensgelübde der Franciscaner dar, das Gelübde der Armuth z. B. als eine von Chriſto vollzogene Trauung des St. Franciscus mit der Armuth, ſeiner Braut.

Aehnliches gilt von ſeinem Schüler Taddeo Gaddi (geb. um 1300) und deſſen Sohn Angiolo Gaddi, von Taddeo's Schüler Giovanni da Melano, und von Andrea Orcagna (1329—1389), der in einem großen Wandgemälde, der Triumph des Todes, (in der Halle des Campo Santo zu Piſa) die Lehre, wie alle Herrlichkeit und Luſt der Welt der Macht des Todes erliegt, ſo ergreifend darzuſtellen wußte, daß dieſes Werk, Giotto's beſten Arbeiten würdig zur Seite ſtehend, als eine der vorzüglichſten Leiſtungen des Germaniſchen Styls und der älteren Florentiner Schule zu betrachten iſt.

Auch der **Sieneſiſchen** Schule war das didaktiſche Element und die Allegorie nicht ganz fremd. Während jedoch Giotto und ſeine Nachfolger, auf den Totaleindruck das Hauptaugenmerk richtend, den einzelnen Perſonen geringere Sorgfalt widmeten, ſo daß dieſe für ſich allein betrachtet, bisweilen nichts weniger, als ſchön erſcheinen, war den Meiſtern jener Schule das innere Leben jedes Einzelnen von Wichtigkeit und in jeder einzelnen Perſon ſetzten ſie ein inniges, tiefes Gefühl voraus, für das ſie die zarteſten Formen und die mildeſten Farben zu brauchen hätten.

Immer näher rückte indeß die Zeit, mit der ein ganz neues Stadium in der Entwickelungsgeſchichte der geiſtigen Bildung beginnen ſollte. — Im Alterthum war es der Staat geweſen, in dem ſich Alles concentrirte. Um des Staates willen, mochte er ſich nun in der Perſon eines unumſchränkten Alleinherrſchers oder in dem Geſammtwillen des Volkes darſtellen, war der einzelne Bürger da, an und für ſich bedeutungslos, aber

als integrirender Theil des Staatsorganismus von desto größerer Bedeutung. — Im Mittelalter hatte sich die Kirche dem Staat nicht nur gleich, sondern selbst über ihn gestellt, und den irdischen Machthabern zwar das weltliche Regiment zugestanden, dafür aber alles geistige Leben vor ihr Forum und in den Bereich ihrer Oberaufsicht gezogen. Der Einzelne gehörte mit all seinen geistigen Bedürfnissen und Bestrebungen nicht sich, sondern ihr an. Von seinem persönlichen Verhältniß zu Gott war nicht die Rede. Nur mit der Kirche hatte er es zu thun. Sie verbürgte sich, war er in ihrem Mutterschoß, für seine Seligkeit, und um dieser gewiß zu sein, hatte er nur ihr willigen Gehorsam zu leisten.

Das dritte Stadium der Entwickelung konnte demgemäß kein anderes sein, als das Ringen nach Anerkennung der persönlichen Selbstständigkeit des Einzelnen, das sich in politischer Hinsicht zunächst in dem Streben nach einem festgeordneten Bürgerthum und Hausstand äußerte, in religiöser Beziehung aber durch die Reformation sich kundgab, die für den lebhaft gefühlten, aber lange Zeit hindurch nicht klar erkannten, inneren Drang zuerst das rechte Wort finden lehrte. Jemehr nämlich der Trieb nach persönlicher Selbstständigkeit erwachte, desto mehr war auch dem Einzelnen der süße Glaube, daß er, im Mutterschoß der Kirche einschlummernd, im himmlischen Paradies wieder aufwachen werde, abhanden gekommen, und desto deutlicher erkannte er, daß er mit seiner Hoffnung auf Seligkeit sich nicht auf Andere verlassen dürfe, sondern sich selbst darum kümmern müsse.

Wie aber überall das Gefühl weit früher das Richtige trifft, als der Verstand es erkennt, so zeigten sich auch diesmal die ersten Spuren des Kampfes für die Rechte der Persönlichkeit auf dem Gebiet der Kunst viel früher, als auf dem der Wissenschaft. Gegen Ende des XIV. Jahrh. bereits tritt in den Sculpturarbeiten der Toscanischen Schule der Sinn für das frische, körperliche Leben deutlich hervor. Bei den Madonnen, Propheten und Heiligen des Jacopo della Quercia († um 1424) herrscht zwar immer noch der altkirchliche Typus vor, aber durch die Nachahmung der Antike treten sie dem wirklichen Leben schon ungleich näher. Mehr noch gilt dies von Lorenzo Ghiberti, dem berühmten Florentinischen Meister (1378—1455), vornehmlich bekannt durch die beiden großen Broncethüren, die er für das Hauptportal des Baptisteriums zu Florenz zu machen hatte, und die in zehn großen Feldern Scenen aus dem A. T. darstellen, so schön, daß Michelangelo von ihnen sagte: sie verdienten die Pforten des Paradieses zu sein.

Ganz entschieden aber tritt das realistische Element der modernen Kunst in den zahlreichen Sculpturarbeiten des Donatello (1383—1466) hervor. Seine tanzenden, singenden und musicirenden Kinder sind so *lustig* und von einer so anmuthigen Naivetät, wie nur das frische bunte

Leben ſie aufweiſt, und ganz derſelbe Charakter der Naturtreue giebt ſich auf der andern Seite auch wieder in der Statue der heiligen Magdalena im Baptiſterium St. Giovanni zu Florenz kund, die uns mit ihren abgemagerten Formen ein Muſter der ſtrengſten Askeſe zeigt. Ebenſo ſind ſeine Bronceſtatuen der Judith und des David unmittelbar aus dem Leben gegriffen.

Gleiches gilt von der Malerei, die, weniger als die Sculptur unter dem Einfluß der Antike ſtehend, noch dreiſter in das wirkliche Leben hineintritt. Die Heiligen haben nicht mehr jene conventionellen ſtarren Züge. Es ſind nicht mehr die über alles Irdiſche erhabenen und auf die menſchlichen Leiden und Freuden gleichgültig herabblickenden Geſichter. Sie theilen vielmehr die Gefühle der Menſchenkinder; ſie weinen und freuen ſich mit ihnen; ja bei manchen Scenen aus dem A. und N. T. oder aus den Legenden ſchauen oft wirkliche Portraitfiguren, umgeben von dem ganzen Apparat des alltäglichen Lebens der Gegenwart, dem Betrachtenden ins Angeſicht.

Weſentlich gefördert wurde dieſe naturaliſtiſche Auffaſſung ſchon durch den, als Begründer der Linear-Perſpective bekannten Paolo Uccello (zu Anfang des XV. Jahrh.), und in Maſaccio (1402 bis 1443), mit dem die moderne Kunſt in Italien ihren eigentlichen Anfang nimmt, tritt ſie bereits entſchieden hervor. Mehr noch iſt dies bei ſeinem Zeitgenoſſen Fra Filippo Lippi (1412—1469) der Fall, welcher den Widerſpruch zwiſchen der Heiligkeit des Gegenſtandes und der Unheiligkeit der Darſtellung oft nur durch die anmuthige Kindlichkeit in der Behandlung mildert und vergeſſen läßt. — Auf den Bildern des Benozzo Gozzoli ſind es, außer den Haupt- und Nebenperſonen der Handlung, oft noch Gruppen von Menſchen oder ſpielenden Thieren, oder ſonſt eine reich ausgeſtattete landſchaftliche Umgebung, wodurch man unmittelbar an die Wirklichkeit erinnert wird. Ebenſo zeichnen ſich die Bilder des Domenico Ghirlandajo (1451—1495), Lehrer des Michelangelo, durch charaktervolle Lebendigkeit aus.

Eine etwas verſchiedene Richtung ſchlugen die Lombardiſchen Schulen ein, namentlich die von **Padua**, deren Gründer Francesco Squarcione (1394—1474) mit faſt pedantiſcher Strenge ſeine Schüler an das Studium der Antike band; daher denn auch die Bilder des vorzüglichſten unter ihnen, Andrea Mantegna (1431—1506) mehr Werke des Meißels, als des Pinſels ſcheinen. Derſelbe Einfluß eines einſeitigen Studiums der Plaſtik zeigt ſich bei den Mailändiſchen und Venetianiſchen Künſtlern, obwohl bei den letzteren das Beiſpiel des Antonello v. Meſſina nicht unbeachtet blieb, der ſich als Schüler des Johann van Eyck Vieles von der friſchen Lebendigkeit und Naturwahrheit der **Flandriſchen** Schule angeeignet hatte.

Ebenſo aber wußte auch in der **Mailändiſchen** Schule der große **Leonardo da Vinci** (1452—1519) die Paduaniſche Strenge in der Formenbildung mit der Florentiniſchen Lebendigkeit zu verbinden und dem Ganzen eine ſo hohe Würde, und bei allem Ernſt den Ausdruck eines ſo zarten und innigen Gefühls zu geben, daß eigentlich mit ihm erſt die große Glanzzeit der Malerei beginnt. In der von ihm angegebenen Richtung fortſchreitend feiert die Lombardiſche Kunſtſchule ihre ſchönſten Triumphe in den Werken des liebenswürdigen **Antonio Allegri** oder **Correggio** (1494—1534), von dem **Kugler** treffend ſagt: „Er weiß in ſeinen Bildern die ſeligſte Luſt einer paradieſiſch heiteren Welt, die vollſte Inbrunſt der Liebe, der göttlichen wie der irdiſchen, und nicht minder den erſchütterndſten Schmerz, der auch die geheimſten Falten des Gemüthes durchdringt, dem Auge gegenüber zu ſtellen. Dabei iſt eine wunderbare Verklärung über ſeine Geſtalten ausgegoſſen; ein reinerer Aether umfängt ſie und ſpielt leiſe zitternd um ſie her. Eine leicht erfüllte Luft, die auch die Schatten hell zu machen ſcheint und überall hin den Bewegungen des geſteigerten Empfindungsvermögens folgt; dies iſt die Kunſt des Helldunkels, auf welcher die techniſche Meiſterſchaft des Correggio beruht."

Gleich ausgezeichnet, obwohl in ganz andrer Weiſe, iſt der große **Michelangelo Buonarotti** (1474—1563), der das realiſtiſche Streben der Florentiniſchen Schule im großartigſten Sinn auffaßte und in ſeinen Geſtalten eine wahrhaft gigantiſche Kraft offenbart, wie dies namentlich die Darſtellungen aus der Geneſis, die einen, ſo zu ſagen, urweltlichen Charakter haben, und der Sturz der Verdammten mit ihrem Kampf gegen die Dämonen in ſeinem Jüngſten Gericht, beweiſen.

Neben dem Realismus der Florentiniſchen Schule hatte inzwiſchen aber auch die, früher durch die Sieneſiſche Schule repräſentirte Myſtik ihre Freunde gefunden, namentlich in der **Umbriſchen**, deren Hauptſitz Perugia war, wo der Sieneſer Taddeo di Bartolo längere Zeit gelebt und gewirkt hatte. Hier war es zunächſt Nicolo Alunno geweſen, der die alterthümliche Darſtellungsweiſe der Sieneſer den Anforderungen der neueren Zeit anzupaſſen und dem Ausdruck religiös-ſchwärmeriſcher Gefühle eine zarte und anmuthsvolle Form zu geben wußte. Sein großer Schüler **Pietro Perugino** (Pietro Vanucci, aus Perugia, 1446—1524) verband damit das ſtrenge Formenſtudium der Paduaner und ließ auch die naturaliſtiſche Auffaſſung der Florentiner nicht unbeachtet. Doch kehrte er bald wieder zu der heimathlichen Zartheit und Weichheit zurück, in der ſich ſein ſchwärmeriſch-inniges Gefühl ſo wohlthuend ausſpricht. Ihren größten Triumph aber feierte die Umbriſche Schule in Perugino's vorzüglichſten Schüler, dem ebenſo großen, als liebenswürdigen **Raphael Santi** v. Urbino

(1483—1520), deſſen Werke in Beziehung auf Form der Antike würdig zur Seite ſtehen, aber zugleich durch den milden Geiſt des Chriſtenthums verklärt ſind, und die fromme innige Sehnſucht der chriſtlichen Myſtik auf dem Punkt ihrer Entwickelung erſcheinen laſſen, wo ſie das Ziel gefunden, zur klarſten klaſſiſchen Ruhe geworden, und in ſeliger Verklärung den Blick gen Himmel richtend mit Zuverſicht ſpricht: „Ich weiß, an wen ich glaube.“ — Die hohe Würde und der kindlich reine und fromme Sinn des großen Meiſters tritt am deutlichſten hervor, wenn man ſeine Werke mit den Arbeiten ſeines vorzüglichſten Schülers, Giulio Romano (1492—1546) und denen der **Venetianiſchen** Schule vergleicht. Jenem fehlte bei aller Meiſterſchaft doch die Zartheit und der keuſche Sinn Raphaels, und obwohl er auch manches treffliche Kirchenbild, z. B. eine Steinigung Stephani, gemalt hat, ſo wandte er ſich doch mit entſchiedener Vorliebe dem friſchen Naturleben und den mythologiſchen Stoffen zu, die er mit innigem Behagen in kecken Zügen darſtellte. Bei den Meiſtern der Venetianiſchen Schule dagegen, die das antikiſirende Element der Paduaner mit dem Flandriſchen Naturalismus zu verbinden wußten, iſt es weniger ein kirchlich-frommer, als ein lebenskräftiger Naturſinn, durch den ſie ſich charakteriſiren. So namentlich der kühne und kräftige Giorgione (1477—1511), neben welchem der herrliche Tizian (1477—1576) durch ein wahrhaft zauberiſches Colorit als einer der größten Meiſter dieſer Schule glänzt.

Mit den Werken dieſer Meiſter war auf dem Gebiet der Kunſt das Reformationswerk vollbracht. Die Feſſeln des Traditionszwanges waren geſprengt, und die Rechte der Subjectivität zur Anerkennung gebracht. Die Kirche ſelbſt hatte ihre Freude daran, und geſtattete gern, daß die heiligen Hallen mit den künſtleriſchen Zeugniſſen der neuen geiſtigen Freiheit geſchmückt wurden. Deſto mehr Schwierigkeiten aber machte ſie, als eben derſelbe Drang nach Freiheit auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft ſich regte, und auch hier die Banden des Traditionszwanges abzuſtreifen anfing. Der Hauptſchauplatz dieſes Kampfes war Deutſchland, und der lieber über das Weſen der Dinge reflectirende, als für ihre äußere Erſcheinungsform ſich intereſſirende Sinn des deutſchen Volkes erklärt es hinlänglich, warum bei dem ernſten und harten Streit über die höchſten und wichtigſten Fragen das Intereſſe für die Kunſt in den Hintergrund treten mußte. Zudem war dieſe in den Augen vieler Proteſtanten ſelbſt des Papismus verdächtig geworden, und Luther, auch hierin einſichtsvoller und unbefangener, als die meiſten ſeiner Freunde und Anhänger, hatte in Wittenberg mehrere Tage hintereinander zu predigen, ehe er die Leute zu der Einſicht brachte, wie unvernünftig Karlſtadt's Bilderſtürmerei ſei; kaum daß ſie ſich zufrieden gaben, als er ihnen vorſtellte: „Die Bilder ſollen abgeſtellt ſein, wenn ſie angebetet werden ſollen,

ſonſt nicht; wiewohl ich wollte, ſie wären in der ganzen Welt abgeſtellt, von wegen des Mißbrauchs. Aber es ſind viele Menſchen, die die Sonne, den Mond und die Sterne anbeten. Wollen wir darum zufahren, und die Sterne vom Himmel reißen?“

Wie viel aber auch ſein Wort galt, es hätte ſchwerlich der Kunſt viel genützt, wenn man nicht auf den glücklichen Einfall gekommen wäre, wie die Poeſie und Muſik, ſo auch die Malerei an dem evangeliſchen Predigtamt Theil nehmen zu laſſen. Der Deutſche mag über alles gern lernen, und das ganze Mittelalter hindurch waren für das Volk ſo lange Ferien geweſen, daß man ſich jetzt mit wahrem Ungeſtüm beeiferte, das Verſäumte nachzuholen. Alles hatte von nun an den Charakter der Lehrhaftigkeit. Alles wurde benutzt, das Volk mit der reinen Lehre bekannt zu machen; warum alſo nicht auch die Malerei? War dies doch ſchon im Papſtthum vielfach geſchehen, wo man den ganzen Inhalt des Katechismus durch Bilder zu veranſchaulichen geſucht hatte, nämlich:

I. Die Zehn Gebote, auf den beiden von Moſe gehaltenen Geſetztafeln.

II. Das Apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, veranſchaulicht durch die Bilder der zwölf Apoſtel, von denen jedem ein Spruchband beigefügt war. *)

III. Das Vaterunſer mit ſeinen ſieben Bitten und der Engliſche Gruß, auf mehrfache Weiſe dargeſtellt.

---

*) Die Vertheilung war nach der bekannten Tradition über den Urſprung dieſes Symbolums folgende:

Petrus: Credo in Deum, Patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae.

Andreas: Et in Jesum Christum, filium ejus unicum, Dominum nostrum.

Jakobus: Qui conceptus est de Spiritu Sancto, natus ex Maria virgine.

Johannes: Passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus.

Thomas: Descendit ad inferna, tertia die resurrexit a mortuis.

Jakobus Alphäi: Ascendit ad coelos, sedet ad dexteram Dei Patris omnipotentis.

Philippus: Inde venturus est, judicare vivos et mortuos.

Bartholomäus: Credo in Spiritum Sanctum.

Matthäus: Sanctam ecclesiam catholicam, sanctorum communionem.

Simon: Remissionem peccatorum.

Judas Thaddäus: Carnis resurrectionem.

Matthias: Et vitam aeternam.

IV. Die ſieben Sacramente, in allegoriſchen Bildern; das Abendmahl z. B. dargeſtellt durch ein Bild Chriſti, wie er die Kelter tritt, oder aus ſeiner Seitenwunde das Blut in den Kelch fließen läßt.

V. Die drei theologiſchen Tugenden: Fides, Spes, Charitas.

VI. Die vier Cardinaltugenden: Prudentia, Justitia, Fortitudo, Temperantia.

VII. Die ſieben Todſünden, häufig in Verbindung mit den ihnen entgegenſtehenden Tugenden. [1])

VIII. Die drei *Consilia Evangelia*: Paupertas voluntaria, Castitas perpetua, Obedientia religiosa.

IX. Die drei Arten der guten Werke: Precatio, Jejunium, Eleemosyna. [2])

Es lag daher den Proteſtanten, ſofern ſie überhaupt Bilder in den Kirchen geſtatteten, wozu ſich freilich die Reformirten nie entſchließen wollten, nahe genug, jene **Katechismusbilder** ſo gut es gehen wollte, aus dem Katholiſchen ins Proteſtantiſche zu überſetzen, um an ihnen nicht nur einen würdigen Schmuck der ſonſt gar zu kahlen Wände, ſondern zugleich ein neues Hülfsmittel zur Verbreitung der reinen Lehre zu haben; und wie gewiſſenhaft man dabei in der Benutzung des Raumes war, zeigen noch jetzt manche Kirchen aus dem XVI. und XVII. Jahrh., in denen ſich, namentlich an den Seitenchören, Bild an Bild drängt, ſo daß das Gotteshaus ſelbſt ſchon eine Art Bilderbibel und Bilderkatechismus iſt. Die Malerei dabei war allerdings nicht immer ein Meiſterſtück. Doch liegt unter der weißen Tünche, unter welcher der aufklärungsſüchtige Rationalismus eine Menge dieſer Bilder begrub — denn auch in dieſer Hinſicht haben ſich die Gemeinen von ihm

---

1) 1. *Superbia*—Humilitas; 2. *Avaritia*—Liberalitas; 3. *Luxuria*—Castitas; 4. *Invidia*—Charitas; 5. *Gula*—Temperantia; 6. *Iracundia*—Mansuetudo; 7. *Acedia*—Pia Sedulitas.

2) Auch hier wurden, da die Kirche leibliche und geiſtliche Almoſen und bei beiden ſieben verſchiedene Arten unterſchied, dieſe oft in allegoriſchen Bildern einander gegenübergeſtellt. Es ſind bekanntlich folgende:

1. Die Hungrigen ſpeiſen,	Die Sünder bekehren,
2. Die Durſtenden tränken,	Die Unwiſſenden belehren,
3. Die Nackten bekleiden,	Die Zweifelnden zurechtweiſen,
4. Die Gefangenen loskaufen,	Für des Nächſten Wohl beten,
5. Die Kranken beſuchen,	Die Traurigen tröſten,
6. Die Fremden gaſtfreundlich aufnehmen,	Das Unrecht geduldig ertragen,
7. Die Todten begraben.	Beleidigungen verzeihen.

Vieles weiß machen laſſen müſſen — gewiß auch manches beſſere verborgen.

Ein Hauptrepräſentant dieſer didaktiſchen Richtung in der Malerei iſt Luthers Zeitgenoſſe, Lucas Cranach (eigentlich Luc. Sunder aus Cranach, im Bisthum Bamberg, geb. 1472, geſt. 1553, als Bürgermeiſter von Wittenberg), und ſeine Bilder ſind in dieſer Beziehung ſo inſtructiv, daß ſie, ſelbſt wenn ſie in künſtleriſcher Hinſicht geringere Bedeutung hätten, als es in der That der Fall iſt, hier eine genauere Beachtung verdienen.

Eines ſeiner früheſten Bilder iſt die Darſtellung der Zehn Gebote, als der älteſten Geſetzgebung, auf dem Rathhaus zu Wittenberg, in zehn einzelnen Feldern, fünf oben und fünf unten, und ſo eingerichtet, daß das achte Gebot: „Du ſollſt kein falſch Zeugniß geben" gerade in die Mitte kommt und mit ſeiner Warnung dem Beſchauer zuerſt in die Augen fällt. Die Anordnung und Darſtellung der Gebote im Einzelnen iſt folgende:

I. Gebot: „Du solt kein frembden Gott anbetten." Auf der einen Seite Moſe, wie er von Jehovah auf dem Berg Sinai die Geſetztafeln empfängt, auf der andern ein nacktes Götzenbild auf einer Säule, vor welchem zwei Götzendiener knieen.

II. Gebot: „Du solt Gots Namen nit unnütz in dein Munt nehmen." Ein gottloſer Kriegsmann, eine Teufelsfrazze als Ohrenbläſer im Nacken habend, ſchwört hoch und theuer einem ehrlichen Bürgersmann, hinter dem ein guter Engel ſteht, der ihn warnt.

III. Gebot: „Du solt den Feirtag heiligen." Ein frommes Ehepaar, von dem guten Engel begleitet, geht in die Kirche; im Hintergrund ein Bauersmann mit einem kleinen Teufel im Nacken, der auf dem Felde pflügt.

IV. Gebot: „Du solt Vater und Mutter ehren." Der jüngere Sohn trägt gehorſam der Mutter die Schleppe; der ältere, eine Teufelsfrazze im Nacken, verſpottet ſeitwärts ſtehend die Eltern durch eine gemeine Gebehrde.

V. Gebot: „Du solt Niemand doeten." In einem lüderlichen Hauſe, kenntlich gemacht durch die auf dem Tiſch befindlichen Karten, Würfel und einen Trinkkrug, ermordet ein Böſewicht, der eine Greifenähnliche Teufelsgeſtalt hinter ſich hat, einen unſchuldigen Mann.

Die untere Abtheilung beginnt mit dem

VI. Gebot: „Du solt nit stehlen." Der Hausherr liegt ſchlafend im Bett; der eine Dieb, eine Teufelsfrazze hinter ſich, ſchleicht heran, und ein anderer, auch von einem Teufel begleitet, ſteigt eine Leiter hinauf.

VII. Gebot: „Du solt nit unkeusch sein." Ein reichgeſchmückter Kriegsmann ſitzt neben einer ſchön geputzten Jungfrau im Grünen unter

dem Schatten einer Eiche; dahinter eine Teufelsfrazze. — Um dieſe Darſtellungsweiſe zu begreifen, darf man nicht vergeſſen, daß der Soldatenſtand damals ganz im Allgemeinen Repräſentant der Gottloſigkeit war, und mit dem reichen Putz auf den Hoffahrtsteufel hingedeutet ſein ſoll.

VIII. Gebot: „Du solt kein falsch Gezeuchnus geben." In einem Gerichtszimmer ſitzt der Richter, deſſen Strenge durch die Levitenmütze angedeutet iſt, am Tiſch, das Geſetzbuch vor ſich habend. Neben ihm auf der einen Seite ein Kriegsmann, mit einem geſchuppten Teufel, auf der andern der ehrliche Mann mit dem guten Engel. Hinter dem erſteren im Hintergrund ein die Hände ringender Mann, den das falſche Zeugniß des Kriegsmannes zu Grunde richtet.

IX. Gebot: „Du solt keines andern Gemal begeren." In einem zweiſchläfrigen Bett liegt ſchlafend der kahlköpfige, alte Ehemann, neben ihm die junge hübſche Frau, die ſich freundlich einem Kriegsmann zuwendet; hinter ihnen eine weibliche Teufelsfrazze mit herabhangenden Brüſten.

X. Gebot: „Du solt keines andern Gut begeren." An einem Tiſch ſitzen zwei reiche Kaufleute mit Geld vor ſich; der arme barfüßige Handwerksmann, der von ihnen ſeinen Lohn empfangen hat, ſieht begehrlich nach ihren Geldbeuteln; hinter ihm der Teufel.

Ueber das Ganze breitet ſich der halbkreisförmige Regenbogen aus, als Symbol der göttlichen Gnade, die auch dem größten Sünder zu Theil wird, wenn er ernſtlich bereut.

Noch beſtimmter tritt der Charakter des Reformationszeitalters in dem Altarblatt der Wittenberger Stadtkirche hervor, bei welchem das Hauptgemälde das Abendmahl, von den beiden Seitenklappen die eine, für den Beſchauer rechts, die Taufe, die andere links, die Abſolution, und das untere Querbild die Predigt darſtellt, während, wenn das Ganze zuſammengeklappt iſt, links die Opferung Iſaaks und rechts die eherne Schlange in der Wüſte als äußere Deckelbilder zu ſehen ſind.

Die Darſtellung des Sacraments der Taufe iſt folgende. Am Taufſtein ſteht, etwas erhöht, Melanchthon (Portrait), der das nackte Kindlein in der linken Hand hält und mit Waſſer benetzt. Rechts (für den Beſchauer) ſteht neben ihm der bärtige Küſter mit der offenen Agende; um den Taufſtein herum die drei Taufzeugen, zwei Männer und eine Frau. Weiter unten eine Anzahl hübſcher, junger Frauen und Mädchen, die ſich übrigens um die heilige Handlung wenig zu kümmern und nur aus Neugier da zu ſein ſcheinen; unter ihnen, ganz in der Mitte, recht breit und auffallend daſtehend, eine Frau, die dem Beſchauer den Rücken zuwendet, was Cranach's Frau ſein ſoll, die er um ihres inſtändigen Bittens und Plagens willen auch auf dem Bilde anbrachte, aber zu ihrem großen Verdruß eben nur in der angegebenen Weiſe.

Bei der Darſtellung der Buße und Abſolution ſieht man Bugenhagen mit dem offenen und ehrlichen Geſicht des ſchlichten Pommern, wie er im offenen Beichtſtuhl ſitzend, in jeder Hand einen Schlüſſel, das Amt der Schlüſſel verwaltet. Der demüthige und bußfertige Rathsherr zu ſeiner Rechten empfängt die Abſolution; den trotzigen Kriegsmann ſtößt er von ſich, und zum Zeichen, daß ſeine Schuld nicht gelöſt werden ſoll, ſind dieſem die Hände gebunden.

Bei dem Abendmahl ſieht man auf dem Tiſch in der Mitte die Schüſſel mit dem Oſterlamm. Chriſtus, für den Beſchauer links am Tiſch ſitzend (womit vielleicht der Ehrenplatz am obern Ende der Tafel gemeint iſt) hat rechts den Johannes neben ſich; links ſitzt Judas neben ihm, dem er den Biſſen in den Mund giebt. Petrus, zu Chriſto gewendet, legt betheuernd die Hand auf die Bruſt; die übrigen Jünger (ſämmtlich Portraits von Wittenberger Rathsherren, von denen einer, ein Feind Cranachs, in der Perſon des Judas verewigt iſt) ſcheinen ſich gleichgültiger zu unterhalten. Am andern Ende der Tafel erſcheint ein Mundſchenk, angeblich Cranachs Sohn, der dem einen Jünger, in welchem Cranach ſich ſelbſt portraitirt hat, einen gefüllten Becher bringt.

Auf dem die Predigt darſtellenden Bild ſieht man in der Mitte Chriſtum am Kreuz, als Hindeutung auf den evangeliſchen Glauben an den Gekreuzigten, im Gegenſatz zu der Lehre von dem Verdienſt der Heiligen; rechts Luther auf der Kanzel, die aufgeſchlagene Bibel vor ſich, und auf das Kreuz hinweiſend; gegenüber die Gemeine, vorn Luthers Frau, Katharina, ihren kleinen Sohn, ganz mit den Zügen des Vaters, bei ſich; neben ihr Wittenbergerinnen und unter dieſen als letzte Figur zur Linken ein ſehr hübſches Mädchen, das aber von der Predigt wohl nur wenig behalten wird; es ſchaut gar zu freundlich und angelegentlich den Beſchauer an; hinter den Frauen ehrbare Bürger, welche ſtehend mit Andacht die Predigt hören.

Eines der merkwürdigſten Bilder aus jener Zeit aber iſt unſtreitig der Weinberg des Herrn von Lucas Cranach, dem Sohn, (1515—1586), ein 5 Fuß hohes und 5 Fuß 4 Zoll breites Gemälde auf Holz, das die Familie des Paul Eber zum Andenken an den 1569 verſtorbenen Vater malen ließ,*) und das zur Erklärung folgende Unterſchrift hat:

Wundern magſt du dich, o Leſer, mild,
Was das ſei für ein ſeltſam Bild,
So ſtehen thut an dieſer Statt
Und viel Gemeldes in ſich hat.

*) Ein ganz ähnliches Bild mußte Cranach 1582 für die Kirche zu Salzwedel in der Altmark malen, und die Verſchiedenheit beſteht nur darin, daß die Papiſten hier auf der Seite ſind, welche auf dem Wittenberger Bilde von den Evangeliſchen eingenommen wird.

So wiß und merke fleißig drauf,
Was Deutung ha'n die zweene Hauf.
Der Berg die chriſtlich Kirch bedeutt,
Darin ſind's böſ' und fromme Leut.
Auf einer Seit Papiſten ſind,
Ein gottlos, bös und frech Geſind.
Die reißen Gottes Weinberg ein,
So er gebaut durchs Worte ſein.
Den Brunn des Lebens ſie auch fülln,
Durch ihre Werk Gotts Gnad zu hülln;
Verfinſtern alſo Gottes Wort.
Das leuchtet klar an allem Ort.
Dargegen auf der andern Seit
Stehen viel tapfer gelahrte Leut
Mit ihren Inſtrumenten all,
So man im Weinberg haben ſoll.
Die räumen, ſchneiden, binden, haun,
Den Berg Gottes ſie wieder baun.
Sie tilgen aus all falſche Lehr,
Thun treulich fördern Gottes Ehr.
Den Brunn des Lebens auch gar rein
Sie wieder thun aufräumen fein,
Und machen wieder offenbar
Gotts Gnad, ſo vor verfinſtert war.
Die rechte Meinung, o frommer Chriſt,
Dieſes kunſtreichen Bildes iſt.
Drum dank du Gott für ſeine Gnad,
Daß er ſein Wort uns wieder geben hat.

Das Bild ſelbſt ſtellt einen wohlumzäunten Weinberg dar. Links für den Beſchauer am Eingang iſt Chriſtus zu ſehen, mit ſeinen Jüngern, von denen jedoch nur Petrus und Johannes ſichtbar ſind, wie er den Papſt als untreuen Weingärtner mit einem Geldſtück ablohnt, und mit ſeinem ſtattlichen Gefolge von Biſchöfen, Prälaten, Prioren und Priorinnen, Aebten und Aebtiſſinnen, Mönchen und Nonnen hinausgehen heißt. Weiter oben ſieht man auf der einen Seite den Unfug der Papiſten, auf der andern den Fleiß und die rüſtige Thätigkeit der Evangeliſchen. Jene verſchütten den Brunnen, der den Weinberg bewäſſern ſoll, mit Steinen; ſie reißen die Weinſtöcke aus, verbrennen das Gärtnergeräth. Mönche und Nonnen treiben Unfug, Einige ſchlafen, Andere balgen ſich, noch Andere zechen, und ſtatt des Gebetbuchs fällt dem einen Capuciner ein Spiel Karten aus der Capuze. — Auf der andern Seite ſteht Luther mit dem Rechen in der Hand, um den Boden zuzurichten und zu ebenen; Melanchthon hat aus der Tiefe des Brunnens den vollen Eimer heraufgewunden, und Johann Forſter, der thätige Mitarbeiter an dem Werk

der Bibelüberſetzung, gießt ihn auf das dürſtende Erdreich aus. Paul Eber beſchneidet die wilden Zweige eines Weinſtocks; Juſtus Jonas lockert mit der Harke den Boden auf; Major bindet ſorgſam die Reben an; Bugenhagen und Cruciger befeſtigen die ſchwankenden Reben an die Stützen; Crell trägt einen Eimer mit Trauben, und außerdem ſind eine Menge andrer Arbeiter mit dem Aufleſen der Steine, dem Auflockern des Bodens und andern Arbeiten beſchäftigt. Außerhalb des eigentlichen Bildes, zur Rechten, iſt die Familie Ebers zu ſehen, Vater und Mutter knieen vorn; hinter ihnen ihre vier Söhne mit drei Mädchen und ſechs Knaben.

Was die Heiligenbilder betrifft, ſo verſtand es ſich bei der entſchiedenen Oppoſition des Proteſtantismus gegen die Heiligenverehrung der katholiſchen Kirche von ſelbſt, daß ſie weder im kirchlichen, noch im Privatgebrauch ihre Stelle behalten konnten. Sie wurden daher gleich anfangs abgeſchafft, und man ſchmückte dafür lieber die Kirchen mit den Portraits treuer Lehrer und Seelſorger in dankbarer Erinnerung an ihre Verdienſte.

Von beſonderem Nutzen aber ſchien der mit dem Beginn des XV. Jahrh. und anfangs allerdings noch in ganz rohen Verſuchen hervortretende Holzſchnitt, der zuerſt zu Spielkarten und Heiligenbildern gebraucht worden war. Schon um die Mitte dieſes Jahrhunderts fangen die xylographiſchen Bilderbücher an, gewöhnlich Darſtellungen aus der Apokalypſe und dem Hohenliede, die ſogenannte Armenbibel, den Heilsſpiegel ꝛc. enthaltend, und bald ſchließen ſich an ſie die illuſtrirten Evangelienbücher und Katechismen an, deren Bilder durch die Ausbildung, welche die Holzſchneidekunſt inzwiſchen durch Michael Wohlgemuth (1434–1519), ſeinen großen Schüler Albrecht Dürer (1471—1528) und Lucas Cranach erlangt hatte, von ihrer Steifheit und Ungelenkigkeit immer mehr verloren.

XIII. Die kirchlichen Verhältniſſe

des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit ihrem Einfluß auf die bildende Kunſt.

Puritanismus, Roccocogeſchmack, Nationalismus.

Wie viel Treffliches auch nach dem Zeitalter der Reformation auf dem Gebiet der Kunſt von einzelnen hervorragenden Meiſtern geleiſtet worden iſt, im Ganzen haben die Werke der beiden folgenden Jahrhunderte den Charakter einer gewiſſen Erſchlaffung und eines von der religiöſen Begeiſterung und der kirchlichen Würde der früheren Zeit ſich immer weiter entfernenden und dem Realismus einer rein praktiſchen Nützlichkeit ſich zuwendenden Lebens.

In der Reformirten Kirche hatte man von Anfang an nicht nur gegen die Bilder, ſondern gegen die Künſte überhaupt proteſtirt, und die Strenge, mit welcher Calvin ſie aus dem Gottesdienſt verbannte, findet, wenn nicht ihre Rechtfertigung, ſo doch ihre befriedigende Erklärung darin, daß es Völker des leicht erregten und gern dem ſinnlichen Eindruck ſich hingebenden Südens waren, unter denen er als Reformator wirkte und zunächſt Anhänger fand. Hier galt es, mit wahrhaft ängſtlicher Sorgfalt Alles fern zu halten, was der Sinnlichkeit irgendwie Nahrung geben und die ausſchließlich auf die Predigt des Wortes Gottes zu richtenden Gedanken zerſtreuen konnte; und das Ueberſpringen von dem einen Extrem zum andern iſt zu ſehr im Weſen der menſchlichen Natur begründet, als daß man ſich wundern könnte, wie die bisherige Verehrung der Bilder, ſobald man einmal mit dem Papismus gebrochen hatte, in die bitterſte Feindſchaft gegen ſie umſchlagen konnte. Nur im directen Gegenſatz zu dem Römiſchen Katholicismus glaubte man vor ſeinen Gefahren hinreichenden Schutz zu finden, und jemehr man dort das ſinnliche (äſthetiſche) Element vorherrſchen ſah, deſto mehr glaubte man ſich einzig und allein in der Sphäre des Spiritualismus ſicher.

Daß der Calviniſtiſche Abſcheu vor den Bildern auch von den Proteſtanten in England und Schottland getheilt wurde, hat ſeinen Grund einerſeits in der Strenge, mit der man überhaupt an dem Calviniſchen Lehrbegriff feſthielt und dem durch die politiſchen Verhältniſſe oft bis zur fanatiſchen Wuth geſteigerten Haß gegen die Papiſten, andererſeits in der durch den Nationalcharakter bedingten Gleichgültigkeit gegen die Werke der Kunſt, ſofern ſie außer dem Kunſtintereſſe noch ein anderes in Anſpruch nahmen.

Die Puritaner zerſtörten die Bilder aus den katholiſchen Zeiten um ſo lieber, weil ſie ihren Verluſt am leichteſten verſchmerzten, da ſie auch als bloße Bilder ihnen nicht ſonderlich ans Herz gewachſen waren. Denn ſelbſt wenn ihnen die Ausſchmückung der Kirchen mit Gemälden nicht die mindeſte religiöſe Bedenklichkeit gemacht hätte, würden ſie doch kaum ein inneres Bedürfniß danach gefühlt haben. Eben dieſelbe Abneigung und Gleichgültigkeit gegen die Werke der Kunſt, ſofern ſie kirchlichen Zwecken dienen will, ſprach ſich auch in der biſchöflichen Kirche früh genug ſehr deutlich aus. Auch hier iſt bekanntlich, der Calviniſchen Zählung gemäß, das Bilderverbot ausdrücklich als das zweite Gebot im Dekalog hervor gehoben, und jeden Sonntag hat die Gemeine hier, wie bei den übrigen Geboten, zu reſpondiren: „Herr, erbarme dich über uns, und mache unſere Herzen geneigt, dies Gebot zu halten.“ — Daher ſind auch die Kirchen, mögen ſie im Uebrigen noch ſo geſchmackvoll ausgeſtattet ſein, doch in Beziehung auf Bilderſchmuck den andern reformirten durchaus ähnlich, und ein paar Tafeln, von denen die eine den Dekalog, die andere das Glaubensbekenntniß enthält, ſind das Einzige was hier hat Platz finden dürfen. — Noch größere Einfachheit herrſcht in den Meetings der Quäker, Methodiſten und Baptiſten, die ſelbſt in den beſcheidenen Zierrathen, welche die Epiſkopalkirche noch geſtattete, nur das ſündliche Prunkweſen Belials ſahen.

Natürlich konnten ſolche Anſichten nicht ohne rückwirkenden Einfluß auf die Kunſt und die Künſtler bleiben. Immer wird, wie die Religion ſelbſt das Höchſte und Erhabenſte iſt, wozu der menſchliche Geiſt ſich erheben kann, ſo auch die Kunſt nur auf religiöſem Gebiet das Höchſte und Erhabenſte leiſten, verſcheucht von demſelben aber nie jene großartigen Werke hervorzubringen im Stande ſein, deren höchſter Werth eben darin beſteht, daß ſie der Ausdruck der reinſten und ſchönſten Gefühle ſind, die den Künſtler in den Stunden religiöſer Weihe erfüllten. Die Engliſchen Maler hatten weder eine äußere Veranlaſſung, noch auch in Folge ihrer von Jugend auf erhaltenen Erziehung eine innere Aufforderung, für ihre religiöſen Gefühle einen entſprechenden künſtleriſchen Ausdruck zu ſuchen. Das religiöſe Gefühl drängte ſie wohl, in die Kirche zu kommen, dieſen oder jenen Prediger zu hören, die Bibel zu leſen,

oder ein anderes Andachtsbuch, nicht aber, den Pinsel in die Hand zu nehmen. Der glaubenseifrige, fromme Christ in der Kirche und der Maler in seinem Atelier waren zwei ganz verschiedene Personen. Jenen durften keine Gedanken an die Arbeiten des Künstlers in der Andacht, diesen keine frommen Betrachtungen des Kirchgängers in der Arbeit stören. Dazu kam außerdem noch der für den Künstler maßgebende Geschmack des Publicums. Was man auch von ihm verlangte, ein Portrait oder eine Landschaft, ein Schlachtgemälde oder einen Triumphzug, ein Jagdstück oder eine Blumenvase, — immer war es nur ein Kunstwerk, das man für sein Kabinet haben wollte, und bei dem man wohl die künstlerische Auffassung, die geschickte Ausführung im Einzelnen und die wohlgelungene Copie der Natur bewunderte; aber sonst auch weiter nichts. Selbst die Werke der älteren Italienischen Meister, die da gebetet hatten, was sie malten, und deren Bilder nur der künstlerische Ausdruck für die Gefühle religiöser Erhebung und glühender Andacht gewesen waren, wie es bei Andern Worte sind, galten, als die Passion für Gemälde guter Ton geworden, immer nur als Kunstwerke, ja selbst als solche oft nur um des hohen Preises willen, den man für sie gezahlt hatte.

Auch die in den Niederlanden mit besonderer Vorliebe betriebene, und von daher überhaupt erst allgemeiner in Aufnahme gekommene Kabinetmalerei mit ihren Genrebildern, Landschaften, Seestücken, Thierstücken, Stillleben und Blumen beruht wesentlich auf der, durch die Grundsätze der Reformirten dogmatisch bedingten, allerdings aber auch, wie man hinzufügen muß, durch den Charakter jener Zeit überhaupt herbeigeführten Trennung der Kunst von dem religiösen und kirchlichen Leben. Zwar hatte man schon weit früher in der Flandrischen Schule, im Gegensatz zu den stereotypen Formen der altkirchlichen Malerei, einen gewissen Naturalismus geltend gemacht. Aber bei den kirchlichen Bildern war immer durch den Stoff und den Zweck der Darstellung zugleich eine höhere Würde bedingt. Wie man nicht in Knittelversen, selbst nicht in dem sonst gewohnten Vulgärdialekt betet, so wird auch der Maler zur Darstellung religiöser Gegenstände nicht leicht Formen wählen, die dem niedrigsten Alltagsleben angehören, und selbst das werthloseste Kirchenbild des schlechtesten Malers wird im Vergleich mit seinen übrigen Bildern immer einen gewissen sonntäglichen Anstrich haben. Wo nun für den Künstler der Sonntag mit seiner festtäglichen Stimmung gerade der Tag ist, an dem alle Arbeit ruht, da müssen die Bilder natürlich vorherrschend den Charakter des Werkeltaglebens haben, und es ist keineswegs bloß eine sonderbare Eigenthümlichkeit der Niederländischen Maler, daß sie sich fast der Mehrzahl nach in der Darstellung des Bauerlebens gefielen. Hatte man sich vorzugsweise dem Naturleben zugewendet, und die Aufgabe gestellt, dieses so treu als möglich zu copiren, so ließ sich freilich

alles mögliche malen, das Pferd im Stall, die Kuh auf der Weide, das Federvieh auf dem Küchentiſch, der Braten auf der Tafel und die Raupe an dem abgenagten Blatt. Beſonders aber mußte man ſich zu ſolchen Scenen hingezogen fühlen, in denen ſich die derbe Natürlichkeit am freiſten und am wenigſten durch die Geſetze der Convenienz gebunden ausſprach.

Unleugbar hat die Malerei als Kunſt den Niederländiſchen Meiſtern viel, ſehr viel zu verdanken, und wie ſie den kräftigen Peter Paul Rubens (1577—1640), den Gründer der Schule von Brabant, der ſich bei aller Natürlichkeit doch ſtets auf einer lichten Höhe über der Trivialität erhalten weiß, den ihm verwandten Anton van Dyck (1599 bis 1641) und den geheimnißvoll dunklen Paul Rembrandt (1606—1674) mit Stolz zu ihren größten Meiſtern rechnet, ſo wird ſie neben ihnen auch die Repräſentanten jener Richtung, David Teniers (1610—1690), Adrian van Oſtade (1610—1685) und ſeinen Bruder Iſaak ſtets mit hoher Achtung nennen. Denn gerade die buchſtäblich treue Copie der mannigfaltigen Formen des Natur- und Alltagslebens erforderte eine Feinheit der Beobachtung und eine Meiſterſchaft in der Darſtellung, durch welche die Kunſt außerordentlich gefördert werden mußte.

Nur führte eben dieſe Richtung zugleich den Nachtheil herbei, daß der Maler mit all ſeinen Leiſtungen mehr und mehr von der Liebhaberei einzelner Großen abhängig wurde, und ſeine Bilder, die in den Kirchen aufgeſtellt, Allen zugänglich geweſen wären und für Alle ein Bildungs- und Veredelungsmittel hätten werden können, nunmehr in Privatkabinetten verſchwanden.

War man hier durch die Polemik gegen die Kirchenbilder in der Malerei bis zu dem ſchmutzigen Treiben in Dorfſchenken und Wachtſtuben gekommen, ſo verlor man ſich in Frankreich aus Mangel an religiöſem und kirchlichem Sinn auf ein ganz entgegengeſetztes Gebiet.

In den Ländern des Südens war dem Trieb des Reformationszeitalters nach Selbſtſtändigkeit und individueller Geltung durch das Freiwerden der Kunſt genügt worden. Damit war man zufrieden, und je bereitwilliger die Kirche die reformatoriſchen Werke der Maler auf- und annahm, deſto williger zeigten ſich wiederum dieſe, nach beſten Kräften und mit allen ihren Mitteln ihr zu dienen. Die Malerei hatte, wenn gleich der Charakter einer gewiſſen Gereiztheit und eines geſpreizten Weſens, den der Katholicismus durch die Jeſuiten erhielt, auch hier allmälig mehr und mehr hervortritt, namentlich in den erſten Zeiten nach jener großen Glanzperiode ſo manche Meiſter, die ſie ſtets als würdige Nachfolger jener hohen Muſter und Vorbilder nennen wird. Es genügt hier, an Tintoretto (1512—1594) und Paolo Veroneſe (1528—1588) zu erinnern, an welche ſich im XVII. Jahrhundert die Eklektiker und die Naturaliſten anſchloſſen, von denen die erſteren, im Gegenſatz zu der

manieriſtiſchen Nachahmung der großen Meiſter des XVI. Jahrh., die beſonderen Vorzüge der Einzelnen mit deutlichem Bewußtſein aufzufaſſen und zu einem Ganzen zu vereinigen ſuchten, während die letzteren, in einer einſeitig naturaliſtiſchen Richtung befangen, nur dem individuellen Gefühl folgten. Unter jenen iſt beſonders Lodovico Caracci (1555 bis 1619) zu Bologna mit ſeiner Schule, zu welcher auch Domenichino (1581—1641) und der liebliche Guido Reni (1575—1642) gehört, unter dieſen Caravaggio (1569—1609), Spagnoletto (1590 bis 1656) und ſein Schüler Salvator Roſa (1615—1673) zu nennen. Alle übrigens, auch die Naturaliſten, mit Ausnahme des Salvator Roſa, der ſich mit entſchiedener Vorliebe der Landſchafts- und Genremalerei, namentlich der Darſtellung von Räuberſcenen zuwandte, gehören mit ihrer Thätigkeit vorzugsweiſe dem kirchlichen Gebiet an.

Mehr noch gilt dies von den Spaniſchen Malern. Die älteren ſpaniſchen Bilder ſollen lebhaft an Albrecht Dürer erinnern, was ſich ſehr einfach dadurch erklärt, daß hier, wie dort, der alterthümlich kirchliche Typus mit all ſeinem feierlichen Ernſt und ſeiner Strenge vorherrſcht. Etwas gemildert durch italieniſchen Einfluß erſcheint dieſer mittelalterlich-kirchliche Ernſt bei Luis de Morales, mit dem Beinamen „el Divino" (1509—1590), und mehr noch in der Schule von Sevilla, welche all ihre ſchwärmeriſche Andachtsgluth in kühner Verbindung mit einer wahrhaft üppigen und trunkenen Sinnlichkeit in **Murillo** (1618—1682) vereint, in welchem das Streben der ſpaniſchen Kunſt überhaupt ſeinen Culminationspunkt erreicht.

Auch in Frankreich hatte die Katholiſche Kirche durch die Reformation äußerlich nur wenig verloren. Alles war ziemlich geblieben, wie vorher. Aber deſto weniger war man innerlich mehr, was man äußerlich noch ſcheinen wollte. Wie den Proteſtanten in Deutſchland, ſo war auch den franzöſiſchen Katholiken, wenigſtens den Großen und Vornehmen, jene kindlich gläubige Zuverſicht, mit der man ſich im Mittelalter an die Heiligen gewendet hatte, mehr und mehr fremd geworden. Nur fühlte oder dachte man hier bloß im Stillen bei ſich ſelbſt, was man dort laut in die Welt hinausrief. Aus den Kirchen ließen ſich nun die Heiligenbilder nicht ſo leicht wegnehmen. Für die Verhältniſſe und Bedürfniſſe des gewöhnlichen ſocialen Lebens aber ſah man gar keinen Grund, weshalb man jene mittelalterliche Vorliebe für ſie noch ferner heucheln, und ſich nicht lieber ganz ungenirt dem neuerwachten Eifer und der enthuſiaſtiſchen Schwärmerei für das klaſſiſche Alterthum überlaſſen ſollte. Schon längſt hatte man für die Kirche zur Darſtellung der Cardinaltugenden, der Capitalſünden und anderer abſtrakter Begriffe der chriſtlichen Ethik allegoriſche Geſtalten aus der Mythologie entlehnt, und die Reize des klaſſiſchen Alterthums konnten ihre Wirkung um ſo

weniger verfehlen, da ſie hier durch den Reiz der Neuheit erhöht wurden. Der Beifall, den die erſten Verſuche fanden, war auch wirklich ſo groß, daß man bald anfing, Alles um ſich her, und ſich ſelbſt ins Allegoriſche zu überſetzen. Und wie viel Witz, wie viele Artigkeiten ließen ſich dabei anbringen! Wenn der Fürſt mit Jupiter verglichen oder in der Geſtalt deſſelben dargeſtellt wurde, ſo war dies zwar nach chriſtlichen Begriffen nur ein leeres Phantom; aber es erinnerte doch ſehr ſchmeichelhaft an die höchſte Götterwürde. Wenn der Liebende der Geliebten klagte, daß Cupido's Pfeil ihn tief im Herzen verwundet habe, ſo konnten ſich zwar beide damit tröſten, daß ſie als gute Chriſten an dergleichen Calamitäten eigentlich nicht glaubten; immer aber mußte ſolch Unglück einen Stein, geſchweige denn ein fühlendes Herz erbarmen, und wenn alt ehrwürdige Gouvernanten auf die Frage, wie ſie geſchlafen, antworteten: „Bien reposé dans les bras de Morphée," ſo konnte kein Menſch etwas Arges denken, und doch klang es viel ſüßer und ſchöner, als ein einfaches und trocknes Bien.

Je ſicherer und feſter man ſich im Chriſtenthum glaubte, deſto ſorgloſer fabelte man ſich in die griechiſche und römiſche Mythenwelt hinein. War doch alles eigentlich nur Spaß. — Aber der Spaß hatte auch ſeine ernſteren Folgen. Das ewige Spielen mit der Mythologie und den Allegorien brachte es nach und nach dahin, daß in den vornehmeren Kreiſen Keiner mehr erſchien, wie er wirklich war, ſondern immer in einer Rolle. Der Empfangſaal wie das Wohnzimmer wurde zur Bühne, und ein hohles, geſpreiztes Theaterweſen mit all ſeinen leeren Tiraden und falſchen Goldflittern nahm mehr und mehr überhand. Die ernſteren Lebensverhältniſſe löſten ſich in allegoriſche Feſtſpiele auf, und es kam bald die Zeit, wo Unſchuld und Keuſchheit nur noch allegoriſch vorhanden war, in den vielbeliebten und ſüßen Schäferſpielen einer patriarchaliſchen Unſchuldswelt, in die man ſich um ſo lieber hineinträumte, je weiter man im wirklichen Leben davon entfernt war. Am wunderlichſten war dabei die Art und Weiſe, wie man die altklaſſiſchen Göttergeſtalten für ſeine allegoriſch-theatraliſchen Zwecke brauchte. Von einem tieferen Eingehen in das Studium des Alterthums und ſeiner Mythologie und einer gründlicheren Aneignung der alterthümlichen Anſchauungsweiſe konnte und ſollte nicht die Rede ſein. Alles war ja, wie geſagt, bloßer Spaß, und die mit ihrem Coſtüm, wie mit ihren Reden und Gebehrden an die Olympiſchen Götter erinnernden Herren und Damen waren, wie ſie ſich wiederholentlich verſicherten, immer eigentlich gut katholiſche Chriſten, die regelmäßig die Meſſe beſuchten, und glaubten und thaten, was der Beichtvater verlangte. Auch kam es ihnen weit weniger darauf an, eine Venus darzuſtellen, wie die Alten ſie ſich wirklich gedacht hatten, als *vielmehr* darauf, dieſer oder jener gefeierten Schönheit des Tages das

Compliment zu machen, daß jene, wofern ſie nur einigen Geſchmack hatten, ſich die Göttin der Schönheit gar nicht anders hätten denken können. Nur glaubte der des mittelalterlichen Verkehrs mit den Heiligen überdrüſſig gewordene und auf dem Gebiet der Mythologie ſeine Entſchädigung und Befriedigung ſuchende Zeitgeſchmack den gewaltigen Rückſchritt in eine uralte Vergangenheit wenigſtens dadurch wieder gut machen zu müſſen, daß er den alten Göttern all die Grazie und Zierlichkeit zueignete, welche die Hofetikette forderte, mit einem Wort, ſie franzöſirte.

Es war dies das Zeitalter des Roccocogeſchmacks, und was er ſeinem innerſten Weſen nach zu bedeuten hat, ſagt uns hinlänglich der auf dem Gebiet der Theologie ziemlich gleichzeitig hervortretende und nahe verwandte Naturalismus. Denn dieſer ſprach eigentlich nur in klaren und runden Worten aus, was das Liebäugeln mit jenem wunderlich modernen Alterthum ſagen wollte; und wie pünktlich man auch noch lange Zeit in Kirche und Haus die mittelalterlich-katholiſchen Formen der chriſtlichen Frömmigkeit beibehielt, ſo gewiß iſt es doch, daß der deiſtiſche Naturalismus in dem religiöſen Bewußtſein der Vornehmeren lange vorher Platz gegriffen hatte, ehe die Schriften des Herbert v. Cherbury († 1648), der als „Vater der Deiſten“ genannt wird, allgemeiner bekannt wurden.

Die überkommenen Formen und Formeln wurden in der katholiſchen wie in der proteſtantiſchen Kirche für die ſogenannten Gebildeten immer mehr zu bloßen Formen und Formeln, und was man vom Chriſtenthum aus wahrer innerer Ueberzeugung noch gelten ließ, war neben der Gott-Tugend- und Unſterblichkeits-Trinität nur noch die Moral, die ſich denn auch nicht nur in den Predigten und Andachtsbüchern, ſondern auch in den Komödien und der Unterhaltungsliteratur jener Zeiten ſo breit, wie möglich, machte. — Daß ſie auch in der Malerei ihren Repräſentanten hatte, beweiſen die Werke des William Hogarth (1698—1764), der ganz in derſelben moraliſch-humoriſtiſchen Weiſe malte, wie ſeine Zeitgenoſſen und Freunde Swift, Fielding, Sterne, Smollet und Johnſon ſchrieben. „Der Weg der Buhlerin“ (ſechs Blätter), „der Weg des Lüderlichen“ (acht Blätter), „Fleiß und Faulheit“ (zwölf Blätter), „die Biergaſſe“, „das Branntweingäßchen“, „die vier Stationen der Grauſamkeit“ ꝛc. haben alle, trotz des genialen Muthwillen und der ſatiriſchen Laune, eine ernſte moraliſche Tendenz, und bei den Blättern von dem fleißigen und faulen Lehrling hatte es der Künſtler von Anfang an auf die unteren Stände, Fabrikanten und Handwerksleute abgeſehen. — Neben dieſem moraliſchen Zweck tritt aber auch der bei den ſtarren Formen der Orthodoxie und des kirchlichen Lebens um ſo ungebundener ſich geltend machende Spott unverkennbar hervor. Das innerlich todte, mechaniſche Formenweſen der ariſtokratiſchen Staatskirche

iſt vielleicht nirgends ſo treffend geſchildert, wie auf ſeinen Bildern, und ebenſo treten uns die Vorurtheile, mit denen der damals zuerſt bekannt werdende Methodismus im Volk zu kämpfen hatte, auf dem Bild „Leichtgläubigkeit, Aberglaube und Fanatismus“, das den Gottesdienſt einer Methodiſtengemeine darſtellt, ſo lebendig und klar entgegen, daß wir uns mitten in jene Zeit verſetzt glauben. — Man hat gewöhnlich bloß einen frivolen Spaß darin gefunden, daß auf dem Bild, welches die Trauung des Lüderlichen darſtellt, die Glaubensbekenntnißtafel nur die Anfangsworte: I believe (ich glaube) enthält, alles Uebrige verwittert und unſichtbar geworden iſt. Aber gerade in ſolchen Zügen ſprach ſich eigentlich nur der Charakter jener Zeit aus. Wo der Kirchendienſt von ſolchen Perſonen verwaltet wird, wie der hier dargeſtellte Paſtor und Küſter — Lichtenberg nennt ſie treffend „zwei Liturgie-Uhren, die auf Trauung geſtellt ſind“ — da kann bei der Gemeine, ſofern es nicht auf bloße Worte und Formeln, ſondern auf die innerſte Ueberzeugung ankommt, von dem chriſtlichen Glaubensbekenntniß nicht viel mehr übrig ſein.

Der in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts lauter und entſchiedener auftretende Rationalismus ſprach demnach nur in beſtimmterer Form und freimüthiger aus, was man, trotz alles äußeren Scheines von ſtrenger Kirchlichkeit im Innern längſt meinte und dachte, und auch hier war es wiederum Deutſchland, wo dieſe Phaſe der religiöſen Entwickelung ſich am ehrlichſten kund gab. In den Lutheriſchen Kirchen hatte man von den katholiſchen Zeiten her noch eine Menge Bilder und Bildwerke, und je unduldſamer die Reformirten in dieſer Hinſicht waren, deſto mehr hielten, bei der feindſeligen Stimmung beider Confeſſionen gegen einander, die Lutheraner darauf, daß nichts davon wegkommen durfte. Ja ſie waren, um ihre Abneigung gegen die Calviniſten auch hierin an den Tag zu legen, angelegentlich darauf bedacht, ihre Kirchen mit einem möglichſt bunten, natürlich aber immer lehrhaft bibliſchen Bilderſchmuck auszuſtatten. Kaum ein Fleckchen an den ringsumlaufenden Seitenchören ließen ſie unbemalt.

Das aber ſah der Rationalismus, je deutlicher er ſich im Lauf der Zeit deſſen bewußt wurde, was er eigentlich wollte, mit deſto mißfälligeren Augen an. Auch hier ſchien es ihm Pflicht, Aufklärung zu verbreiten, und für diesmal war es der Maurergeſell mit dem dicken Anſtreichpinſel, den er zu ſeinem Werk brauchte, und ſo lagerte ſich denn eine weiße Kalktünche mit höchſt unparteiiſcher Gleichmäßigkeit über gute und ſchlechte Bilder, die erſt jetzt wieder, nachdem jene winterliche Schneedecke mürbe geworden iſt, hier und da ſchüchtern hervorblicken.

Daß die kirchliche Malerei unter ſolchen Verhältniſſen keine ſonderlichen Fortſchritte machen konnte, verſtand ſich von ſelbſt, und proteſtan-

tiſchen Maler, die in ihrer religiöſen und künſtleriſchen Begeiſterung etwas Erhabneres und Edleres malen wollten, als Männer- und Frauengeſichter, Pferde und Hunde, Bäume und Blumen, Schüſſeln und Teller, war es wohl zu verzeihen, wenn ſie auf den Gedanken kamen, daß ſie zur katholiſchen Kirche übertreten müßten, wenn ſie ſich vor dem Tode der Erſtarrung retten wollten. Auf das Irrthümliche dieſes katholiſirenden Myſticismus iſt bereits oben in der Einleitung hingewieſen worden. Gleichwohl wird man nie verkennen dürfen, daß er aus einem ſehr anerkennenswerthen Streben nach Wahrheit und innerer Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt hervorging. Jemehr ſich die Künſtler des Zwieſpaltes zwiſchen ihren religiöſen Anſichten und ihren künſtleriſchen Beſtrebungen bewußt wurden, deſto klarer mußte ihnen werden, daß ihre Bilder, um den Charakter innerer Wahrheit zu haben, auch wirklich der Ausdruck ihrer eigenen, inneren Gefühle ſein müßten, andernfalls immer nur handwerksmäßige Arbeiten, keine wahrhaft künſtleriſche Leiſtungen ſein würden. Man hat es theils beklagt, theils darüber geſpottet, daß auch hier wiederum nur deutſche Proteſtanten es waren, die ſich auf jenen Irrweg der Myſtik verloren, während ſelbſt die der Religion ſonſt eifrig ergebenen Italiener ſolche Kunſtanſichten nur lächerlich gefunden und bei der Künſtlerſchaft die Religion ganz aus dem Spiele gelaſſen hätten. Wer indeß nur etwas tiefer blicken will, erkennt leicht, daß es gerade die deutſche Treue und die proteſtantiſche Ehrlichkeit war, die ihnen den Widerſpruch zwiſchen der Glaubensloſigkeit, die man damals bei jedem Gebildeten vorausſetzte, und der Glaubensinnigkeit, die, wie ſie innerlich fühlten, den wahren Künſtler mache, unerträglich werden ließ.

XIV. Die neuere Zeit

mit ihren theologiſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen.

Wie reich auch unſere Zeit an Hülfsmitteln aller Art iſt, um die bedeutenderen Erſcheinungen auf den verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt möglichſt ſchnell zur allgemeineren Kunde zu bringen, und wie ſehr ſich jeder Gebildete, ſchon um den Anſprüchen zu genügen, die man heutzutage an ihn macht, genöthigt ſieht, von allem, was irgendwie allgemeineres Intereſſe erregt, Notiz zu nehmen, ſo wenig läßt ſich doch bis jetzt über die Beſtrebungen der Gegenwart ein beſtimmtes Urtheil gewinnen und aus der Mannigfaltigkeit der verſchiedenen einzelnen Richtungen jene Harmonie eines wohlgeordneten Ganzen herausfinden, welche ſich einer ſpäteren Generation, wenn ſie auf unſre Zeit zurückſchaut, vielleicht ſchon auf den erſten Blick darſtellen wird. So viel jedoch iſt gewiß: ernſtlicher und angelegentlicher ward wohl kaum zu irgend einer anderen Zeit nach Wahrheit gerungen, als jetzt, und der im Reformationszeitalter erwachte, ſpäter aber wieder eingeſchlummerte Trieb nach Selbſtſtändigkeit und einem auf eigene Anſchauung und Prüfung ſich gründenden Urtheil macht mehr als je und immer allgemeiner ſich geltend.

Obgleich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts viel von den Bedürfniſſen einer weiter vorgeſchrittenen Zeit und von den Rechten der geſunden Vernunft die Rede geweſen war, — an eine eigentlich wiſſenſchaftliche Prüfung der vielfach angefochtenen Kirchenlehre hatte faſt Niemand gedacht, und der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand es kaum der Mühe werth gefunden, ſich irgendwie darüber zu legitimiren, wenn er mit dem Cenſorſtift zu Gericht ſaß, und ſeine Antipathie gegen die ſymboliſchen Bücher ſich wie ein rother Faden durch die ganze kirchliche Dogmatik hindurchzog. Man wunderte ſich daher nicht wenig, daß Kant überhaupt erſt fragte: Wie viel kann denn eigentlich die geſunde Vernunft an und für ſich von Gott und göttlichen Dingen wiſſen? und noch größer war das Staunen, als man in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ die Antwort darauf vernahm. Man hätte

ſie gern ignorirt. Aber das ging nicht mehr, und je weniger man hoffen durfte, daß die reine Vernunft in einer zweiten Beichte ein anderes minder rückſichtsloſes Bekenntniß ablegen werde, deſto angelegentlicher dachte man daran, ihrem Bekenntniß eine hiſtoriſche Grundlage zu geben. Denn war auf der einen Seite nur das, was ſie im Kantiſchen Beichtſtuhl bekannt hatte, die wirkliche Wahrheit, und war man auf der andern von früher her immer noch gewohnt, die Bibel als das Buch der Wahrheit anzuerkennen, ſo mußten jene Ausſagen natürlich auch in ihr ſchon enthalten ſein, und zeigten ſich hier oder da Widerſprüche zwiſchen beiden, ſo war dies eben der Ort, wo die exegetiſche Kunſt ihre Meiſterſchaft zeigen konnte, indem ſie friedliche Harmonie und Eintracht da herzuſtellen ſuchte, wo der unbefangene Blick nur ſchroffe Gegenſätze ſah. Es iſt bekannt, wie viel ſich die N. T. lichen Schriftſteller dabei gefallen laſſen mußten, und vielleicht ſind ſie bei Lebzeiten in ihren Märtyrerleiden kaum ſo arg gemißhandelt worden, als nachträglich in ihren Schriften. Erſt Röhr und Wegſcheider erbarmten ſich ihrer wieder. Sie wurden nun nicht mehr mit Gewalt gezwungen, ſo zu reden, wie man es haben wollte; man ließ ſie vielmehr reden, wie ſie wollten, nahm aber dieſelbe Freiheit, die man ihnen zugeſtand, auch für ſich in Anſpruch. Wie konnten ſie auch vor achtzehnhundert Jahren wiſſen, welche Fortſchritte inzwiſchen die wiſſenſchaftliche Bildung machen würde, und wie die Vorſtellungen der damaligen Zeit maßgebend ſein für alle Jahrhunderte?

Es braucht hier nicht erſt daran erinnert zu werden, daß dieſe Reſultate der philoſophiſchen Kritik, welche in conſequenter Entwickelung endlich dahin kommen mußte, die perſönliche Erſcheinung Jeſu Chriſti, inwiefern ſich die Idee des ganzen Chriſtenthums in ihr concentrirt, zum Mythus zu verflüchtigen, in ihrer roheren Form gerade in unſern Tagen vorzugsweiſe Eigenthum des Volkes geworden ſind, und wenn es in Sachen des Glaubens überhaupt als ein Vorzug anzuſehen iſt, mit klarer Einſicht und nach ſelbſtſtändiger Prüfung ſich für das Eine oder das Andere entſcheiden zu können, ſo hat unſere Zeit ihn vielleicht mehr, als jede frühere. Noch vor mehreren Decennien waren die Reſultate, welche die rationaliſtiſche Kritik aus dem Schacht ihres Wiſſens zu Tage förderte, koſtbare Kleinodien, die den Jüngern der Wiſſenſchaft nur unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit gezeigt und anvertraut wurden. Heutzutage weiß alle Welt darum. Der vormalige Autoritätsglaube hat einerſeits eine bewußte Verwerfung, andrerſeits aber auch eine bewußte Anerkennung des bibliſchen Chriſtenthums herbeigeführt, und ſollte die todte Mundorthodoxie einem wahrhaft lebendigen Chriſtenglauben weichen, ſo war dies allerdings nur dadurch möglich, daß man aus dem Schlummer

der Indifferenz zu einem ſelbſtbewußten Geiſtesleben erwachte und die beiden großen Gegenſätze aus eigener Anſchauung kennen lernte.

Ganz ähnliche Erſcheinungen, wie hier, ſtellen ſich uns auf dem Gebiet der Kunſt dar. Wie man auf den Kanzeln den Gemeinen einen durch und durch rationaliſtiſchen Inhalt in einer kirchlich-orthodoxen Hülle darzubieten gewohnt war, ſo hatte man in der Kunſt für die Erſcheinungen eines ganz modernen Lebens die antiken Formen gebraucht, und dort, wie hier, mußte das Ganze daher den Charakter des inneren Widerſpruchs und der Unwahrheit haben. Ein preußiſcher General im Koſtüm eines trojaniſchen Helden oder römiſchen Feldherrn konnte füglich keinen andern Eindruck machen, als eine rationaliſtiſche Predigt in der Sprache der kirchlichen Orthodoxie; und was auf der einen Seite Kant that, um der Confuſion ein Ende zu machen, das thaten auf der andern Johann Winkelmann (1717—1768) und Chriſtian Gottlob Heyne (1729—1812), der letztere durch ſein erfolgreiches Streben, die Anſchauungsweiſe des klaſſiſchen Alterthums, wie ſie wirklich geweſen, nicht wie ein alberner Enthuſiasmus, der die olympiſchen Götter nur zum Spielen haben wollte, ſie ſich träumte, zur allgemeineren Kenntniß zu bringen, der erſtere durch ſein tiefer eindringendes Studium der Antike, was eine Rückkehr von dem Schnörkelweſen der früheren Zeit zu der Reinheit der klaſſiſchen Formen zur wohlthätigen Folge hatte. Neben C. Schinkel (1781—1841), deſſen Bauwerke zuerſt wieder eine klare Einſicht in die Formenbildung des klaſſiſchen Alterthums erkennen laſſen, treten uns in dem Italiener A. Canova (1757—1822), in Dannecker (geb zu Stuttgart 1758), J. G. Schadow (geb. 1764) und dem Dänen B. Thorwaldſen (geb. 1770) Meiſter entgegen, deren Sculpturarbeiten ebenſo ſehr von einem tiefen und gründlichen Studium der antiken Meiſterwerke zeugen, als ſie, fern von aller ſclaviſchen Nachahmung, die edelſte künſtleriſche Freiheit offenbaren, welche jene Formen vollſtändig zu bemeiſtern und zum Ausdruck des eigenſten, innerſten Geiſteslebens zu benutzen weiß. Minder großartig, aber dafür auf das individuelle Leben des Einzelnen mit deſto größerer Treue und Sorgfalt eingehend zeigt ſich Chr. Rauch in ſeinen Werken, während die Arbeiten des Franzoſen David und ſeiner Schule ſich zu einer mehr genrehaften Auffaſſung und Behandlung hinneigen.

Wie man in der Architektur und Sculptur mit Vorliebe ſich den Formen des klaſſiſchen Alterthums zuwandte, ſo konnte man auch in der Malerei den Blick nur ſehnſüchtig in die Vergangenheit zurückwenden, in eine Zeit, welche das chriſtliche Gefühl mit all ſeiner Tiefe und Glaubensinnigkeit am treuſten abſpiegelte. Während daher die Düſſeldorfer Schule, gelangweilt durch die pedantiſche Klaſſicität des antikiſirenden Styls, wie er ſich bei den Franzoſen, vornehmlich in der Schule

des glänzenden, aber von einer gewissen theatralischen Affectation nicht ganz freien J. L. David kund giebt, einem muntern, lebensfrohen Kinde gleich, sich in das bunte frische Leben der Wirklichkeit wagte, um mit den Fröhlichen lustig und mit den Traurigen traurig zu sein, hier zu spielen und zu scherzen, dort eine Thräne des Mitgefühls zu weinen, suchte die Münchener Schule, gleichsam die ältere, ernstere Schwester ein ernsteres Ziel. Sie ließ dem harmlosen Naturkinde seine schnell wechselnden Spiele und die schnell trocknenden Thränen, und schaute dafür in frommer, schwärmerischer Andacht an den gigantischen Pfeilern des dunkeln gothischen Domes empor, wo sie sich heimathlich wohl fühlte und zurückträumte in jene Zeit, welche solche Riesendenkmäler der christlichen Frömmigkeit entstehen ließ.

Einen sehr erfreulichen Mittelweg endlich zwischen der einseitigen und ceremoniösen Klassicität der David'schen Schule und der muntern Lebendigkeit der Genremalerei wußten in Frankreich Horace Vernet und P. Delaroche zu finden, denen der unermüdlich fleißige Schopin und Gué nicht unwürdig zur Seite stehen. Fast alle ihre Bilder zeugen von der großen Gewandtheit, mit der sie die Würde der Historienmalerei und die individualisirende Lebendigkeit des Genre zu vereinen wissen. Nicht minder gilt dies von dem genialen Lessing, von Vendemann und andern deutschen Künstlern, deren Namen und Werke zu bekannt sind, als daß sie hier erst angeführt zu werden brauchten.

Je erfreulicher aber in neuerer und neuester Zeit die Leistungen der Kunst sind, desto schwerer läßt sich die Frage unterdrücken, warum nicht auch sie mit ihren reichen und schönen Mitteln Theil nehmen soll an der Förderung einer wahrhaft christlichen Bildung, für welche auf dem Gebiet der Wissenschaft und des praktischen Lebens jetzt so Vieles gethan und so rüstig gestritten wird. Die ehemalige Puritaner-Polemik gegen die Bilder in der Kirche ist großentheils verstummt, und sollte sie aufs neue ihre Stimme erheben, wer wird sie hören wollen, oder welche Gründe könnte sie geltend machen, um sich die allgemeine Zustimmung zu erzwingen? Für jene didaktischen Zwecke allerdings, zu deren Erreichung man im Mittelalter auf den Gebrauch der Bilder angewiesen wae, haben wir jetzt andere, zureichendere Mittel. Der Laie braucht nicht mehr die biblischen Geschichten an den Wänden gemalt zu sehen: er kann sie selbst in der Bibel lesen. Aber wer mag das Entbehrliche darum auch verwerflich nennen? Die Heiligenbilder sind, wie es heißt, von jeher Beförderungsmittel eines bedenklichen Aberglaubens gewesen. Aber ist dieser auch da noch zu fürchten, wo eine, alle Kreise des Volkes durchdringende, höhere Geistesbildung ihm kräftig entgegenwirkt, und die Bilder nichts anders, als ein würdiger Schmuck der Kirchen sein sollen, wie sich schon längst eine Zierde der Privatwohnungen sind? Täuschen wir uns nur nicht

mit Redensarten, denen wir ſelbſt innerlich keinen Glauben beimeſſen! Eine gegründete Furcht vor erneuertem Mißbrauch hat im Reformationszeitalter die Bilder aus den Kirchen entfernt; der geheime Widerwille gegen die ſtummen Zeugen aus einer glaubenskräftigeren Zeit hat die noch übrig gebliebenen ausgeſtrichen; der unkirchliche Sinn ſich die leeren, kahlen Wände ganz ruhig gefallen laſſen, und der Egoismus, der ſich daheim gern alles ſo elegant wie möglich einrichtet, hält es nicht für nothwendig, zur Ausſtattung der Kirche etwas herzugeben, da er in ihr ja doch höchſtens wöchentlich eine oder ein paar Stunden zubringt. Erklärt er aber die Bilder um des zu befürchtenden Aberglaubens willen gar für bedenklich, ſo erinnert dies lebhaft an jene Leute, die keinem Menſchen etwas geben wollen, aus Furcht, ſie könnten leicht einmal einem Unwürdigen helfen.

In neuerer Zeit iſt mit dem neuerwachten chriſtlichen Leben auch ein kirchlicherer Sinn rege geworden, und was die katholiſche Kirche betrifft, ſo geſchieht namentlich in Frankreich nnd Bayern auch äußerlich viel für ſie. Wird die proteſtantiſche hierin zurückbleiben? Auch ihr kann es, wenn ſie von den mittelalterlichen Heiligenlegenden keinen Gebrauch machen will, nicht an Stoff zu Bildern fehlen. Die ganze Geſchichte der chriſtlichen Religion, ein unerſchöpflich reiches Gebiet, gehört ihr ſo gut, wie der katholiſchen Kirche; denn auch ſie beginnt mit der erſten Verkündigung des Chriſtenthums, nicht erſt mit der Reformation, obwohl auch deren Geſchichte ihr einen noch wenig benutzten Stoff darbeut; und wenn Bilder, wie „Jeremias unter den Trümmern von Jeruſalem", „die Hußitenpredigt", die beiden Bilder Gué's „le dernier soupir de Jesus Christ" und „die Auferweckung der Todten" (le jugement dernier) und A. auf Jeden, der irgend Sinn dafür hat, einen tiefen Eindruck machen, ſollten ſie ihn weniger machen, wenn ſie oder andere Bilder, welche dieſen oder jenen Hauptmoment in der Geſchichte des Chriſtenthums veranſchaulichen, in einer proteſtantiſchen Kirche ihren Platz fänden? Es iſt möglich, daß ſie die Gedanken von der Predigt abziehen und zerſtreut machen. Aber noch viel möglicher iſt es, daß der, welcher nicht mit Aufmerkſamkeit zuhören will, ſich durch die geringſte Kleinigkeit zerſtreut machen laſſen kann, und daß die Abweſenheit der Bilder bei ihm ebenſo wenig helfen, als ihre Anweſenheit dem, welcher die Predigt zu hören gekommen iſt, ſchaden wird. Die chriſtliche Andacht kann der Bilder ſehr wohl entbehren; aber ſie iſt auch nicht von ſo gebrechlicher Natur, daß der Anblick derſelben ſie ſtören oder ihr hinderlich werden ſollte. Wenn aber das Weſen des Chriſtenthums darin eben beſteht, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit, Wahrheit und Schönheit jenen Bund des Friedens zu ſtiften, welcher den Menſchen in Einklang mit ſich ſelbſt bringt und die geheimnißvolle Tiefe des Wortes von der Verſöhnung ihm erſchließt,

dann wird es wahrlich weder durch die ſinnlich ſchönen Formen, mit denen der Katholicismus oft einſeitig genug nur an das Gefühl ſich wandte, noch durch den ebenſo einſeitigen Spiritualismus, der in der proteſtantiſchen Kirche, namentlich bei den Reformirten, nur mit dem Verſtande zu thun haben wollte, vollſtändig zur Anſchauung gebracht. Von der chriſtlichen Kirche iſt die Wiſſenſchaft und die chriſtliche Kunſt ausgegangen. Beide haben ſich im Laufe der Zeit von ihr emancipirt, und ſtehen unabhängig und frei da. Aber in dieſer ihrer Selbſtſtändigkeit, neben einander oder einander gegenüberſtehend, erinnern ſie immer nur an das Judenthum und Heidenthum in ihrer vormaligen unvermittelten Stellung zu einander. Volles Genüge können ſie nur dann gewähren, wenn ſie ſich zu einer höheren Einheit verbinden, und ſich bei ihnen äußerlich darſtellt, was der chriſtliche Glaube in ſeinem geheimnißvollen und ahnungsreichen Dogma von den beiden Naturen in Chriſto längſt bekannt und trotz alles Widerſpruchs feſtgehalten hat bis auf den heutigen Tag.

Philoſophen — Katharina v. Alexandria, weil ſie das Chriſtenth. gegen alle Einwürfe der heidniſchen Philoſophen ſiegreich zu vertheidigen wußte.

Reiſende — Julianus Hospitator, wegen ſeiner ſorgſamen Pflege derſelben. S. 189.

Reiter — Georg, weil er, meiſt zu Pferde dargeſtellt, im Mittelalter das Ideal eines chriſtlichen Ritters war.

Römerinnen — Agatha, wegen ihrer ſtrengen Keuſchheit und ihres in der Verfolg. unter Decius (251) muthig bekannten Chriſtenglaubens das Ideal einer chriſtlichen Jungfrau.

Sattler — Gualfardus, weil er Sattler zu Augsburg geweſen. S. 188.

Schäfer — Drogo (Druon), weil er entweder ſelbſt vorher Schäfer geweſen, oder ſein geiſtliches Hirtenamt irrthümlich von einem wirklichen Hüten der Schafe verſtanden wurde.

Wendelin, aus gleichem Grunde. S. 54.

Schauſpieler — Geneſius, weil er, vorher Schauſpieler (daher auch im Gewand eines röm. Hiſtrionen dargeſtellt) auf der Bühne ſelbſt, wo er in einem Schauſpiel, das die chriſtl. Religion lächerlich machen ſollte, durch die Taufe, die er dabei poſſenhafter Weiſe empfing, plötzlich bekehrt wurde, und bald darauf als Märt. zu Rom ſtarb (unter Diocletian).

Gelaſius, ein Märt. der griech. Kirche, von dem ganz daſſelbe berichtet wird.

Schauſpielerinnen — Pelagia Mima; auch ſie war vor ihrer Bekehrung Schauſpielerin. S. 193.

Schiffer — Nicolaus, als Patron des Waſſers und wegen des Schiffes auf ſeinem Bilde.

Chriſtophorus, wegen der Bereitwilligkeit, mit der er Reiſende (zuletzt das Chriſtkind) über den reißenden Waldſtrom trug.

Schlemmer, reuige — Martin, B. v. Tours, weil der Kaiſ. Maximin ſich bei einem Gaſtmahl von ihm den Becher reichen ließ. S. 184.

Schloſſer, Schmiede — Eligius, wegen des Hammers und der Zange, womit er (früher Goldſchmied und Münzmeiſter unter dem fränk. König Chlotar II. ſpäter Biſch. v. Noyon, † 659) abgebildet wird.

Schneider — Johannes Baptiſta, wegen des Kleides von Kameelhaaren, das er ſich ſelbſt gemacht.

Homobonus, als Ideal eines frommen chriſtlichen Bürgersmannes.

Schützen — Sebaſtian, wegen der Pfeile, ſeinem Märtyrer-Attribut.

Schuhflicker — Euſeus, weil er ſelbſt einer war.

Theobald, aus demſ. Grunde.

Schulleute — Gregorius Magnus, wegen ſeiner Gelehrſamkeit und der von ihm eingerichteten (Sängerknaben-) Schulen.

Hieronymus, wegen ſeiner Gelehrſamkeit.

Katharina, aus gleichem Grunde.

Mathurinus v. Nantes, weil er ſich des Schulunterrichtes ſehr thätig annahm.

Schuſter — Criſpin und Criſpinian, weil ſie, von edler Herkunft, aus Demuth das Schuſterhandwerk gewählt hatten.

Soldaten — Georg, als mittelalterliches Ideal eines chriſtl. Kriegsmannes.

Stallknechte — Anna, die Mutter der Jungfr. Maria, bei deren Geburt man ganz dieſelben ärmlichen Verhältniſſe vorausſetzte, wie bei der Geburt Chriſti in einem Stall.

Steinmetze — Marinus, weil er bei der Erbauung von Rimini als Steinmetz thätig war.

Reinhold, wegen des Schlägels, mit dem er abgebildet wird. Bei dem Bau eines Kloſters zu Cöln ſoll er, von dem Abt über die Steinmetzen geſetzt, dadurch, daß er fleißiger arbeitete, als ſie, ihren Neid erregt haben und deshalb von ihnen erſchlagen worden ſein.

Tänzer — Vitus, weil Frauenzimmer, die an der Krankheit des Veitstanzes litten, im Mittelalter zu einer bei Ulm befindlichen Kapelle des St. Vitus zu wallfahrten pflegten, wo ſie als Raſende ſo lange tanzten, bis ſie unter Verzuckungen in Ohnmacht fielen, wodurch ſie für das ganze Jahr vor einem neuen Anfall geſichert blieben. Im Mai des folgenden Jahres aber empfanden ſie neue Unruhe, und die Wallfahrt mußte wiederholt werden.

Theologen — Auguſtinus, wegen ſeiner großen theol. Gelehrſamkeit.

Thomas Aquinas, aus demſ. Grunde.

Tiſchler — Joſeph, der Pflegevater Jeſu, als Zimmermann und Tiſchler.

Töpfer — Goar, wegen des Topfes auf ſeinem Bilde; S. 187.

Trunkenbolde, reuige — Martinus v. Tours, aus dem bei den Schlemmern bereits angegebenen Grunde.

Verbrecher, die zum Tode geführt werden — Dismas, der gute Schächer, der ſich am Kreuz noch bekehrte.

Wäſcherinnen — Hunna, weil ſie ſelbſt Wäſcherin war. S. 229.

Weber — Severus, weil er, ehe er zum Biſch. gewählt wurde, Weber war.

Wundärzte — Rochus, wegen ſeiner Pflege der Peſtkranken. S. 227.

Zimmerleute — Joſeph, weil er nach Matth. 13, 55. Zimmermann war.

2. Patrone

für glückliches Gedeihen und zur Abwehr von Unglück und Leiden.

Armuth — St. Anna, weil ſie ſelbſt in großer Dürftigkeit gelebt.

Augen — Clara, (geb. 1193 zu Aſſiſi, geſt. 1253) wohl hauptſächlich des Namens wegen.

Augenübel — Lucia, weil ihr bei ihrem Martyrium beide Augen ausgeſtochen wurden.

Ottilia (Odilia), weil ſie, vorher blind, durch die chriſtl. Taufe ſehend wurde.

Ausſatz — Hiob, aus dem A. T. hinreichend bekannt.

Beine, kranke — Quirinus, weil ihm, einem Biſch. zu Siſſek in Ungarn, der in der Diocletian. Verfolgung den Märtyrertod ſtarb, auf ſein Gebet die Ketten, mit denen man ihn an den Füßen gebunden, abfielen; daher beſonders von Gichtkranken angerufen.

Beſeſſenſein — Romanus, wegen ſeines ſiegreichen Kampfes gegen den großen Drachen (Gargouille) zu Rouen.

Biß giftiger Thiere — Phocas von Antiochien, weil die Schlangen, die zu ihm ins Gefängniß gebracht wurden, ihm nicht ſchadeten.

Blitz — Barbara, weil der Vollſtrecker des Todesurtheils vom Blitz erſchlagen wurde.

Scholaſtica, weil kurz vor ihrem Tode, da Benedict v. Nurſia, ihr Bruder, ſie beſuchte, gegen Abend aber wieder verlaſſen wollte, um zu rechter Zeit zu Hauſe zu ſein und den Mönchen ſeines Kloſters kein böſes Beiſpiel zu geben, während ſie gern mit ihm die ganze Nacht mit Pſalmenſingen und gottſeligen Geſprächen zugebracht hätte, auf ihr ſtilles Gebet ein furchtbares Ungewitter ſich erhob, das den Bruder nöthigte, ihren Bitten zu willfahren.

Blutfluß — Caſilda, weil ſie, ſelbſt einſt vom Blutfluß wunderbar geheilt, auch Andere durch ihr Gebet davon befreit hatte.

Brandwunden — Johannes Evangeliſta, weil er, unter Domitian in einen Keſſel ſiedenden Oels geworfen, unbeſchädigt daraus hervorkam.

Brüſte, kranke — Agatha, weil ihr bei ihrem Martyrium in der Verfolgung unter Decius die Brüſte mit Zangen abgeriſſen wurden.

Drüſengeſchwüre — Cosmas und Damianus, als Aerzte.

Dürre — Genoveva v. Paris, weil auf ihr Gebet mehr als einmal zur Zeit der Dürre ein fruchtbarer Regen kam, was ſie bei dem gemeinen Volk ſogar in den Verdacht einer Hexe brachte.

Eingeweide, Schmerzen in denſ. — Erasmus, weil ihm bei ſeinem Martyrium die Eingeweide mit einer Winde herausgewunden wurden.

Entzündungen — Benedictus, weil er mehrere Kranke durch Gebet und das Zeichen des Kreuzes von der Roſe und andern Entzündungen geheilt.

Epilepſie — Johannes Baptiſta, wegen des Lammes (Symb. Chriſti), das er auf den Bildern hat, zunächſt Patron der Lämmer und Schafe, der die bei ihnen gewöhnlichen Krankheiten, namentlich die Drehkrankheit abwehrt, dann Patron gegen die Epilepſie überhaupt.

Johannes Chryſoſtomus, wegen der wunderbaren Heilung, die einigen Epileptiſchen durch ihn zu Theil ward.

Cornelius, B. v. Rom, aus gleichem Grunde.

Valentinus Romanus, weil er, in den Verfolgungszeiten von den Heiden aufgefordert, zum Beweiſe der Wahrheit ſeiner Lehre einen Epileptiſchen geſund zu machen, durch ſein Gebet ſofort die Heilung deſſelben bewirkte.

Bibiana, weil ſie bei ihrem Martyr. zu Epileptiſchen und Wahnſinnigen gebracht wurde, um von ihnen gemißhandelt zu werden, dieſe aber ſtatt deſſen ſie mit der größten Freundlichkeit behandelten und zum Theil durch ſie geheilt wurden.

Feldfrüchte, Gedeihen derſ. — Jodocus (Joſſe) v. Ponthieu, weil da, wo er mit dem Biſchofsſtabe in das dürre Erdreich geſtoßen, alsbald ein friſcher Quell hervorgeſprudelt war.

Feuersbrunſt — Florian, weil er mit einem einzigen Kübel Waſſer einſt ein großes Feuer gelöſcht.

Laurentius, weil er, auf dem Roſt gebraten, im Feuer ſeine Glaubenstreue bewährte.

Agatha, — weil ſie bei ihrem Martyr. auf glühende Kohlen gelegt und mit glühenden Zangen gezwickt wurde.

Fieber — Salvator ab Horta, Franciscaner, entweder wegen des Namens, oder wegen der Aehnlichkeit der Fieberhitze mit der von glühenden Kohlen, die ihm nichts ſchadeten.

Petronilla, eine Märt. des I. Jahrh. zu Rom, deren Reliquien, von Fieberkranken berührt, alsbald die Heilung erfolgen ließen.

Fieber, gelbes — Albertus Siculus, Carmeliter (1306), Schutzpatron v. Sicilien überhaupt und daher namentlich gegen das dort herrſchende gelbe Fieber.

Fruchtbarkeit — Johannes Evangeliſta, weil da, wo er mit ſeinem Liebeseifer wirkte, die Früchte des Geiſtes, wie die des Feldes, beſſer und ſchöner gediehen, als ſonſt.

Medardus, B. v. Noyon, weil dem Volksglauben zufolge der St. Medardustag (8. Juni) für die Witterung ein ſog. kritiſcher Tag iſt, indem es, falls es an dieſem Tage regnet, ſieben Wochen hindurch jeden Tag regnen ſoll.

Paulus, weil der Feſttag der Bekehrung Pauli (25. Januar) gleichfalls für die Witterung ein kritiſcher iſt, nach dem alten Denkſpruch:

Clara dies Pauli bona tempora denotat anni,
Si fuerint *venti*, designat proelia genti,
Si fuerint *nebulae*, pereunt animalia quaeque,
Si *nix*, si *pluvia*, designat tempora cara.

Urban, als Patron des Weinbaues und der Weingärtner, wegen des symb. Weinſtocks auf ſeinem Bild.

Füße, kranke — Johannes Evangeliſta, wegen der Heilung des Lahmen Apoſtelg. 3, 1—9.

Petrus Apoſtolus, aus demſ. Grunde

Gänſe — Martinus, B. v. Tours, weil bei der Biſchofswahl eine Gans ihn als den zu wählenden bezeichnet hatte.

Feriolus, wohl hauptſächlich des Namens wegen, gegen das Sterben der Gänſe angerufen.

Gartenfrüchte — Fiacrius, weil er ſelbſt Gärtner war.

Geburt, glückliche — Margaretha, weil ſie überhaupt zur Zahl der 14 Nothhelfer gehört, und die Wunden, die ihr bei ihrem Martyrium durch das Zerreißen des Leibes mit eiſernen Kämmen zugefügt worden waren, von dem Herrn, den ſie um Hülfe anrief, wunderbar geheilt wurden.

Maria v. Oignies in Brabant, Auguſtinernonne (1213), weil ihr Gebet die Schmerzen der Gebärenden erleichterten und ſtillten.

Notburgis, weil ſie ſelbſt ſchnell und ſchmerzlos neun Kinder auf einmal gebar.

Geburtswehen — Leonhard, der Einſiedler, († 559) weil die Gemahlin des Königs Theodobert v. Auſtraſien durch ſein Gebet bei einer ſchweren Niederkunft glücklich errettet worden war.

Gefangenſchaft — Leonhard, wegen ſeiner unermüdlichen Sorge für die Gefangenen, die er, wenn ſie unſchuldig im Gefängniß ſaßen, oft wunderbar durch ſein Gebet (denn nur dann hatte es dieſe Folge) von ihren Ketten befreite, und waren ſie ſchuldig, durch ſeine Ermahnungen vom Wege des Laſters zurückzubringen ſuchte.

Geiſter, gegen böſe — Cyriacus, der Diakon, einer der 14 Nothhelfer, weil er ein beſeſſenes Mädchen geheilt hatte.

Deodatus, weil er ein beſeſſenes Weib geheilt.

Geſchlechtstheile, Schutz derſ. — Apollinaris (zu Valence unter den Namen Aiplomay verehrt, † 525) weil ihm bei ſeinem Martyrium hauptſächlich die Geſchlechtstheile mit glühenden Kohlen verbrannt wurden.

Brixius v. Tours, Nachfolg. des Martinus, welcher der Unkeuſchheit angeklagt, zum Zeichen ſeiner Unſchuld feurige Kohlen in ſeinem Gewande in feierlicher Proceſſion auf St. Martins Grab trug.

Getreide, Gedeihen deſſ. — Jodocus, als Schutzpatron der Feldfrüchte überhaupt.

Gewitterſchaden — Barbara, als Schutzpatr. gegen den Blitz.

Deodatus, weil er durch Emporheben der Hand einſt die heraufziehenden Gewitterwolken zerſtreute.

Gicht — Quirinus, wegen der ihm um die Füße gelegten Ketten, die auf ſein Gebet abfielen.

Gift — Johannes Evangeliſta, weil ſich in Folge des Kreuzeszeichen das ihm im Giftbecher dargereichte Gift in Geſtalt einer Schlange ausſchied.

Benedictus, weil ſich ganz daſſelbe auch bei ihm zugetragen hatte.

Gliederſchmerzen — Burkhard, weil er einen ſeit langen Jahren ganz kontrakten Mann einſt durch ſein Gebet vollkommen geheilt.

Gut-Gelingen — Servatius, hauptſächl. wohl des Namens wegen.

Hähne und Hühner — Gallus, des Namens wegen.

Hagelſchaden — Johannes Baptiſta, weil ſein Hauptfeſttag (24. Juni) in eine Jahreszeit fällt, in welcher der Hagelſchaden am leichteſten eintritt und am meiſten von ihm zu fürchten iſt.

Paulus Apoſtolus, weil das Peter-Paulfeſt (29. und 30. Juni) in dieſelbe kritiſche Jahreszeit fällt.

Halsübel — Blaſius, Biſch. v. Sebaſte in Armenien, weil er dem einzigen Sohn einer reichen Wittwe, dem eine Fiſchgräte im Halſe ſtecken geblieben war, das Leben gerettet hatte.

Hämorrhoiden — Fiacrius, weil er einem Hämorrhoidalkranken einſt wunderbar geholfen, und durch ſein eigenes fleißiges Arbeiten im Garten gegen Leiden dieſer Art das beſte Mittel an die Hand gab.

Hausthiere, Gedeihen derſ. — Theodulph v. Rheims, weil er bei ſeinen Hausbeſuchen auch über ſie den Segen zu ſprechen pflegte, der die geſunden noch kräftiger gedeihen ließ und die kranken wieder geſund machte.

Herberge, gute — Julianus Hospitator, als Schutzpatr. der Reiſenden. S. 189.

Herberge gute, für Verſtorbene — Gertrudis v. Nivelle, nach einem altdeutſchen Sprüchwort: „Frau Gertrud ſoll dir Herberg bereiten", was auf dem alten Volksglauben beruht, daß die Seele des Verſtorbenen die erſte Nacht bei St. Gertrud, die zweite beim Erzengel Michael zubringt.

Hornvieh, Gedeihen deſſ. — Pelagius v. Cordova, weil er, ehe er mit glühenden Zangen zerfleiſcht und getödtet wurde, einem wilden Ochſen vorgeworfen worden war, den er durch das Kreuzeszeichen ganz zahm und zuthulich gemacht hatte.

Hundswuth — Hubertus, als Patron der Jagd und Jagdhunde.

Huſten — Quintinus, ein römiſcher Krieger, der in Gallien das Chriſtenthum predigte, und um den Prätor von der Wahrheit der chriſtl. Relig. zu überzeugen, die an einem böſen Stickhuſten leidende Tochter deſſelben durch ſein Gebet heilte.

Kälte — Sebaldus, weil er bei einem armen Wagner, bei dem er im Winter zur Zeit ſtrenger Kälte herbergte, Eiszapfen in Brennholz verwandelte und damit nicht nur die Suppe kochte, ſondern auch das Stübchen heizte.

Kniee, kranke — Rochus, unermüdlich in der Verpflegung der Peſtkranken, wobei er ſelbſt erkrankte und namentlich an den Beinen lange Zeit Peſtbeulen behielt. Von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen, war es nur ſein treuer Hund, der ihm die Geſchwüre beleckte und ihn ernährte.

Kopfweh — Ottilia, zunächſt Schutzpatr. der Augen, dann des Kopfes überhaupt.

Bibiana, weil die unerträglichſten Kopfſchmerzen, die man bei ihrem Mart. durch Mißhandlungen aller Art zu erzeugen wußte, ſie in ihrem chriſtlichen Bekenntniß nicht irre machten.

Dionyſius, wegen des abgeſchlagenen Kopfes, den er auf dem Bild in der

Hand hält, weil er nach seiner Enthauptung mit diesem noch einige Schritte gegangen sein soll.

Kornbrand, gegen den — Jodocus, als Patr. der Feldfrüchte und wegen der Quelle, die er mit seinem Bischofsstab aus dem dürren Erdreich hervorkommen ließ.

Körperschwäche — Ulrich, weil er, obwohl schon hoch bejahrt und ganz entkräftet, doch bis zu seinem Lebensende sich täglich in die Kirche tragen ließ, um, wenn nicht selbst das Meßopfer darzubringen, so doch wenigstens ihm beizuwohnen.

Krebsschaden — Adelgunda, weil sie selbst 643 am Krebs gestorben.

Kropf — Balbina, weil sie die Ketten des Apostels Petrus aufgefunden, zu deren Gedächtniß noch jetzt der 1. August als Petri Kettenfeier gefeiert wird. Daß es die ächten waren, zeigte sich alsbald daran, daß diejenigen, welche mit dem Kropf oder andern Uebeln behaftet waren, dieselben nur anzurühren brauchten, um alsbald gesund zu werden.

Lähmung — Wolfgang, B. v. Regensburg († 994) weil er mehrere vom Schlagfluß Gelähmte durch sein Gebet wieder geheilt hatte.

Lämmer — Johannes Baptista, wegen des symbol. Lammes, das er im Arm trägt.

Leibweh — Brixius v. Tours; er selbst hatte eine Zeitlang daran zu leiden.

Lendenweh — Burkhard, als Schutzpatr. gegen die Gliederschmerzen.

Lustseuche — Hiob, als Schutzpatr. gegen den Aussatz.

Flaccius, weil er einen lüderlichen Menschen davon geheilt und zur christl. Frömmigkeit bekehrt hatte.

Mäuse, gegen — Gertrudis v. Nivelle, weil das Wasser aus der Quelle in der Unterkirche der St. Gertrud, in Häusern und auf Feldern ausgesprengt, die Mäuse vertreiben soll.

Meineid, gegen Schaden durch — Felix v. Nola; falsche und meineidige Betheuerungen seiner Feinde hatten bewirkt, daß er, der Diakon, statt des Bisch. Maximus, der in der Verfolg. unter Decius geflohen war, gefangen genommen, in Ketten gelegt und schwer gemißhandelt wurde. Gott aber befreite ihn wunderbar aus seinen Banden.

Pancratius, weil Gott einen an seinem Grabe abgelegten falschen Eid wunderbar bestrafte; daher von Gregor v. Tours „Rächer der Meineide" genannt.

Nachkommenschaft, männliche — Felicitas, weil sie sieben Söhne (Januarius, Felix, Philipp, Silvanus, Alexander, Vitalis und Martial) hatte, mit denen sie zu Rom den Märtyrertod erlitt.

Noth, im Allgemeinen: Die vierzehn Nothhelfer:

Achatius, ein röm. Soldat, der 306 zu Byzanz als Märt. starb, mit seinem Namen an Achates den sprüchw. gewordenen treuen Gefährten des Aeneas erinnernd.

Aegidius, (St. Gilles) ein Einsiedler, der in einer abgelegenen Gegend an der Mündung der Rhone fromm und heilig lebte; (im VII. Jahrh.)

Barbara, die schon genannte Schutzpatr. gegen Blitz und Feuerschaden,

welche diejenigen, die ſie anrufen, nicht eher ſterben läßt, als bis ſie das Sacrament empfangen haben.

Blaſius, der ſchon genannte Schutzpatr. des Halſes.

Chriſtophorus, deſſen Bild als Symbol des Ueberganges vom Heidenthum zum Chriſtenthum gern in den Kirchen am Eingang aus der Vorhalle in das eigentliche Schiff bei den Weihwaſſerbecken aufgeſtellt wurde. Daher auch der Volksglaube, daß man an dem Tage, an welchem man den Heiligen geſehen, keines jähen oder böſen Todes ſterben werde.

Cyriacus, als Schutzpatr. gegen die böſen Geiſter.

Dionyſius, der bekannte Schutzheilige von Frankr. und namentlich dort bei jeder Gelegenheit angerufen.

Erasmus, als Schutzpatr. des Unterleibes (weil ihm die Eingeweide mit einer Winde aus dem Leibe gewunden wurden).

Euſtachius, als Schutzpatr. der Jagd und der dabei möglichen Unglücksfälle.

Georg, als das Ideal eines chriſtl. Ritters und ſiegreichen Streiters gegen die Macht des Teufels.

Katharina, wegen ihrer großen Weisheit und Einſicht die beſte Zuflucht, wo es guten Rath gilt.

Margaretha, als Schutzpatr. der Gebärenden und ſiegreiche Bekämpferin des Drachens.

Pantaleon, als Schutzpatr. der Aerzte.

Vitus, als Schutzpatr. gegen nächtlichen Geiſterſpuk. S. 73.

Peſt — Adrian, weil er, der beſondere Schutzpatr. von Liſſabon, bei einer dort ausgebrochenen Peſt ſich ſehr hülfreich erwieſen hatte.

Antonius Eremita, weil er eine Menge Peſtkranke durch Gebet und Auflegen der Hände geheilt.

Rochus, weil er in Italien zur Zeit der großen Peſt die Kranken ſehr treu verpflegt und durch das Kreuzeszeichen geheilt hatte. Demgemäß nahm man auch 1414, als die Peſt in Coſtnitz wüthete, 1490 in Paris, 1519 zu Valencia in Spanien, und 1656 in Neapel und Frascati ſeine Zuflucht zu St. Rochus, und jedesmal mit dem beſten Erfolg, weshalb ihm auch eine Menge Kirchen geweiht wurden.

Sebaſtian, weil die Peſt (wie ſchon in der Ilias I. v. 43 ff.) mit feurigen Pfeilen verglichen wurde, und der Heilige durch Pfeile getödtet worden war.

Valentin, weil er mehrere Peſtkranke wunderbar geheilt.

Zoſimus, Biſch. der Griech. K. wegen ſeines Eifers in der Verpflegung der Peſtkranken.

Pferde, gegen böſe — Eligius, weil er einem Pferde, das beim Beſchlagen nicht ſtill halten wollte, das eine Bein ausriß und das Hufeiſen aufſchlug, wobei das Thier auf den drei andern Beinen ruhig ſtehen bleiben mußte, bis ihm das vierte wieder eingeſetzt wurde.

Pocken — Martinus v. Tours, weil er einen ekelhaften Ausſätzigen durch einen Kuß heilte.

Podagra — Mauritius, Tribun der (aus lauter Chriſten beſtehenden) Thebaiſchen Legion, weil die Berührung ſeiner Reliquien mehrere am Podagra Leidende geheilt hatte.

Quirinus, als Schutzpatron gegen Gichtſchmerzen.

Raupen — Magnus, weil er Raupen und Schlangen durch das Kreuzeszeichen vertrieben.

Regen, fruchtbarer — Benno, B. v. Meißen und Apoſt. der Slawen, unter dem Kaiſer Heinrich IV., weil er zur Zeit großer Dürre durch ſein Gebet einen fruchtbaren Regen herbeiführte.

Deſiderius, B. v. Bourges, aus demſ. Grunde.

Heribert, weil auch er in der Zeit der Dürre fruchtbaren Regen herbeibetete.

Medardus, weil ſein Gedächtnißtag (8 Juni) für die Regenzeit überhaupt entſcheidend ſein ſoll.

Rindvieh — Boſus, wahrſch. des Namens wegen.

Pelagius, ſiehe Hornvieh.

Vigius, wegen des an vigere erinnernden Namens.

Roſe im Geſicht — Antonius, als Schutzpatr. gegen Entzündungen überhaupt, weil der Teufel, um ihn zu verſuchen, ihn auch mit dergleichen Leiden heimſuchte.

Benedictus, weil er durch das Kreuzeszeichen und ſeinen Segensſpruch die Roſe geheilt hatte.

Rückenſchmerzen — Laurentius, weil er mit dem Rücken auf dem glühenden Roſt gebraten wurde.

Schafe Gedeihen derſ. — Drogo, als Schutzpatron der Schäfer.

Wendelin, aus gleichem Grunde.

Lupus, der fromme Gemahl der St. Adelheid, Fürſt v. Bergamo — wohl nur des Namens wegen, mit Beziehung auf das Sprüchwort: Wer den Wolf zum Freunde hat, darf um die Schafe nicht beſorgt ſein.

Schlafen, gegen zu langes — Vitus, wegen des Hahnes, den er zum Attribut hat und den man ihm zum Opfer darbrachte. S. 73.

Schlagfluß — Wolfgang ſ. Lähmung.

Schnupfen — Maurus, weil er von St. Benedict, ſeinem Lehrer, aufgefordert, einen Kloſterbruder, Placidus, der ins Waſſer gefallen, herauszuziehen, es ſofort unternahm, wobei ihn das Waſſer trug, als wären es feſte Balken. Natürlich zog er ſich auch keinen Schnupfen dabei zu.

Schweine — Antonius, wegen des ſymbol. Schweins auf ſeinem Bilde. S. 77.

Schwindſucht — Maclovius, weil die Berührung ſeiner Reliquien Schwindſüchtige wieder geſund werden ließ.

Seitenſtechen — Leucius, weil Säckchen, mit der Aſche des Heiligen gefüllt, auf dem bloßen Leibe getragen, für ein unfehlbares Mittel gegen dieſes Leiden galt.

Steinſchmerzen — Liborius, B. v. Mons in Frankr. († 385), weil ſeine auf Bitten des Biſch. v. Paderborn (836) dorthin geſchafften Reliquien eine Menge Kranke von dieſem Uebel heilten, daher er auch mit einem Buch in der Hand, auf dem mehrere kleine Steine liegen, abgebildet wird.

Apollinaris, wohl nur darum, weil der Gedächtnißtag des Liborius (23. Juli) auch der ſeinige iſt.

Sturmwind — Nicolaus, als Schutzpatr. des Waſſers und der Schiffer.

Theodorus Tyro, weil ſich auf ſein Gebet plötzlich ein heftiger Wind

erhoben hatte, der den Götzentempel, den er mit einer Fackel angezündet, bald einen Raub der Flammen werden ließ, ebenso schnell aber wieder sich legte, so daß das Feuer nichts weiter beschädigte.

Valerian, der Gemahl der St. Caecilia, mit der er in einer keuschen Ehe lebte, weil sich unmittelbar nach der Hinrichtung (er erlitt mit Caecilia und seinem Bruder Tiburtius zugleich den Märtyrertod) ein heftiger Sturmwind erhob, wodurch der Hauptmann Maximus, der sie zur Richtstätte geführt hatte, bekehrt wurde.

Tanzwuth — Vitus, als Schutzpatron gegen den Veitstanz.

Johannes Baptista, weil das Tanzen der Tochter des Herodes seine Enthauptung herbeigeführt hatte; Matth. 14, 6 ff.

Tod, gegen unbußfertigen — Barbara, weil diejenigen, welche sich ihrer Fürbitte empfehlen, nicht sterben, bevor sie nicht das Sacrament empfangen haben.

Christophorus, wegen des schon oben bei Christophorus dem Nothhelfer erwähnten Volksglaubens.

Marcus Evangelista, wegen der an seinem Gedächtnißtage (25. April) stattfindenden und von dem Papst Gregor d. Gr. zur Abwendung einer furchtbaren Pest angeordneten feierlichen Procession.

Trunksucht — Martinus v. Tours, als Schutzpatr. der reuigen Schlemmer und Zecher.

Unfruchtbarkeit der Felder — Florian, als Schutzpatr. gegen das Feuer auch Beschützer der Felder in der Zeit großer Dürre.

Unfruchtbarkeit, weibliche — Aegidius (St. Gilles), weil die Gemahlin des Frankenkönigs, lange Zeit unfruchtbar, auf seine Fürbitte Mutter eines Knäbleins ward.

Unterleibsleiden — Erasmus, wegen der ihm aus dem Leibe gewundenen Eingeweide.

Verleumdung — Johannes Nepomucenus, weil er, bei dem König Wenzel v. Böhmen verleumdet, sich lieber dem Tode Preis gab und in die Moldau stürzen ließ, als daß er das Beichtsiegel gebrochen und dem König gesagt hätte, was die Königin im Beichtstuhl ihm anvertraut hatte.

Verlieren von Sachen — Arnold, weil ein Fisch ihm den in einen Fluß geworfenen Ring wiederbrachte.

Vincentius, weil ein Rabe seinen Leichnam gegen die Raubthiere schützte; daher auch ein Rabe auf seinem Bilde.

Viehseuche — Wendelin, als Schutzpatr. der Schäfer.

Wahnsinn — Dympna, weil sie, der wahnsinnigen Liebe des eigenen Vaters zu ihr sich widersetzend, von ihm ermordet wurde.

Mathurinus v. Nantes, weil er sich besonders der Geisteskranken annahm und viele derselben durch sein Gebet heilte.

Romanus, als siegreicher Streiter gegen die Dämonen, die auf seine Beschwörung aus den Besessenen weichen mußten.

Wassersnoth — Mauritius, weil die Schlüssel der Sacristey v. Angers, die ihm ins Wasser gefallen waren, durch einen Fisch wunderbarer Weise wieder zurückgebracht wurden.

Nicolaus, als Schutzpatr. des Waſſers überhaupt.

Waſſerſucht — Eutropius, weil er einſt einen Waſſerſüchtigen durch ſein Gebet geheilt.

Liborius, weil ſeine Reliquien zu Paderborn auch bei der Waſſerſucht, wie bei Steinſchmerzen, ſich als heilbringend bewährten.

Weiber, alte, gegen Schaden durch — Andreas, als Schutzpatr. der heirathsfähigen Jungfrauen.

Weinſtock — Urban, als Schutzpatr. des Weinbaues (wegen des ſymbol. Weinſtocks auf ſeinem Bilde).

Wetter, heiteres — Serenus, ein Hauptmann zu Syrmia in Pannonien († als Märt. in der Diocletian. Verfolgung) — wohl nur des Namens wegen.

Zahnweh — Apollonia, weil ihr bei ihrem Martyrium vom Henker alle Zähne ausgebrochen wurden.

Charitiana, weil ſie daſſelbe zu leiden hatte.

Zunge, kranke — Katharina, als Schutzpatr. der Schulen und Philoſophen.

JANUAR.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Christi Beschneid.; Fulgentius	Circoncision.	Christi Beschn. – Neuj.	Circoncision.	Christi Beschneidung.
2. Macarius v. Alex. — Odilo	Basile, Eveque	Abel — Seth.		Sylvester, Pst.
3. Genoveva v. Paris (500)	Geneviève.	Enoch — Daniel.		Maleachi Proph.
4. Titus.	Rigobert.	Methusalah.		Die 70 Apostel.
5. Syncletica, Aemil. Telesphorus	Amelie	Simeon d, Säulenheil.		Theopemptus, M.
6. Heil. drei. Kön.: Casp. Balthas. Melch.	Epiphanie.	Heil. drei Kön.; Epiph.	Epiphany.	Christi Gotterscheinung
7. Valentinus, B. — Julianus	Aldric, Ev.	Melchior.		Johannes der Täufer.
8. Gudula v. Brabant; Severin, Ap.	Lucien, Ev.	Balthasar. — Erhard	Lucian P. M.	Georg Chosebites, K L.
9. Marciana.	Furci, Abbé	Caspar — Marcellinus.		Polyeuktes, M.
10. Agathon. — Paul. Erem.	Paul, Ermite	Paul. d. Einsiedler.		Gregor. B. v. Nyssa.
11. Hyginus.	Theodose	Hyginus.		Theodosius.
12. Reinhold.	Arcadius	Reinhold.		Tatiana, M.
13. Felix v. Nola †	Bapt. de N. S.	Hilarius. — Gottfried	Hilary, B.	Ermylus, M.
14. Hilarius B. v. Poitiers.	Hilaire, Ev.	Felix		Die Väter am Sinai
15. Paul v. Theben, — Maurus, Abt.	Maur, Abbé	Habak. Proph. – Maur.		Paul v. Theben.
16. Marcellus, Pst. M. †	Guillaume	Marcellus.		Petri Kettenfeier.
17. Antonius d. Einsiedl. † 356.	Antoine	Antonius		Antonius d. Gr., Einsiedl.
18. Facius, B. – Petri Stuhlf. z. Rom.	Ste Casilde	Prisca.	Prisca, M.	Athanasius u. Cyrillus, B.
19. Canut, K. v. Dän. – Beatr. v. Este	Sulpice.	Ferdinand — Pius		Macarius, K L.
20. Fabian — Sebastian.	Sebastien.	Fabian — Sebastian.	Fabian, B.	Euthymius d. Gr.
21. Agnes — Epiphanius	Agnès, V.	Agnes.	Agnes, M.	Maximus der Bekenner.
22. Mar. Verlob. — Vincent., B. — Anastas.	Vincent.	Vincentius.	Vincentius, M.	Timotheus, Apost.
23. Joh. d. Almoseng. — Raymund.	Ildefonse.	Emerentia.		Clemens, B. u. M.
24. Timotheus, Schül. Pauli.	Babilas	Timotheus — Erich.		Xenia, M.
25. Pauli Bekehrung.	Conv. de S. Paul	Pauli Bekehrung	Convers. of St. Paul.	Gregorius Theologus, B.
26. Polycarp. B. v. Smyrna	Ste Paule	Polycarp.		Xenophontes, M.
27. Joh. Chrysostomus.	Julien, Ev.	Joh. Chrysostom.		Joh. Chrysostomus.
28. Karl d. Gr. † 814. Cyrill. v. Alex.	Charle magne	Karl d. Gr.		Ephrem Syrus.
29. Franciscus v. Sales.	François de Sal.	Samuel.		Ignatius, B.
30. Adelgunda — Martina.	Bathilde	Adelgunda.	Kg. Charles I. M.	Die drei heil. Kirchenl.
31. Marcella. — Petrus Nolascus.	Ste Marcelle.	Valerius.		Cyrus u. Joh. Wunderthät.

FEBRUAR.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Ignatius, B. M. — Brigitta Ephrem.	Ignace.	Brigitta — Ignatius		Tryphon, M.
2. Mar. Reinigung Burkhard, B. v. Würzb. †753.	Purification.	Mar. Reinigung.	Purificat. of. V. M.	Fest d. Begegn.
3. Blasius † 300. — Ansgar, Ap.	Blaise, Ev.	Blasius	Blasius, B.	Simeon u. Anna.
4. Veronica.	Philéas.	Veronica.		Isidor K L.
5. Agatha (Actentag.)	Ste Agathe.	Agatha.	Agatha	Agatha.
6. Amandus, B. — Dorothea.	Vaast.	Dorothea.		Bucolus, B.
7. Romuald.	Richard.	Richard. — Romuald.		Parthenius, B.
8. Joh. de Matha	Jean de Matha.	Salom. — Joh. de Math.		Theodorus gr. M.
9. Apollonia, M.	Ste Apolline.	Apollonia.		Nicephorus, M.
10. Scholastica.	Ste Scholastique	Renata — Scholastica.		Charalampius, M.
11. Euphrosyna.	Severin.	Euphrosyna		Blasius, B. M.
12. Benigna.	Ste Eulalie	Severinus — Friedrich.		Meletius u. Alexius, M.
13. Agabus.	Lezin.	Benigna.		Martinian.
14. Valentinus. — Felix v. Nola	Valentin.	Valentin. M.	Valentin. B.	Auxentius.
15. Faustinus — Formosus.	Faustin.	Formosus. — Siegfried.		Onesimus, Ap.
16. Juliana.	Ste Julienne	Juliana.		Pamphilus, M.
17. Margaretha, Königin v. Ung. Alexius	Théodule	Constantia — Mariana.		Theodorus. Tygro, r. M.
18. Simeon B. M.	Siméon, Ev.	Concordia - Constantia.		Leo Papst.
19. Gabinus — Conr. v. Piacenza.	Gabin, M.	Susanna — Hermolaus		Archippus.
20. Leo v. Catanea, B.	Eucher, Ev.	Eucharius.		Leo v Catanea, B.
21. Petr. Damianus.	Damien	Eleonora. — Esajas.		Timotheus.
22. Petri Stuhlf. zu Antioch.	Ste Isabelle.	Petr. Stuhlf. zu Antioch.		Eugenius.
23. Serenus	Mérault.	Reinhard — Serenus		Polycarp.
24. Matthias, Ap.	Matthias, Ap.	Matth. Apost.	Matth. Ap.	Entdeck. d. Hauptes Joh.
25. Caesarius	Alexandre.	Victorius		Tarasius, B.
26. Alexander	Nestor.	Nestor.		Porphyrius, B.
27. Anastasius	Ste Honorine	Hector.		Procopius, K L.
28. Romanus	Romain.	Justus		Basilius d. Bekenner.

MÆRZ.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Albinus	Aubin.	Albinus	David Erzb.	Eudoxia, M.
2. Horatius	Simplice	Luise	Chad, B.	Theodor, B. M.
3. Fortunatus — Cunigund.	Cunegonde	Kunigunde		Eutropius, M.
4. Casimir	Casimir.	Adrian.		Gerasimus
5. Coletta — Theophilus	Ambroise.	Friedrich — Angelus.		Konon, M.
6. Fridolin — Martianus	Colette.	Eberhard		42 Märt. in Ammoria.
7. Perpetua — Thom. v. Aquin.	Perpet.	Felicitas	Perpetua.	Basilius, M.
8. Joh. de Deo	Jean de Dieu.	Philemon.		Theophylact, K L.
9. Francisca	Ste Françoise	Prudentius		40 Märtyrer.
10. 40 Märtyrer — Micha, Proph.	Blanchard	Henriette		Quadratus, M.
11. Methodius — Cathar. v. Bologna	Ste Euloge.	Rosina.		Sophronius, Patr.
12. Gregor d. Gr. Papst	Pol, Ev.	Gregor.	Gregor. d. Gr.	Theophanes d. Bekenner.
13. Euphrasia — Theodorus	Ste Euphrasie	Ernst.		Nicephorus, Patr.
14. Mathilde, Kön. — Eutychius.	Eutyche.	Zacharias		Benedictus.
15. Cyriacus. — Longinus.	Zacharie.	Isabella		Agapius, M.
16. Heribert, B. — Alexander	Abraham.	Cyriacus.		Sabinus, M.
17. Gertrud v. Nivelle — Boleslaus	Gertrude.	Gertrud.	St. Patrik.	Alexius u. Macarius.
18. Cyrillus v. Jerus.	Alexandre.	Alexander	Eduard.	Cyrill. v. Jerus.
19. Joseph, Vater Jesu	Joseph	Joseph.		Chrysanthes u. Darius.
20. Joachim, Vat. Mariä	Joachim.	Rupertus		Johannes u. Sergius.
21. Benedict v. Nursia.	Benoit.	Benedict.	Benedict, Abt.	Jacobus d. Bekenner.
22. Lea.	Emile	Casimir — Paulinus B.		Basilius Presbyter.
23. Nicol. v. d. Flüe.	Victorin.	Eberhard — Gottfried.		Nicon, M.
24. Erzeng. Gabriel	Simon.	Gabriel.		Zacharias.
25. Mar. Verkünd.	Jrénée.	Mar. Verkünd.	Annunciat. or Lady Day.	Mar. Verkünd.
26. Ludger B. — Theodosius.	Ludger.	Emanuel — Dietrich.		Fest des Erzeng. Gabriel
27. Rupertus B.	Rupert.	Rupertus — Gustav.		Matrona.
28. Sixtus.	Sixte.	Gideon.		Hilarion.
29. Eustachius	Eustache	Eustachius.		Marcus, B.
30. Joh. Climacus.	Rieul.	Guido.		Johannes, M.
31. Wilh. d. Eins. - Balbina, Amad.	Rudolphe.	Philippine		Hypatius, B.

APRIL.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Hugo.	Hugues	Theodora	All Fools' Day.	Maria v. Aegypt.
2. Maria v. Aeg. — Franc. v. Paula.	François de Pad.	Theodosia — Victor.		Titus der Wunderthäter
3. Romanus, Abt. — Richard	Richard	Christian. - Ferdinand.	Richard B.	Nicetas, Abt
4. Ambrosius v. Mail. — Isidorus	Ambroise	Ambrosius	Ambrose	Joseph. K L.
5. Vincent. Ferrerius	Zenon	Maximus — Sylvia		Theodula, M.
6. Coelestin, Pst. — Herm. Joseph.	Prudent.	Sixtus		Eutychius, Erzb.
7. Hegesippus — Wilhelm.	Hegesippe	Coelestin.		Georg v. Melitina. B.
8. Albert, B.	Gauthier	Heilmann.		Herodion.
9. Bogislaus	Marie Egypt.	Bogislaus.		Eupsychius, M.
10. Zeno. — Euseus.	Fulbert	Ezechiel.		Ferentius, M.
11. Leo I. Pst. — Eustorgius	Eustorge	Hermann.		Antipas, B. M.
12. Julius Pst.	Jules	Julius		Basilius v. Paris
13. Euphemia. — Hermenigild.	Marcellin.	Justinus.		Artemon, M.
14. Tiburtius — Justinus	Tiburce.	Tiburtius — Antonia.		Martin, Pst.
15. Justin. Mart. — Anastasia	Paterne	Obadja		Aristarchus, Ap.
16. Fructuosus, B. — Drogo.	Fructueux	Carisius.		Agapia, M.
17. Anicetus, Pst.	Anicet.	Rudolph.		Simeon, B.
18. Amideus. — Eleutherius	Eleuther.	Florentin. - Apollonius		Johann, K L.
19. Werner.	Leon.	Werner. — Timotheus	Alphege.	Joh. v. Klost. Trichina.
20. Agnes v. Montepulciano Jacobina	Hildegonde	Sulpicius		Theodor v. Klost. Tr.
21. Anselmus. — Jovianus	Anselme	Adolph.		Januarius, B. M.
22. Cajus, M. — Soter.	Ste Opportune	Lothar.		Theodorus Sikeotes
23. Georg.	Georges.	Georg.	Georg.	Georg gr. M.
24. Adalbert, B. — Fidelis	Ste Beuve	Albert.		Sateas, M.
25. Marcus Evang.	Marc. Ev.	Marc. Evang.	Marc. Evang.	Marcus Evang.
26. Cletus, Pst. M.	Clet.	Raimarus — Raymund.		Basilius B. M.
27. Emerentiana.	Polycarpe.	Anastasius		Symeon.
28. Vitalis und Valeria.	Vital.	Theresia		Jason, Ap.
29. Petr. v. Mail.	Robert, Abbé	Sibylla		9 Märt. in Kisiza.
30. Cathar. v. Siena.	Eutrope	Josua.		Jacobus, Apost.

MAI.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Philipp. u. Jacob. Ap. — Walp.	Philippe	Phil. Jacob. – Walpurg.	Philip and James.	Jeremias, Proph.
2. Athanasius	Athanase.	Sigismund		Athanasius d. Gr.
3. Kreuzerfindung.	Jnvent. Ste Croix	Kreuzerfindnng	Invent. of the Cross	Timotheus u. Maurus, M.
4. Florian. — Monica	Ste Monique	Florian.		Pelagia, M.
5. Gotth. B. v. Hildesh. — Pius V.	Augustin	Gotthard		Jrene, M.
6. Norbert. — Dietrich.	Jean Porte-Latine	Dietrich.	Joh. a. p. Lat.	Hiob d. Dulder
7. Stanislaus — Juvenalis — Flavius	Stanislas	Gottfried		Christi Kreuz am Himmel
8. Michael Engel Ersch. — Stanisl.	Ste Désirée	Stanislaus		Johannes Evang.
9. Gregor. Naz.	Gregoire	Hiob.		Jesajas Proph.
10. Antonin. B.	Gordien	Gordian. — Anastasia.		Simon Zelotes, Ap.
11. Mamertus	Mamers	Mamertus		Weihe v. Zargrad.
12. Pancratius	Ste Flavie.	Pancratius		Epiphanius, B.
13. Servatius	Servais	Servatius		Glyceria, M.
14. Bonifacius — Pachomius	Boniface.	Christiane — Johanna		Isidor, M.
15. Isidor. — Sophia	Isidore	Sophia		Pachomius d. Gr.
16. Joh. Nepomuc. — Peregrinus	Pascal	Honoratus		Theodorus K L.
17. Paschalis — Antonius	Josse	Jobst. — Jodocus		Andronicus, Ap.
18. Venantius — Felix a Cantalicio	Celestin.	Liborius — Isaak		Theodot. v. Ancyra, M.
19. Ivo. — Petrus Coelestinus	Bernard.	Sara	Dunstan.	Patricius B. M.
20. Bernhardin v. Siena.	Ste Godolène	Francisca.		Thalaleus. M.
21. Constantin — Helena.	Ste Julie	Prudens — Prudentia		Constantin u. Helena.
22. Julia	Didier.	Helena — Emilia		Basiliscus, M.
23. Desiderius	Donatien.	Desiderius		Michael, B.
24. Johanna. — Hunna	Urbain	Esther		Symeon, K L.
25. Urban.	Jean, Prêtre.	Urban.		Entdeck. d. Hauptes Joh.
26. Philipp. v. Neri	Quadrat.	Eduard.	Augustin, Miss.	Carpus, Ap.
27. Beda Venerab. — Johann Pst.	Hildebert.	Beda.	Venerab. Bede	Therapontes
28. Wilhelm Einsiedl. — Germanus	Germain.	Wilhelm.		Nicetas, B.
29. Maximinus — Sisinnius	Maximin.	Maximilian.	Kg. Karl 2. Restaur.	Theodosia, M.
30. Ferdin. Kön.	Félix	Wigand		Isaak v. Dalmatien.
31. Petronilla.	Ste Pétronille.	Petronilla.		Hermas, Ap.

JUNI.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Crispinus.	Pamphile	Nicodemus	Nicomede, M.	Justinus, M.
2. Petr. Mart. z. Rom – Nicephorus	Pothin.	Marquard.		Nicephorus d. Bek.
3. Erasmus. — Clotildis	Clotilde	Erasmus		Lucillianus, M.
4. Quirinus — Günther	Optat.	Ulrike.		Metrophanes
5. Bonifacius — Christian	Quirin.	Bonifacius.	Boniface	Dorotheus B. M.
6. Norbert.	Norbert.	Benignus		Bessarion d. Wunderthäter
7. Robert	Paul.	Lucretia.		Theodotus B. M.
8. Medardus	Medard.	Medardus — Auguste		Theodorus gr. M.
9. Lup. u. Adelh. — Felic. — Prim.	Pelagie	Barnimus — Flavius.		Cyrillus v. Alex. B.
10. Margar. v. Schottl.	Marguerite	Onuphrius		Timotheus, B. M.
11. Barnabas — Onuphrius.	Barnabé	Barnabas	Barnabas	Barthol. u. Barnabas, Ap.
12. Basilides	Basilide	Blandina.		Onuphrius u. Petrus
13. Antonius v. Padua	Antoine Pad.	Tobias — Alfred.		Aquilina, M.
14. Basilius d. Gr.	Rufin	Modestus		Elisa, Proph.
15. Vitus — Crescentia — Modestus	Cyr.	Vitus		Amos, Proph.
16. Lutgardis — Justina — Benno.	Adolphe	Justina — Roland		Tychon, Wunderthäter
17. Adolph	Avit.	Volkmar	Alban, B.	Manuel, M.
18. Marcus u. Marcellian	Ste Marine	Paulina — Detlav.		Leontius, M.
19. Gervasius – Bonifac. M. in Russl. Julianus.	Gervais.	Gervasius		Judas Ap.
20. Sylverius — Regina	Silvère	Raphael. — Friederike	Translat. of Edward	Methodius, B. M.
21. Aloysius Gonzaga – Abgarus – Albanus	Leufroy.	Jacobina		Julianus v. Tarsus, M.
22. Paulinus	Paulin.	Achatius — Carolina.		Eusebius, B. M.
23. Edeltrud. — Christina	Félix	Basilius		Agrippina.
24. Joh. Bapt.	Jean Baptiste	Joh. d. Täuf.	John Bapt.	Joh. d. Täuf. Geburt.
25. Prosper — Nicomedes	Prospère	Eulogius		Febronia, M.
26. Joh. u. Paulus. (Wetterherrn) — Rud.	Ladislas	Jeremias — Ismael.		David, K. L.
27. VII Schläfer — Ladislaus v. Ung.	Crescent.	VII Schläfer		Samson, K. L.
28. Leo II. Pst. — Irenaeus	Irénée	Leo Pst.		Cyrus u. Johann.
29. Peter — Paul.	Pierre et Paul	Peter — Paul.	Peter	Peter — Paul.

JULI.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Theobald.	Martial.	Theobald		Cosmas u. Damianus
2. Mar. Heimsuchung	Visit. de la Vierge	Mar. Heims.	Visitat. of the Virg. M.	Kleid d. Jungf. Mar.
3. Heliodorus — Eugenius	Anatole	Cornelius		Hyacinthus, M.
4. Ulrich. — Joseph Calasanz.	Transl. de St. Martin	Ulrich.	St. Martin.	Andreas v. Kreta, B.
5. Cyrilla	Ste Zoé.	Anselmus.		Athanasius
6. Goar — Augustina	Tranquille.	Esajas		Sissas d. Gr.
7. Wilibald. — Esther	Aubierge	Demetrius	Thomas a Becket.	Thomas u. Acacius
8. Kilian. — Elisab. v. Port.	Ste Elisabeth.	Kilian		Procopius gr. M.
9. Cyrillus — Joh. v. Ducla	Ste Victoire.	Cyrillus		Pancratius, B. M.
10. VII Brüder — Felicitas.	Ste Félicité.	VII Brüder		45 Märt. — Kleid Christi
11. Procopius	Transl. de St. Benoit.	Pius — Eleonora		Euphemia, M.
12. Heinrich II. Kais. – Hermagoras.	Gualbert.	Heinrich.		Proclus, M.
13. Margaretha, M.	Turiaf.	Margareth.		Fest des Erzeng. Gabriel
14. Bonaventura	Bonaventure.	Bonaventura		Aquilas, Ap.
15. Apost. Theilung	Henri.	Ap. Theil.	Swithun, B.	Cyriacus u. Julitta, M.
16. Nepotianus — U. Fr. v. Scap.	Hilaire.	Walter — Augustus		Athenogenes, M.
17. Alexius	Alexis	Alexius		Hyacintha, M.
18. Friedrich — Sim. v. Lip. — Maternus	Clair.	Carolina		Marina, gr. M.
19. Arsenius — Vincentius a Paula	Vincent de Paul.	Ruth — Albanus		Macrina u. Dius, M.
20. Elias	Ste Marguerite.	Elias	Margareth.	Elias Proph.
21. Praxedes	Victor Martyr.	Daniel		Simeon K L.
22. Mar. Magd. – Hildeg. Gem. Karls. d. Gr.	Ste Madeleine.	Mar. Magd.	Mary Magd.	Mar. Magd.
23. Apollinaris — Liborius	Apollinaire.	Albertina.		Trophimus, M.
24. Christina, M.	Ste Christine.	Christina.		Christina, M.
25. Jacobus d. Aelt. Ap. – Christoph.	Jacques, Ap.	Jacob. Ap.	James, Ap.	Entschlaf. d. h. Anna.
26. Anna.	Christophe.	Anna.	Anna.	Hermolaus, M.
27. Pantaleon.	Pantaléon.	Berthold.		Pantaleemon, M.
28. XIV Nothhelf. – Nazar. u. Celsus	Ste Anne.	Innocent.		Prochorus, Ap.
29. Simplicius u. Faustinus, Olaus	Ste Marthe.	Martha.		Callinicus, M.
30. Ladislaus v. Ung. – Joh. Cantius	Abdon.	Beatrix		Silas, Ap.
31. Ignatius v. Loyola	Germain.	Germanus		Eudokimus d. Heil.

AUGUST.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Petri Kettenf. — Makkabäerfest.	Pierre en liens	Petr. Kettenfeier	Lammas-Day.	Holz des Kreuzes Christi
2. Stephan, Pst. M. — Portiuncula.	Etienne	Portiuncula. — Moses.		Stephanus Protomartyr.
3. Auffind. d. Reliq. des Stephan.	Invent. S. Etienne	August.		Isaak, Dalmatus u. Faustus
4. Dominicus — Dympna	Dominique	Perpetua – Aristarchus		VII Knaben v. Ephesus.
5. Mar. Schneef. – Afra – Osw. Kg. v. Engl.	Yon, mart.	Dominicus.		Eusignius, M.
6. Verklär. Christi.	Transfigur. de N. S.	Verkl. Christi	Transfiguration	Verkl. Christi
7. Donatus, B. — Cajetanus	Susc. Ste Croix	Donatus — Afra.	Name of Jesu	Domitius, M.
8. Cyriacus	Justin.	Ladislaus,		Aemilianus d. Bek.
9. Romanus	Spire	Romanus.		Matthias, Ap.
10. Laurentius	Laurent, Mart.	Laurentius	Lawrence.	Laurentius, M.
11. Susanna.	Susc. Ste Cour	Titus — Henriette.		Euplus, M.
12. Clara v. Assisi	Claire	Clara.		Photius u. Anicetus.
13. Hippolytus	Hippolyte	Hildebrand.		Maximus Confessor
14. Eusebius d. Bek. — Meinhard.	Eusèbe	Eusebius		Micha, Proph.
15. Mar. Himmelf. — Gebhard.	Assomption.	Mar. Himmelf.	Assumption.	Mar. Himmelf.
16. Rochus — Philippina.	Roch.	Isaak.		Heil. Bild Christi
17. Verena. — Sibylla	Mammès	Bertram.		Miron, M.
18. Helena, Ksrin — Agapetus	Hélène	Emilia.		Florus u. Laurus, M.
19. Ludw. v. Toulouse. – Sebald. – Marian.	Louis, Ev.	Sebald.		Andreas Stratelates, M.
20. Bernh. v. Clairv. – Steph. v. Ung.	Bernard	Bernhard.		Samuel, Proph.
21. Johanna Francisca – Sigismund.	Privat.	Athanasius		Thaddaeus, Ap.
22. Timotheus u. Symphorian, M.	Symphorien.	Oswald — Eleasar.		Agathonicus, M.
23. Philippus Benitius.	Sidoine, Ev.	Zachaeus – Ehrenfried.		Lupus, M.
24. Bartholomäus, Ap.	Barthelemy.	Barthol.	Bartholomew.	Eutyches, M.
25. Ludwig IX v. Frkr. — Genesius	Louis, roi	Ludwig.		Bartholom. Ap.
26. Zephyrin. Pst. – Rosa v. Viterbo.	Zephyrien.	Irenaeus		Adrianus u. Natalia, M.
27. Aurelius v. Cordova. — Rufinus	Césaire,	Gebhard		Pimenus.
28. Augustinus, B.	Augustin.	Augustinus	Augustine	Moses Murinus
28. Joh. Enthaupt.	Decol. de St. J. B.	Joh. Enthaupt.	Joh. the Baptist Behead.	Joh. Enthaupt.
30. Felix u. Adauctus – Rosa v. Lima	Fiacre	Benjamin.		Alexander Newskj.
31. Isabella — Bonajuncta.	Ovide.	Rebecca — Christfried.		Gürtel der Mutter Gottes.

SEPTEMBER.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Aegidius (Gilgentag) — Verena	Leu et Giles	Aegidius	Giles, Abt	Simeon, Archimandr.
2. Stephan v Ung.	Lazare.	Rahel — Lea.	London burnt 1666.	Mamantus, M.
3. Ludmilla — Joachim.	Gregoire.	Mansuetus		Anthemus. B. M.
4. Rosalia — Ida — Irmgard	Rosalie.	Moses		Babylas, M.
5. Ehrentrud — Urbanus	Bertin, Abbé	Nathanael.		Zacharias u. Elisabeth.
6. Delphina — Zacharias	Cloud.	Magnus		Wunder des Erzeng. Mich.
7. Regina — Emmeran.	Onésipe	Regina	Enurchus, B.	Sosontes, M.
8. Mar. Geb. — Adrian — Corbin.	Nat. de la Vierge	Mar. Geb.	Nativ. of the V. Mary	Mar. Geb.
9. Gorgonius — Audomar.	Omer.	Bruno.		Joachim u. Anna.
10. Nicol. Tolent. – Mariä Nam. – Pulcheria	Pulcherie	Sosthenes — Albertina		Menodora, M.
11. Felix u. Regula — Hyacinthus	Patient.	Gerhard — Patiens		Theodora.
12. Guido. — Theodora.	Raphael	Ottilia. — Tobias		Autonomus, M.
13. Maurilius — Vigilius	Maurille	Christlieb — Amatus		Christi Tempel.
14. Kreuzerhöh. – Matern. – Nothb.	Ex. de Ste Croix	Kreuzerhöhung.	Holy Cross.	Kreuzerhöhung
15. Nicomedes M.	Nicodème.	Constantia — Hedwig.		Nicetas, gr. M.
16. Editha v. Engl., Columba, Gemin.	Cyprien.	Euphemia.		Euphemia, gr. M.
17. Lambertus B.	Lambert.	Lambertus	Lambert.	Sophia, M.
18. Venantius — Thomas de Vill. Hildegard.	Jean Chrysost.	Siegfried — Gottlob.		Eumenius, B.
19. Januarius	Janvier.	Januarius — Werner.		Trophimus, M.
20. Eustachius	Eustache.	Friederike.		Eustachius, gr. M.
21. Matthaeus Evang.	Matthieu	Matth. Evang.	Matthew, Evang.	Quadratus, Ap.
22. Mauritius	Maurice.	Moritz.		Phocas, B. M.
23. Thecla — Linus	Thècle.	Joel		Empfängn. Joh. d. Täuf.
24. Mar. Freudenfeier — Gerhard.	Adolphe	Joh. Empfängniss		Thecla
25. Maria v. Cervellione. — Adolph.	Cleophas.	Cleophas		Euphrosyna u. Sergius
26. Cyprian, M. – Justina, Josaphat.	Ste Justine	Cyprian.	Old Holyrood.	Tod des Joh. Evang.
27. Cosmas u. Damianus	Côme.	Cosm. u. Dam. – Judith.		Callistratus, M.
28. Wenzel v. Böhmen	Céran.	Wenzel		Chariton d. Bek.
29. Erzeng. Michael — Diethmar.	Michel, arch.	Michael.	Michael	Cyriacus
30. Hieronymus	Jérôme.	Hieronymus	Jerome	Gregor. v. Armenien, B.

OCTOBER.

Römiſche Kirche.	Franzöſiſche Kirche.	Evangeliſche Kirche.	Engliſche Kirche.	Griechiſche Kirche.
1. Rosenkranzfest — Remigius	Rémi	Remigius.	Remigius	Mar. Schutz u. Fürbitte.
2. Leodegar.	S S. Anges gard.	Vollrad		Cyprian, M.
3. Dionys. Areopag. — Ewald.	Cyprien.	Ewald.		Dionysius Areopagita M.
4. Franciscus v. Assisi.	François d'Assisi	Franz.		Hierotheus, M.
5. Placidus	Ste Áure, V.	Fides		Charitina, M.
6. Fides — Bruno	Bruno.	Charitas	St. Faith.	Thomas, Ap.
7. Apulejus — Sergius	Serge.	Spes.		Sergius u. Bacchus, M.
8. Brigitta v. Schwed.	Ste Brigitte	Ephraim.		Pelagia
9. Dionys. B. v. Paris	Dénis, Ev.	Dionys.	St. Denys.	Jacob. Alph. Ap.
10. Gereon.	Géréon.	Amalia — Arwed.		Eulampius, M.
11. Wendelin. — Franc. v. Borg.	Firmin, Ev.	Burkhard-Wilhelmine		Philippus, Ap.
12. Maximilian. B. M.	Vilfrid, Ev.	Ehrenfried — Walfried		Heil. Reliqu. v. Malta u. Gatsch.
13. Eduard — Colomann.	Gérand.	Colomann — Gangolf.	Transl. of King Edward	Carpus, B. M.
14. Burkhard — Calixtus	Caliste, Pape	Wilhelm.		Nasarius, M.
15. Theresia — Hedwig	Ste Thérèse	Hedwig.		Euthymius.
16. Gallus	Gal, Abbé	Gallus.		Longinus, M.
17. Florentinus	Cerbon.	Florentina.	St. Ethelreda	Hoseas, Proph.
18. Luc. Evang.	Luc. Evang.	Luc. Evang.	St. Luke Ev.	Lucas Evang.
19. Petr. v. Alcantara	Savinien.	Ptolemaeus		Joel, Proph.
20. Vitalis, M. — Caprasus	Sandou.	Wendelin.		Artemius, gr. M.
21. Ursula — Hilarion.	Ste Ursule	Ursula.		Hilarion d. Gr.
22. Cordula.	Mellon.	Cordula.		Wunderth. Marienb. zu Kasan.
23. Severin. — Joh. Capistranus	Hilarion.	Severus		Jacobus, Br. Christi
24. Raphael	Magloire	Salome		Arethas, M.
25. Crispin u. Crispinian.	Crépin.	Adelheid.	St. Crispin.	Marcianus, M.
26. Evaristus — Rusticus	Rustique.	Amandus		Demetrius, gr. M.
27. Frumentius	Frumence	Sabina — Victoria		Nestor, M.
28. Simon Jud. Ap.	Simon, Ap.	Sim. u. Jud. Ap.	St. Simon u. St. Jude	Terentius, M.
29. Narcissus	Faron, Ev.	Engelhard.		Anastasia, M.
30. Ewald, zwei Brüder.	Lucain.	Hartmann — Absalom.		Zenobius, M.
31. Wolfgang — Macrinus	Quentin.	Wolfgang.		Stachys, Ap.

NOVEMBER.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Aller Heilig.	La Toussaint.	Aller Heil.	All Saints	Cosmas u. Damianus
2. Aller Seelen	Les Trépassés	Aller Seelen.	All Souls.	Akindinus, M.
3. Hubertus	Marcel, Ev.	Gotthieb.		Akepsimus, M.
4. Carl. Borom.	Charles Bor.	Charlotte	King. Will. III.	Joannicius d. Gr.
5. Vitalis u. Agricola — Emmerich	Ste Berthilde	Erich — Petronius	Pulver Verschwör.	Galakteon, M.
6. Leonhard.	Léonard	Leonhard	Leonhard Conf.	Paulus d. Bekenner.
7. Engelbert — Florentinus	Willebrod	Erdmann		33 Märt. in Melitina
8. Die IV. Gekrönten — Gottfried.	Stes Reliques	Claudius		Fest des Erzeng. Mich.
9. Theodorus, M.	Mathurin.	Theodor. — Engelhard	Lord Mayors-Day	Onesiphorus, M.
10. Tryphon, M. — Andreas v. Av.	Léon, Pape	Mart. P. - Mart. Luther		Erast u. Olympus
11. Martinus, B.	Martin, Ev.	Martin B.	Martin, B.	Mennas, M.
12. Martin, Pst. — Cunibert.	René, Ev.	Kunibert - Maximilian.		Joh. v. Alexandr. Patr.
13. Brixius. — Homobonus. Stanisl. Kostka	Brice, Ev.	Eugenius	Britius, B.	Joh. Chrysostom.
14. Serapion — Justus	Maclou.	Levinus.		Philippus, Ap.
15. Albert. Magn. — Leopold IV.	Eugène	Leopold.	Machutus, B.	Gurius, Samon, Abib, M.
16. Othmar.	Galmier	Ottomar.		Matthaeus, Ap.
17. Gertrud — Gregor. Thaumat.	Agnan, Ev.	Hugo — Salome	Hug, B.	Gregor. v. Neo - Caesar.
18. Gregorius — Odo v. Clugny.	Ste Aude, V.	Gottschalk		Platon, M.
19. Elisabeth. — Pontianus, M.	Elisabeth	Elisabeth.		Obadias, Proph.
20. Felix v. Valois	Edmond	Edmund	Edmund. Kg. and M.	Proclus u. Gregor.
21. Mar. Opferung.	Present. de la Vierge	Mar. Opf.		Mar. Opf.
22. Caecilia.	Ste Cécile	Ernstine.	Cecily	Philemon, Ap.
23. Clemens	Clement.	Clemens	Clement	Amphilochius u. Greg. B.
24. Columban. — Chrysogonus	Ste Flore, V.	Lebrecht.		Katharina, gr. M.
25. Catharina	Catherine	Katharina.	Catherine.	Clemens, P. M.
26. Conrad B. v. Costanz	Geneviève d'A.	Konrad		Alypius u. Georg.
27. Virgilius B. — Jaroslaw.	Jean de Leon	Loth.		Fest d. Mutter - G. Fahne.
28. Eberhard B. — Rufus	Armand.	Günther — Arnold.		Stephan, M.
29. Saturnin u. Sisinnius, M.	Saturnin	Noah — Gerlach.		Paramon, M.
30. Andreas Ap.	André	Andreas	Andrew, Ap.	Andreas, Ap.

DECEMBER.

Römische Kirche.	Französische Kirche.	Evangelische Kirche.	Englische Kirche.	Griechische Kirche.
1. Eligius	Eloi	Arnold — Natalia		Nahum, Proph.
2. Bibiana, V. M.	Fulgence	Candida.		Habakuk, Proph.
3. Lucius, K. v. Brit. – Franc. Xav.	François Xav.	Cassian.		Zephanja, Proph.
4. Barbara	Ste Barbe.	Barbara		Barbara, gr. M.
5. Sabbas	Sabbas, Abbé	Abigail — Hermine		Sabbas
6. Nicolaus	Nicolas	Nicolaus	St. Nicholas	Nicolaus.
7. Ambros. Ordinat.	Ste Fare, V.	Antonia — Agathon		Ambros. v. Mail.
8. Mar. Empfängniss	Conception	Mar. Empf.	Concept. of the V. Mary.	Patapius
9. Gorgonia — Valerian.	Ste Gorgone	Joachim. — Leocadia		Empfängn. der h. Anna.
10. Eulal. – Melchiad., P. – U. F. z. Loretto.	Ste Joconde	Judith. — Hildebrand		Minas, M.
11. Damasus, Pst.	Fuscien.	Waldemar.		Daniel.
12. Maxentius.	Damase	Epimachus — Valerius		Spiridion, B.
13. Lucia — Ottilia.	Luce, V.	Lucia.	St. Lucy.	Eustratius, M.
14. Spiridion M. — Nicasius	Nicaise	Israel.		Thyrsus, M.
15. Ancilla christ. — Columba	Mesmin	Johanna.		Eleutherius, M.
16. Adelheid.	Adélaide	Ananias	O Sapientia.	Haggai, Proph.
17. Sturmius, Abt — Lazarus	Ste Olympe	Lazarus — Jeremias		Daniel, Proph.
18. Constantia — Gratianus	Gasien, Ev.	Christoph. – Wunibald.		Sebastian, M.
19. Carlmann — Nemesius	Ste Meuris	Manasse. — Loth.		Bonifacius, M.
20. Julius — Ignatius.	Philocome	Abraham.		Ignatius, M.
21. Thomas Ap.	Thomas Ap.	Thom. Ap.	Thomas Ap.	Juliana, M.
22. Honoratus	Honorat.	Beata — Theodosius		Anastasia, M.
23. Servulus — Victoria	Ste Victoire	Ignatius		10 Märt. in Kreta.
24. Hartmann B. — Tharsilla.	Ste Delphine	Adam — Eva		Eugenia, M.
25. Anastasia, M.	Noël	Christtag.	Christmas — Day.	Christi Geburt.
26. Stephanus.	Etienne, Mart.	Stephanus.	St. Stephen.	Fest der Mutter Gottes.
27. Joh. Evang.	Jean, Ap.	Johannes, Evang.	St. John Ev.	Stephanus
28. Unschuld. Kinder.	S S. Innocens	Unschuld. K.	Innocents.	20,000 Märt. in Nikomed.
29. Thom. v. Canterbury.	Thomas de Canterb.	Jonathan.		14,000 Kind. zu Bethlehem
30. Exuperantius.	Ste Colombe.	David		Anisia, M.
31. Sylvester, Pst.	Sylvestre.	Sylvester.	St. Silvester.	Melania d. Heil.

Alphabetiſches Verzeichniß der Heiligen.

Das beigefügte Datum bezeichnet meiſt das Todesjahr und den Sterbetag, der Name des Landes oder der Stadt das Patronat.

A.

	Seite
Aaron, Hoherprieſter.	90
Abel, von Kain erſchlagen; Gedächtnißtag: 2. Jan.	90
Abgarus, Fürſt v. Edeſſa; Salvatorbild. — 21. Juni	105
Abraham, der Erzvater; 20. Decemb.	90
Abraham v. Chidane, Einſiedl. in Syr. 350. 16. März.	184
Achatius, Biſch. v. Antioch. unter Decius 250. 8. Mai	
Accurſius, Franciscaner zu Sevilla 1220. 12. Mai	161
Adalbert, B. v. Prag, Miſſ. der Ungarn, Polen und Preußen, 997. 24. Apr.	163 223
Adam und Eva. 24. Decemb.	89
Adelgunda, fürſtl. Jungfr. und Nonne — Maubeuge. 643. 30. Jan.	71 177
Adelheid, Gemahl. des Kaiſ. Otto I., 999. 16. Decemb.	176
Adjutor, Benedict. 1131. 1. Nov.	197
Adrian, röm. Krieger u. Märt. unter Maximian; Patr. v. Liſſab. 8. Sept.	171 183
Aegidius, Einſiedl. in Frkr. 680. – Jülich, Osnabrück – 1. Sept. (Gilgentag)	62 167
Afra, Märt., Patr. v. Augsburg. 304. 5. Aug.	168
Agapetus, Märt. 273. 18. Aug.	168
Agatha, Märt.; Patr. der Maltheſer. 250. 5. Febr.	170 171
Agathocles, Märt. 10. März.	170
Agnes, Märt. 300. 21. Jan.	53 168
Albanus, Biſch. und Patr. v. Mainz. 21. Juni.	223
Albertus Magnus, Dominican., Biſch. v. Regensburg. 1280. 15. Nov.	223
Albertus v. Ogna, Bauer.	229
Albertus Siculus, Carmeliter, Patr. v. Sicil. 1306.	205
Albertus v. Vercelli, Biſch. um 1200. 8. Apr.	223
Aldegunda ſ. Adelgunda.	
Alexander, röm. Soldat. — Freiburg im Breisgau. 26. Febr.	162 183
Alexander, Kohlenbrenner und Biſch. 11. Aug.	228
Alexander Newsky, Großfürſt v. Rußland. — 1263. 30. Aug.	
Aloyſius Gonzaga, Jeſuit, Mantua. 1591. 21. Juni.	217
Amadeus v. Savoyen; Patr. v. Savoyen. 31. März.	141
Amandus, B. v. Maſtricht, Miſſ. in der Gascogne, 620. 6. Febr.	177
Ambroſius B. v. Mailand, 397. 4. Apr. — Ordination deſſ. 7. Decemb.	224

Seite

Amos, Prophet. 18. Nov. 93
Anaſtaſia, Märt. auf dem Scheiterhaufen, 304. 25. Dec. 168
Anaſtaſius, v. Perſ., Märt. 627. 27. Febr. 165
Anatolia, Märt. auf dem Scheiterhaufen. 3. Juli. 167
Andreas, Ap. — Burg, Brab., Luxenb., Mind., Schottl., Rußl. 30. Nov. 97
Angelus, Carmeliter, Märt. 1225. 5. März. 205
Anna, Mutter der heil. Jungf., Patr. v. Braunſchweig 26. Juli. 141
Anſelmus v. Canterb., Patron v. Mantua 1109. 21. April. 130 141 225
Ansgarius, B. v. Hamb., Ap. d. Dänen, Patr. v. Hamb. u. Bremen, 864. 3. Febr.
Anthemus, Biſch. und Märt. 3. Sept. 223
Antonia, Märt. um 300. 7. Decemb. 172
Antonius, d. Einſiedler, in Aeg. — 356. 17. Jan. 77 185
Antonius, v. Padua, Franciscan.; Padua, Hildesh. 1231. 13. Jun. 59 130 210
Apelles, Einſiedler. 185 227
Apollinaris, B. v. Ravenna im I. Jahrh. — Clermont, Valence. 23. Jul. 164 223
Apollonia, Märt. 250. 9. Febr. 171
Apollonius, Diak. u. Märt. — Braga, Brescia. 300. 169
Aquila und Priscilla, Gehülfen des Ap. Paulus, 14. Jul. 227
Aquilinus, Prieſt. 13. Juni. 161
Arcadius, Märt. 12. Jan. 164
Ariſtion v. Alexandr. Märt. auf dem Scheiterhaufen. 169
Arnold, Patr. der Bierbrauer in Flandern. 1. Decemb.
Artemius, Märt. unter Julian Apoſtata. 360. 20. Oct. 183
Athanaſia, Aebtiſſin. 228
Athanaſius, B. v. Alex. Pater orthodoxiae; 373. 2. Mai
Auguſta, Märt. um 300. 8. Jun. 168
Auguſtinus, B. v. Hippo 430. 28. Aug. 72 130
Aurelius v. Cordova, Märt., Patr. v. Hirſchau. 27. Aug.

B.

Balbina, Tochter des Quirinus; fand Petri Ketten wieder, 130. 31. März.
Baldomer, (Galmier) Einſiedl., vorher Schloſſer, 660. 16. Nov. 227
Balthaſar. 6. Jan.
Barbara, Märt.; Guaſtalla, Mantua. 230. 4. Decemb.
Barnabas, Gehülfe Pauli u. B. v. Cypern, geſteinigt. – Cypern. 11. Jun. 173
Bartholomäus, Ap.; — Frankf. a. M. 24. Aug. 98
Baſilius d. Große, Biſch. v. Cäſarea 379. 14. Jun. 194
Baſilius, Märt. um 361. 26. Apr. 74
Bavo, Brabant. Edelm., ſpät. Einſiedl. bei Gent, — Gent. Harlem. 654. 3. Mai 185
Beatrix, Schweſt. der Märt. Simplicius u. Fauſtin, Märt. 303. 29. Juli.
Beatrix, v. Eſte — 1261. 19. Jan. 161 172
Beda Venerab. 735. 27. Mai.
Benedict. v. Nurſia, 543. 21. März. 82 196 197
Benignus, v. Rom, Ritter. — Dijon. Piemont. 6. Jun. 184
Benno, B. v. Meißen, — Bayern. 1106. 16. Juni.

Seite

Bernh. v. Clairv., Ciſtercienſer-Abt, Dr. melifluus 1153. 20. Aug. 141 203 224
Bernhard de Tironio, Einſiedl. 1117. 21. Novbr. 185 227
Bernhardin v. Siena, Franciscan., Siena. — 1441. 20. Mai. 211
Berthold, Abt zu Garſten, 1130. 27. Jul.
Bertulph, Abt zu Rentey, 710. 5. Novbr. 72
Bibiana, Märt. — Sevilla. 362. 2. Dec.
Blandina, Märt., einer wilden Kuh vorgeworfen, um 177. 12. Juni.
Blaſius, B. v. Sebaſte in Armenien. — Raguſa. 304. 3. Febr. 173 223
Boleslaus, Kön. v. Polen, 992. 17. März.
Bonavent., Franciscan. B., Dr. seraphic., – Lyon. 1274. 14. Juli. 210 222 225
Bonifac., Erzb. v. Mainz, Ap. der Deutſch. Thüring. Fulda 755. 5. Jun. 223 224
Bothſchafter, die vier: Antonius, Quirinus, Ruprecht, Valentin.
Brigitta v. Schottland, 525. 1. Febr.
Brigitta v. Schweden, Stift. des Brigittenord., Schweden. 1373. 8. Oct. 214 227
Brixius B. v. Tours; um 400. 13. Nov.
Bruno, Cartheuſer, — Cöln. 1101. 6. Oct. 199 201
Burkhard. B. v. Würzburg, — Würzburg, Worms. 753. 2. Febr.

C.

Caecilia, Märt. 220. 22. Nov.
Cajetan, Stift. des Theatinerordens. 1547. 7. Aug.
Cajus, Pſt. u. Märt. — Malaga. 296. 22 Apr.
Calixt. I. B. v. Rom, Märt. — Sevilla. 226. 14. Oct. 173 222
Carolus Boromäus, Cardinal, — Mailand. 1584. 4. Nov.
Caſilda, Tochter eines Saracen. Fürſten zu Toledo, Pflegerin der gefangenen Chriſten. 1126. 18. Jan.
Caſimir, Sohn Caſimirs III. v. Polen 1484. 4. März.
Caspar. 6. Jan.
Caſſius, Ritt. der Thebaiſchen Legion, Märt. — Bonn. 280. 8. Oct.
Caſtor, Prieſt. im IV. Jahrh. — Coblenz. 8. Nov. 64
Chamuel, Engel. 2. Oct. 40
Charitina, Märt. 5. Oct. 82 170
Chriſtiana Ancilla, Dienſtmagd, ein Muſter chriſtl. Tugend IV. Jahrh. 15. Dec.
Chriſtina, Jungfr. u. Märt. 300. 24. Jul. 166 171 173
Chriſtophorus, Märt. im III. J. — Braunſchweig. 25. Juli. 130 185
Chryſanthus, Märt. zu Rom. 250. 25. Oct. 165 167
Chryſogonus, Märt. 303. 24. Nov.
Chryſoſtomus, B. v. Konſtant. 407. 27. Jan. 223 224
Clara, Clariſſin, 1253. 12. Aug. 212
Clemens Romanus, Pſt. 91. 23. Nov. 65 222
Clotildis, Königin v. Frkr. 534. 3. Jan.
Clodoaldus (Cloud) Benedictiner, 560. 6. Sept. 177 178
Coeleſtin V. Papſt und Cöleſtiner-Eremit, 1300. 6. Apr. 213 222
Coletta, Priorin der Clariſſen, 1446. 5. März.
Columba, Märt. — Cordova. 273. 15. Dec. 168

Seite

Columban, Biſch. 615. 24. Nov. 225
Conrad, B. v. Coſtanz, Patr. v. Schwaben, 976. 26. Nobr.
Conrad. v. Piacenza, Franciscan., — Piacenza. 1351. 19. Febr. 102
Conſtantinus d. Gr. 337. 21. Mai. 183
Conſtantius und Maxentius, Märt. zu Trier 300. 12. Dec.
Corbinian, B. v. Freiſingen 730. 8. Sept. 224
Cordula, Jungfr. u. Märt. zu Cöln. 450. 22. Oct.
Cornelius, Pſt. u. Märt. zu Rom 253. 16. Sept.
Cosmas und Damianus, Aerzte und Märt. in Sicil. — Böhmen, Salamanca. 303. 27. Sept. 229
Creſcentia, die chriſtliche Erzieherin des Vitus, Märt. 303. 15. Juni 221
Crispin und Crispinian, — Osnabrück. 308. 25. Oct. 228
Cunibert, B. v. Cöln 663. 12. Nov. 71
Cyrillus, B. v. Alexandr. 28. Jan.
Cyrillus u. Methodius, Apoſt. der Slawen u. Bulgar. um 820. 11. März. 224
Cyrillus, Carmeliter. 1244. 18. März. 205
Cyrillus B. v. Jeruſalem. 386. 18. März.
Cyprian, B. v. Karthago, 258. 26. Sept. 223
Cyprian, Märt. mit Juſtina zugleich — 26. Sept. 76
Cyriacus, Diakon um 284. — Ancona. 8. Aug. 181 221

D.

Damaſus, Pſt. 384. 11. Dec.
Damianus, ſ. Petr. Dam. 181
Daniel, Proph. 11. Dec. 74
David, König. 30. Dec. 91
David, B. v. Wallis. — Utrecht. 544. 30. Dec. 70
Demetrius, Proconſul, 290. 26. Oct. 165
Deodatus, Biſch. v. Nevers, ſpät. Einſiedl. 679. 186 225
Deſiderius B. v. Vienne, 612. 23. Mai 172
Deſiderius B. v. Langres. 23. Mai. 223
Didacus, Franciscaner-Laienbruder, 1463. 13. Nov.
Dionyſius Areopagita (Apoſtelg. 17, 34) Märt. — Frankreich. 3. Oct. 223
Dionyſius, B. v. Paris, Märt. unter Domitian. — 9. Oct.
Dismas, der gute Schächer (der böſe heißt im Evang. Nicodemi Geſtas) — 25 März.
Dominicus, Stift. d. Ord. der Dominic. (Domini canes) Madr. 1221. 6. Aug. 206
Donatianus, B. v. Nantes — Gent. 287. 23. Mai. 165 223
Donatus, B. v. Arezzo, Märt. — Arezzo, Vicenza. 361. 7. Aug. 172
Dorothea, Märt. unter Diocletian, 6. Febr.
Drogo (Drüon) Patr. der Schäfer, im VII. Jahrh. 16. Apr. 266
Dunſtan, Erzb. v. Canterbury, 961. 19. Mai. 225
Dympna, von ihrem eigenen Vater ermordet, um 500. 4. Aug. 161

E.

Echenus (Ecianus) Biſch. in Irland 577. 63
Editha, Schweſt. des Kön. Edgar v. Engl., Nonne, 984. 16. Sept. 178

Seite

Edmund, Angelſächſ. König und Märt. 870. 20. Nov. 167 176
Eduard, d. Märt., K. v. Engl. 978. 20. Juni. 176
Eduard, d. Bekenner, K. v. Engl. 1066. 13. Oct. 176
Eleutherius, Märt. zu Meſſina 120. 18. Apr. 169
Elias, Proph. 20. Juli. 92
Eligius, B. v. Noyon, — Noyon. 659. 1. Dec. 171 225
Eliſa, Proph. 14. Jun. 92
Eliſabeth. v. Thüringen, — Thüringen, Heſſen. 1231. 19. Nov. 178 211
Eliſabeth v. Portugal, Königin, † als Franciscan. 1338. 8. Jul. 179
Emerentiana, Märt. 304. 27. Apr. 173
Emmeran, Ap. der Baiern; 652. 22. Sept. 166. 223
Engelbert, Erzb. v. Cöln, Patr. v. Eſſen, 1225. 7. Nov.
Ephrem Syrus, Mönch, Kirchenlehrer. — Aſturien. 378. 1. Febr. 186
Epimachus, Märt. 12. Dec. 171
Erasmus, B. u. Märt. unter Diocletian. 3. Jun. 173 223
Erich, Kön. v. Schweden, Märt. — Schweden. 1131. 24. Jan.
Eugenius, B. v. Toledo. 3. Juli. 163 224
Eulalia v. Merida in Spanien. — Barcelona, Merida. 10. Dec. 68 168
Eulogius, Biſchof v. Toledo — Oviedo. 25. Juni. 165
Euphemia, Tochter eines römiſchen Patriciers, Märt. 290. 13. Apr. 161 172
Euphraſia, Minimen-Nonne, 1534. 13. März. 215
Euphroſyna v. Alexandrien, in ein Mönchsgewand gekleidet, in einem Kloſter 38 Jahre lebend, um für eine Verletz. der ehelich. Treue zu büßen. 470. 11. Febr.
Euſebius v. Samoſata, 369. 22. Juni. 173
Euſebius B. v. Rom. 310. 14. Aug. 163
Euſeus, Einſiedler bei Sierravalle im XIV. Jahrhundert, mit Schuhmacherei beſchäftigt. — 10. Apr. 186
Euſtachius, römiſcher Feldherr. — Madrid. 119. 21. Mai. 61 169 183
Eutropius, Biſchof und Märtyrer um 308. 30. Apr.
Ewald, zwei Brüder, der ſchwarze und weiße, Miſſ. u. Patr. v. Weſtphalen, 693. 30. Oct.
Eruperantius, Biſch. und Märt. unter Maximian. — Zürich. 30. Dec. 223

F.

Fabian, Papſt. 253. 20. Jan. 69 222
Febronia, Nonne zu Niſibis, Märt. 300. 25. Juni. 179
Felician, Märt. zu Rom. 287. 9. Juni. 223
Felicitas, Märt. mit ihren 7 Söhnen, 160. 10. Juli. 272
Felix, Papſt und Märt. 274. 30. Mai.
Felix a Cantalicio, Capuciner. 1587. 18. Mai. 131 216
Felix v. Nola, Diakon. 14. Febr. 221
Felix v. Valois, Trinitarier, 1212. 20. Nov. 214
Ferdinand v. Caſtilien. 1252. 30. Mai. 176
Fiacrius, Einſiedler in Breuil bei Meaux, 670. 20. Aug. 186
Fidelis v. Siegmaringen, Capucin. v. Calviniſten erſchlag. 1622. 24. Apr. 164 216

Seite

Fides, Spes, Charitas, die drei Töchter der heiligen Sophia. 6. Oct.
Firminus, erſter Biſchof v. Amiens, Märt. 11. Oct. 223
Flavian, Patr. v. Konſtantinopel. 449. 9. Mai. 162 223
Florens, Einſiedler, dann Biſchof v. Straßburg. 675. 55
Florentinus, Biſchof im V. Jahrh., Beſieger eines Drachen. 84
Florian, Ritter, Patron v. Oeſterreich. 300. 4. Mai. 173
Fortunatus, Märt., 250. 3. März. 174
Franciſca v. Rom, Stifterin der Congregation vom Oelberg. 1440. 9. März.
Franciscus v. Aſſiſi, — Aſſiſi, Mirandola. 1226. 4. Oct. 86 210
Franciscus Borgia, Jeſuit und Cardinal 1572. 11. Oct. 177 217 223
Franciscus de Paula, Stifter des Minimen-Ordens, 1507. 2. Apr. 215
Franciscus v. Sales, Biſchof v. Gent, 1622. 29. Jan.
Franciscus Xaverius, Jeſuit und Miſſ. in Oſtind., — Navarra. 1552. 3. Dec. 217
Fridolin, Abt und Miſſionar in der Schweiz, 540. 6. März.
Friedrich v. Utrecht, Biſchof und Märtyrer. 833. 18. Juli. 162 223
Fructuoſus, Biſchof v. Taragona, Märt. — Segovia. 259. 16. Apr. 169 223

G.

Gabriel, Erzengel. 24. März.] 40
Gallus, Gründer der Abtei St. Gallen, — St. Gallen. 595. 16. Oct. 186 227
Gangolf, ſiehe Gengulphus.
Gekrönte, die vier: Severus, Severianus, Carpophorus, Victorinus, — Steinmetzen, die Diocletian in den Tiber werfen ließ, worauf ſich über dem Waſſer vier Kronen zeigten; Patrone der Bauhütten. — 8. Nov.
Geminianus, Biſchof v. Modena, zur Zeit des Kaiſers Auguſtus. 16. Sept. 224
Geneſius, Schauſpieler und Spötter, dann Bekenner des Chriſtenth. und Märt. 280. 25. Aug.
Gengulphus, Kriegsmann unter Pipin, Patr. d. Niederl., Harl. 760. 13. Oct. 165
Genoveva v. Brabant, Gemahlin des Herzogs Siegfried. 26. Nov.
Genoveva v. Paris, Nonne, um 500. — Paris. 3. Jan.
Georg v. Kappadocien; Patr. v. Deutſchland, Genua. 303. 23. Apr. 85 183
Geraſimus, Abt. 475. 4. März. 74
Gereon, Soldat in der Theb. Legion, Märt. zu Cöln. 297. 10. Oct. 162 182
Gerhard, Biſchof und Apoſtel der Ungarn. 1046. 24. Sept. 223
Gerlach, Einſiedler im XII. Jahrh. 29. Nov. 187
Germanus, B. v. Paris 576. 28. Mai. 225
Gertrud v. Nivelle, fürſtliche Jungfrau und Aebtiſſin. 664. 17. März. 178
Gertrud v. Eisleben, Aebtiſſin. 1334. 17. Nov.
Gervaſius, Märt. zu Mailand im II. Jahrh. 19. Juni. 163 170
Gideon. 28. März. 91
Goar, Einſiedler bei Trier, 575. 6. Juli. 188
Godolena, ermordet von ihrem Gatten, 1034. 20. Mai. 173
Gottfried v. Kappenberg, Prämonſtratenſer. 1127. 7. Mai. 204
Gotthard v. Bayern, Biſchof v. Hildesheim — Patr. v. Gotha. 1038. 5. Mai.
Gregor der Große, Papſt, 604. 12. März. 70 140 222

Seite

Gregorius Eremita, Einſiedler, dann Papſt; 18. Nov. 187
Gregor v. Nazianz. 390. 9. Mai.
Gregor v. Nyſſa. 394. 10. Jan.
Gualbertus, Valombroſaner-Mönch. 1073. 12. Juli. 130 199
Gualfardus, Sattler in Augsburg, dann Einſiedler. 1127 188
Gudula, Jungfrau aus Brabant, Patronin v. Brüſſel. 8. Jan.
Guilelmus, Benedictiner um 1157. 31. März. 198

H.

Habakuk, Proph. 2. Dec.
Hedwig, Herzogin v. Schleſien — Patronin v. Schleſien. 1243. 15. Oct. 131
Heinrich II. Kaiſer. — Patron v. Bamberg. 1024. 13. Juli. 175
Helena, Mutter Konſtantins des Großen, Patronin v. Trier. 326. 18. Aug. 176
Heribert, Biſchof v. Cöln. 1022. 16. März. 225
Hermagoras, Biſch. v. Aquileja im I. Jahrh., Patr. v. Kärnthen u. Krain. 12. Juli.
Hermannus Joſephus, Prämonſtrat., Patr. der Knab., 1180. 6. Apr. 131 164 204
Hermenigild, Sohn des Weſtgothenkönigs Levigild, 586. 13. Apr. 165
Hieronymus, Cardinal, 420. 30. Sept. 74 86 222
Hilarion, Einſiedler auf Cypern, 371. 21. Oct. 189
Hilarius v. Arles, Biſchof — Parma. 449. 70 82 224
Hilarius v. Poitiers. Biſchof — Poitiers. 368. 14. Jan.
Hildegard, Gemahlin Karls des Großen. 783. 22. Juli. 176
Hiob. 6. Mai 93
Hippolytus, Prieſter und Märt. zu Rom — Carthagena. 304. 13. Aug.
Homobonus, Kaufmann zu Cremona — Lyon, Cremona. 1197. 13. Nov. 229
Honoratus, Biſchof v. Arles — Toulon, Perpignan. 22. Dec.
Hubertus Biſchof. v. Lüttich. — Lüttich, Jülich, Augsburg. 727. 3. Nov. 61
Hugo, Cartheuſer, Biſchof v. Grenoble. — Grenoble. 1132. 1. Apr. 201
Hunna, Patr. der Wäſcherinnen. — 24. Mai. 228
Hyacinthus, Dominicaner. 1257. 15. Aug. 141 207

J.

Jacobus Major, Apoſtel — Spanien. Compoſtella, 25. Juli. 97 226
Jacobus Minor, Apoſtel. 1. Mai 98
Jacobus Allemannus, Dominicaner. 1491. 1. Mai. 265
Januarius, B. v. Benevent; Märt. – Schutzpatr. v. Neap. 304. 19. Sept. 161 223
Ida v. Toggenburg, Nonne, 790. 4. Sept.
Jeremia, Proph. 1. Mai. 92
Jeſajas, Proph. 9. Mai. 92
Ignatius, Biſchof v. Antiochien, (angeblich das Kind, das Chriſtus unter die ſtreitenden Jünger ſtellte; Matth. 18, 2 ff.) 116. 1. Febr. 74 223
Ignatius v. Loyola, Stifter des Jeſuitenordens; 1556. 31. Juli. 217
Ildephonſus, Biſchof v. Toledo. 667. 23. Jan. 141 225
Joachim, Vater der Jungfrau Maria. 20. März. 140
Jodocus, (Joſſe, Jobſt) Eremit. 668. 17. Mai. 177

Seite

Joel, Proph. 19. Oct. 74 93

Johannes Bapt. Geburt 24. Juni. Enthauptung 28. Aug. — Amiens, Avignon, Breslau, Florenz, Leipzig. 53 164 184

Johannes a Cruce, Carmeliter. 1091. 24. Nov. 141

Johannes Evang. — Mecklenburg. 27. Decemb. 71 82 97 99

Johannes Evang. ante portam Latinam, weil er dort unter Domitian in ſiedendes Oel geworfen wurde. 6. Mai.

Johannes Capiſtranus, Franciscaner, 1456. 23. Oct. 210

Johannes Chryſoſtomus, B. v. Konſtant. 407. 14. Sept. — Feſttag 27. Jan. 224

Johannes Damaſcenus, einer der ausgezeichnetſten Kirchenlehrer der ſpäteren Zeit, und Verfaſſer einer um 730 geſchriebenen, gelehrten Vertheidigungsſchrift für die Bilder gegen den Kaiſer Leo d. Iſaurier, mit welcher er, wohl ohne es zu ahnen, der ſchlauen Politik des Chalifen diente, deſſen Unterthan er war. Der Kaiſer nämlich, der ſein Reich verloren ſah, wenn er nicht dem moraliſchen Uebergewicht der Araber über die Griechen eine ſittliche Reformation der verderbten Kirche entgegenſtellen konnte, wollte dieſe mit der Beſeitigung des Bilderdienſtes beginnen. Der Chalif wandte daher, aus Furcht vor dem günſtigen Erfolg dieſer Maßregel, während er äußerlich und direct ein entſchiedener Gegner der Bilder war, jenes Mittel indirecter Einwirkung an, um jene Reformation zu vereiteln. Was die Römiſchen Päpſte und ihre Stellung zu dem Bilderſtreit im griechiſchen Reich betrifft, ſo ſagt Gfrörer in ſeiner Allgemeinen Kirchen-Geſchichte S. 194. treffend genug: „Hätte Leo der Iſaurier, ſtatt die Bilder zu ſtürmen, ihre religiöſe Verehrung zum Geſetz erhoben, ſo würden höchſt wahrſcheinlich die Päpſte, dem Beiſpiel Gregors des Großen folgend, den Bilderdienſt für Abgötterei erklärt haben. Der Stuhl Petri ergriff jede Gelegenheit, von den Griechen loszukommen. Wenn dieſe ſich rechts ſchwenkten, ſo ging man in Rom links und um gekehrt.“ — Johannes Damascenus ſtarb 760. 140 228

Johannes de Deo, Francisc., Stift. der Barmherz. Brüder, 1550. 8. März. 211

Johannes Gualbertus 12. Juli. 130

Johannes de Leon, Patron der Köche. 27. Nov. 229

Johannes de Matha, Trinitarier 8. Febr. 213

Johannes Nepomucenus Märt. — Brückenheiliger. 1383. 16. Mai

Johannes v. Rheims, Benedictiner. 570. 197

Johannes Thaumaturgus und Cyrus, 31. Jan. 225

Jonas, Proph. 1. Aug. 93

Jophiel, Engel. 2. Oct. 40

Joſaphat, Biſchof und Märt. 26. Sept. 165 223

Joſeph, Pflegevater Jeſu. 19. März 130

Joſua und Caleb. 30. Apr. 91

Irene, aus Konſtant., v. Timoth., d. Schül. Pauli getauft, Märt. 5. Mai. 161

Irenäus, Biſchof v. Lyon, — Lyon. 202. 28. Juni. 223

Iſidorus, Biſchof v. Sevilla, 636. 15. Mai. 223

Iſidorus, Bauer in Spanien. 1170. 10. Mai. 229

Jucunda, Märt. unter Diocletian. — Alcala. 10. Dec. 179

Seite

Judas Iſcharioth, der Verräther. 98
Judas Thaddäus, Apoſtel. — Goslar. 28. Oc. 98 164
Julia, Märt. 22. Mai.
Juliana, Märt. um 300. 16. Febr.
Julianus v. Ancyra. 7. Jan. 84 170
Julianus v. Emeſa, Märt. 312. 27. Febr. 171
Julianus Hospitator. 7. Jan. 189
Julitta, Märt. in Kappadocien. 15. Juli. 161
Julius I. Papſt. 352. 12. Apr.
Juſtina, Märt. 304. 16. Juni. 76
Juſtinus, Märt. 167. 15. Apr.
Juſtus und Paſtor, zwei Knaben und Märt. zu Alcala in Spanien — Narbonne. 306. 28. Febr.
Juvenalis, Biſchof. 8. Mai. 223
Ivan, Einſiedler, um 910. 5. Aug. 139
Ivo, Juriſt in Frankreich. 1303. 19. Mai 265

K.

Kanut, König von Dänemark. 1085. 19. Jan. 165 176
Karl der Große. — Frankfurt, Aachen, Hildesheim. — 814. 28. Jan. 175
Katharina v. Alexandrien. Märt. 290. 25. Nov. 172 180
Katharina v. Bologna, Clariſſin. 1463. 11. März. 131 212
Katharina v. Schweden, Tochter der heil. Brigitta. 1381. 63 177
Katharina v. Siena, Dominicanerin. 1380. 30. April. 130 208
Kilian, Biſchof v. Würzburg, Apoſtel der Franken. 689. 8. Juli. 162 223
Kirchenlehrer.
Die 4 großen im Occident: Ambroſius, Auguſtinus, Hieronymus, Gregorius.
Die 4 großen im Orient: Athanaſius, Baſilius, Chryſoſtomus, Gregor von Nazianz.
Könige, die heil. drei: Caspar, Melchior, Balthaſar. 6. Jan.
Kunigunde, Gemahl. Kaiſers Heinrich II., 1040 oder 1033. 3. März. 176

L.

Ladislaus, Kön. v. Ung., Patr. v. Ung. 1095. 30. Jul. Elevation 27. Jun.
Lambert, Biſchof v. Maſtricht. — Lüttich, Münſter. 708. 17. Sept. 165 223
Lanfrancus, Biſchof. 1089. 21. Juni. 197
Laurentius, Diakon zu Rom. Märt. — Merſeburg, Nürnberg, Rotterdam. 258. 10. Aug. 170 221
Lazarus, Mönch zu Konſtantinopel. 17. December. 265
Leo, der Große, Papſt. — Bayonne. 461. 10. Novbr. 222
Leocadia, Märt. zu Toledo, von einem Thurm herabgeſtürzt, 300. 9. December.
Leodegar, Biſchof von Autun. — Luzern. 678. 2. Oct. 174
Leonhard, Eremit bei Limoges. 559. 6. Nov.
Leopold, Markgraf von Oeſterreich. — Kärnthen. 1136. 15. Nov. 175
Levinus, Biſch. v. Irland, Miſſ. v. Brabant. 656. 14. Novbr. 223

Seite

Liborius, Biſch. v. Mans. — Paderborn. 340. 23. Juli.
Longinus, römiſcher Hauptmann unter dem Kreuz Chriſti. 15. März. 182
Lucas, Evangeliſt. 18. Oct. 99
Lucia, Jungfrau und Märt. zu Syrakus. — Augenübel. 13. Dec. 264 268
Lucius, König v. Britannien. 180. 3. Dec.
Ludger, Biſch. v. Münſter, Patron von Oſtfriesland. 809. 26. März.
Ludmilla, Herz. v. Böhmen, mit einem Schleier erdroſſelt. Böhmen. 927. 3. Sept.
Ludovicus v. Toloſa, Franciscaner, Biſchof v. Toulouſe. 1297. 19. Aug. 177
Ludwig IX., König v. Frankreich. 1270. 25. Aug. 175
Lutgardis, Ciſtercienſer-Aebtiſſin in Brabant. 1246. 16. Juni. 131 203
Lupus und Adelheid v. Bergamo. 9. Juni.

M.

Macarius v. Alexandrien, Einſiedler, 400. 2. Jan. 189
Macarius v. Rom, 19. Jan. 74
Maclovius, ſ. Machutius
Machutius, Biſchof. 564. 15. Nov.
Macra, Märt. um 303. 171
Macrina, Einſiedlerin um 500. 63
Märtyrer.

Große Märtyrer der Griechiſchen Kirche:

Artemius, 20. Oct.	Katharina, 24. Nov.
Barbara, 4. Dec.	Marina, 18. Juli.
Demetrius, 26. Oct.	Nicetas, 15. Sept.
Euphemia, 16. Sept.	Procopius, 8. Juli.
Euſtachius, 20. Sept.	Theodorus, 8. Febr. u. 8. Juni.
Georg, 23. April.	Theodorus Tyro, 17. Febr.

Magdalena (Luk. 7, 37) 22. Juli; Bekehrung 1. April. — Marſeille. 86
Magnus, Gründer des Kloſters Füßen, 666. 19. Aug. 54 197
Malachi, Prophet, 3. Jan.
Marcellus, Papſt, 309. 16. Jan. 223
Marciana, Märt. 300. Von einem Löwen verſchont, von einem Leoparden zerriſſen.
Marcus, Evangeliſt, Patron v. Venedig. 25. April. 99
Marcus Eremita, um 400. 100
Margaretha, Märt. 300. 13. Juli. 180
Margaretha de Cortona, Franciscanerin. 1297. 22. Febr. 211
Margaretha v. Schottland. 1093. 10. Juni.
Margaretha v. Ungarn, Franciscanerin. 17. Febr.
Maria, Fürbitterin. 1. Oct. 137
Himmelskönigin. 15. Aug. 137
Mater dolorosa. Freitag vor dem Palmſonntag. 137 138
Namensfeſt. 10. Sept.
Schneefeier, zum Andenken an die 440 geweihte älteſte Marienkirche zu Rom 5. Auguſt. In der Nacht nach dem heißen Tage fiel Schnee.

Seite

Maria Aegyptiaca, Einſiedlerin am Oelberg. 2. April. 192
Maria Magdalena, ſ. Magdalena.
Maria Magdalena de Pazzis, Carmeliterin 1607. 27. Mai. 131 142 206
Maria v. Oignies, Auguſtinernonne, 1213. 10. Sept. 213
Marina, Einſiedlerin. 18. Jun. 192
Marinus, Einſiedler in der Nähe v. Rimini, IV. Jahrh. — St. Marino. 190
Marius, Märt. zu Rom. 270. 19. Jan. 190
Martin v. Tours, Biſchof. 402. 11. Nov. 183
Martin, Papſt. 655. 12. Nov.
Martina, Märt. um 230. 30. Jan. 169 171
Martinianus, Einſiedler zu Athen im IV. Jahrh. 13. Febr. 60
Martha, (Joh. 11, 1 ff.) Cadix. 29. Juli.
Maternus, angebl. d. auferweckte Jüngling zu Nain, B. v. Trier. 14 Sept. 224
Mathäus, Evangeliſt. 21. Sept. 98 99
Matthias, Apoſtel. 24. Febr. 98
Mathildis, Gemahlin des Kaiſers Heinrich I. 14. März. 176
Mathurinus, 9. Nov.
Maurilius, Biſch. v. Angers, um 580. 13. Sept.
Mauritius, Anführ. der chriſtl. Theb. Legion, Märt. Magdeb. 280. 22. Sept. 182
Maurus, Benedictiner-Abt, 543. 15. Jan. 197
Maximus, Biſch. v. Nola, um 250. 56
Maximus v. Turin, Einſiedler. 465. 25. Juni. 63
Maximinus, Biſch. v. Trier. — Aix. 349. 29. Mai.
Medardus, Biſch. v. Noyon. 545. 8. Juni. 68 72
Meinhard, Apoſtel in Livland. 1180. 14. Aug.
Melania, die Heilige, um 400. 31. Dec.
Melanius, Biſch. v. Rennes. 225
Melchior. 6. Jan.
Melchiſedek. 90
Methodius, Apoſtel der Slawen u. Bulgaren. 899. 11. März. 224
Micha, Prophet. 10. März. 14. Aug. 93
Michael, Erzengel. — Brüſſel. England. 29. Sept. 39
Modeſtus, Prieſter u. Erzieher des St. Vitus. 15. Juni.
Monica, Mutter des Auguſtinus. 387. 4. Mai.
Moſe. 2. Aug. 90
Muttergottesbild von Kaſan. 148
" " Nowgorod. 145
" " Smolensk. 148
" " Tichwin. 147
" " Tolga. 147
" " Twer. 148
" " Wladimir. 146

N.

Nahum, Prophet. 1. Dec.
Narciſſus, Biſch. v. Jeruſalem. 216. 29. Oct. 225

Seite

Natalia, Gemahlin d. Adrian und mit ihm zugleich Märt. — Liſſabon. 26. Aug. 1. December. 74
Neſtor, Biſchof um 1100. 26. Febr.
Nicaſius, Biſchof v. Rheims. — Rouen. 430. 14. Dec. 223
Nicetas, gr. Märt., Patron der Gothen, 372 verbrannt. 15. Sept. 169
Nicolaus v. Bari, Biſchof v. Myra. Rußland. 326. — 6. Dec. 64 66 224
Nicolaus v. Tolentino, Auguſtiner. 1308. 213
Nicolaus v. d. Flüe, Einſiedl. d. Sarein in d. Schweiz. 1487. 23. Mrz. 190
Nicomedes, Prieſter. 15. Sept. 163
Noah. 29. Nov. 90
Nothburga, im VIII. Jahrh. 14. Sept. 230
Nothhelfer, die vierzehn. 272
Norbert, Prämonſtratenſer, 1134. 6. Mai. 204

O.

Obadja, Prophet. 19. Novbr. 93
Odilo, Cluniacenſer-Abt, Stifter d. Aller-Seelenfeſtes, 998. 2. Jan. 198
Odo, Abt v. Clügny. 948. 18. Nov.
Olaus, Kön. v. Norwegen. — Norwegen. 1028. 29. Juli. 176
Omer (Audomarus) Biſchof um 500. 9. Sept.
Onuphrius, Einſiedler in Aegypten. 11. Juni. 191
Oswald, Kön. v. England. Märt. 642. 5. Aug. 175
Othmar, Abt v. St. Gallen. 759. 16. Nov.
Ottilia, Aebtiſſin; Patr. v. Elſaß, Straßburg. 720. 13. Dec. 231
Otto v. Ariano, Einſiedler um 1120. 191
Otto, Biſch. v. Bamberg, Ap. d. Pommern. — Pommern. 1139. 2. Juli. 167

P.

Pachomius, Stifter d. Kloſterslebens in Aegypt. 340. 14. Mai.
Päpſte, canoniſirte:
Außer Petrus, Linus, (69) Cletus, (80) Clemens I., (71) Sixtus I. (127) Cornelius, (253), die in dem Röm. Meßcanon täglich genannt werden, enthält das Calendarium noch die Namen folgender:
Anicet 170. 17. Apr. Cajus 296. 22. April. Calixt I. 226. 14. Oct. Cöleſtin I. 432. 6. April. Cöleſtin V. 1300. 11. Mai. Damaſus 384. 11. Dec. Eleutherius 191. 18. April. Euariſtus 100. 26. Oct. Fabian 251. 20. Jan. Felix I. 275. 30. Mai. Felix II. 366. 29. Juli. Gregor I. 604. 12. März. Innocenz I. 417. 28. Juli. Johann I. 526. 27. Mai. Leo I. 461. 11. April. Leo II. 684. 28. Juni. Leo IX. 1055. 19. April. Lucius 255. 4. März. Marcellin 204. 26. April (mit Cletus zugleich). Marcellus 309. 16. Januar. Martin I. 655. 12. November. Melchiades 314. 10. December. Pius I. 161. 11. Juli. Pius V.*) 1572. 5. Mai. Soter 178. 22. April. Stephan I. 257. 2. Aug. Sylverius

*) *Nicht* Paul V., wie S. 156 durch einen Druckfehler ſteht; Paul V. ſtarb 1621.

Seite

537. 20. Juni. Sylveſter I. 335. 31. Dec. Urban I. 231. 25. Mai. Xyſtus, ſ. Sixtus I.

Pamphilius, Märt. um 290. (Raſirmeſſer) 174
Pancratius, B. in Sicil., v. Petrus ordin., Märt. – Leyden. 12. Mai. 161 223
Pantaleon, Arzt zu Nikomedien u. Märt. 303. 27. Juli. 171
Paphnutius, Biſchof. 225
Paternus, Biſchof v. Avranches, Patr. gegen Schlangenbiß. 565. 82 224
Patrik, Apoſt. v. Irland. — Irland. 490. 17. März. 82
Paulus, Apoſt. — Rom, Berlin. 30. Juni. 97 160
Paulus Eremita in der Thebaiſchen Wüſte. 342. 15. Januar. 191
Pelagia, Märt. unter Diocletian. 4. Mai. 170
Pelagia Mima, Einſiedl. am Oelberg bei Jeruſalem. 8. Oct. 193
Perpetua u. Felicitas, Märt. 7. März.
Petronilla, Jungfr. zu Rom, im I. Jahrh. 31. Mai.
Petronius, Biſch. v. Bologna. 452. 224
Petrus, Apoſt. — Rom. Derpat. Hamburg. 29. Juni. 96
Petrus v. Alcantara, Franciscaner. 1562. 19. Oct. 90 211
Petrus Damianus, Biſch. v. Oſtia, Cardinal. 21. Febr. 191 222
Petrus Gonzalez, Dominicaner. 1246. 207
Petrus Martyr, Dominicaner zu Mailand. 1252. 160 207
Petrus Thomas, Carmeliter. 167
Philippus, Apoſt. 1. Mai. 97
Philipp v. Neri, Oratorianer, 1595. 26. Mai. 216
Phocas v. Sinope. 303. 22. Sept. 162
Pius V., Papſt. 1572. 5. Mai.
Placidus, Benedict. u. Märt. 541. 5. Oct. 194
Polycarp, Biſchof v. Smyrna, Märt. 166. 26. Jan. 68 169 223
Pontianus, Märt. 180. 19. Nov. 74
Poſidonius, Biſch. um 500. 223
Prisca, Märt. 13 Jahr alt, 275. 18. Jan. 72 74 161
Procopius, gr. Märt. 8. Juli.
Procopius v. Böhmen, Einſiedler. 1053. 62 191

Q.

Quintinus, röm. Soldat u. Märt. 287. 31. Oct.
Quirinus, röm. Tribun, Märt. 275. 30. März. 183
Quirinus, Biſch. v. Siſſek, Märt. 309. 4. Juni. 173

R.

Radegundis, Aebtiſſin, vorher Gemahlin Chlotars von Frankreich, — Salzburg. 587. 13. Auguſt. 187
Rainerius, Capuciner. 1589. 30. Dec. 216
Raphael, Erzengel. 20. Juni. 40
Raymund v. Pennaforte, Dominicaner. 1275. 23. Jan. 207
Reinoldus, Mönch zu Cöln im VII. Jahrh. — Dortmund. 12. Jan. 170

Seite

Remigius, Biſchof v. Rheims. — Rheims. 533. 1. Oct. 70
Richard, Kön. d. Angelſachſen, Vater d. Walpurgis. 722. 3. April. 227
Robert v. Molesme, Ciſtercienſer. 1098. 7. Jun. 202
Robert v. Arbriſſel, Stift. d. Font-Evraud-Ordens, 1117. 29. April. 201 202
Rochus v. Montpellier. — Montpellier. 1348. 16. Aug. 227
Rogatian, Bruder d. Donatian. 287. 23. Mai. 166
Romanus, römiſch. Ritter, Märt. unter Decius. 9. Aug. 84 224
Romuald, Stift. d. Camaldulenſer-Ordens. 1027. 7. Febr. 198
Roſa de Lima, Dominicanerin. 1617. 30. Aug. 208
Roſalia, Jungfr. zu Palermo. — Palermo. 1160. 4. Sept.
Rufus, B. ſch. u. Märt. 28. Nov. 165 223
Rupertus, Biſch. v. Salzburg. — Salzburg. 718. 27. März.

S.

Sabas, Einſiedler. 531. 5. Dec. 192
Sabina, Märt. in Spanien um 300. 27. Oct.
Salvator ab Horta, Franciscaner. 1567. 211
Saturnin, Biſch. u. Märt. zu Rom. 298. 29. Nov. 223
Scholaſtica, Benedictinerin, Domina tonitruum. — 542. 10. Febr. 68 197
Sebaſtian, Hauptm. d. Prätorian. Leibwache. — Oettingen. 288. 20. Jan. 167
Sebaldus, Däniſcher Königsſohn, Einſiedler bei Nürnberg, im VIII. Jahrh., Patron v. Nürnberg. — 19. Auguſt. 226
Serapion, Einſiedler. 14. Novbr. 192
Serenus, röm. Hauptm. u. Märt. in Pannonien. 308. 23. Febr.
Sergius, römiſch. Soldat u. Märt. unter Maximian. 7. Oct.
Servatius, Biſchof von Maſtricht. — Maſtricht, Worms und Quedlinburg. 384. 13. Mai. 72 224 226
Severian, Märt. um 300. 173
Severin, Eremit und Apoſt. in Oeſterreich. — Oeſterreich, Baiern. 482. 8. Jan. 23. Sept. 224
Severus, B. v. Ravenna. 390. 1. Febr. 70 171 228
Sieben Brüder, Söhne der Felicitas, Märt. 272. 10. Juli.
Sieben Schläfer, unter Decius eingeſchlafen, 27. Juni, nach 196 Jahren unter Theodoſius II. wieder erwacht 11. Aug. 231
Sigismund, Kön. v. Burgund. 21. Aug. 175
Simeon, Biſch. u. Märt. zu Jeruſalem. 106. 18. Febr. 130
Simeon Stylita, der Säulen-Heilige am Libanon, 460. 5. Jan.
Simon, Apoſt. 28. Oct. 98
Simon Stock, Carmeliter. 1246. 205
Simſon. 91
Sira, Märt. 172
Sixtus II., Papſt u. Märt. 258. 6. Auguſt.
Sophia, Märt., 30. April.
Sophronia, Einſiedlerin. 193
Spiridion, Märt. 14. Dec. 170 223

Seite

Stanislaus, Biſch. v. Krakau. — Polen. 1079. 7. Mai. 223
Stanislaus Koſtka, Jeſuit, 1586. 13. Novbr. 217
Stephan I. v. Ungarn, 1038. 20. Aug. 176
Stephanus, Diakon zu Jeruſalem, Protomartyr. — Halberſtadt. Lothringen. 26. December. 173 221
Findung ſeiner Reliquien zu Jeruſalem. 415. 3. Auguſt.
Stephanus, Papſt u. Märt. 257. 2. Aug.
Suſanna v. Rom, Märt. — Cadix. 290. 11. Auguſt. 179
Sylveſter, Papſt. 335. 31. December.

T.

Telesphorus, Biſchof v. Rom. 138. 5. Jan. 163 222
Thaddäus Apoſt. 28. Oct. 164
Thecla, die erſte Märt. nach der Anſicht der griechiſchen Kirche. 23. Sept.
Theobald, aus Demuth Schweſter, 1150. 1. Juli. 228
Theodora v. Alexandrien, als Mönch verkleidet im Kloſter lebend, 460. 12. Sept.
Theodorus v. Heraklea, Märt. 319. 13. März. 182
Theodorus Tyro, Märt. 304. 17. Febr. 167 183
Theodoſia, Märt. 290. 29. Mai.
Theodoſius, Einſiedl. 529. 26. März. 192
Theodotus, Biſch. u. Märt. 300. 7. Juni 168
Theodula, Märt. 304. 5. Apr. 171
Theophania, Mutter des Kaiſers Otto III. 176
Theotonius, Auguſtiner-Abt zu Coimbra. 1166. 213
Thereſia, Carmeliterin. 1582. 17. Oct. 206
Thomas Ap. — Portugal. 21. Dec. 98
Thomas Aquinas, Dominicaner, Dr. angelicus. 1274. 7. März. 70 207
Thomas Becket, Erzbiſch. v. Canterbury, ermord. 1170. 29. Dec. 160 223
Thomaſſus, Camaldulenſer, 1337. 199
Tiburtius, römiſcher Ritter, Märt. 286. 14. Apr. 170 183
Timotheus, Schüler Pauli, Biſchof v. Epheſus. 24. Jan. 163 223
Titus, Schüler Pauli, Biſchof v. Kreta. 4. Jan.
Tobias, 13. Juni. 93

U.

Ulrich, Biſch. v. Augsburg — Augsburg. 973. 4. Juli. 225
Urban I. Papſt. und Märt. 230. 25. Mai. 35
Uriel, Erzengel. 29. Sept. 40
Urſicinus, Biſchof v. Ravenna, Märt. um 67. Baſel. 223
Urſula, brit. Königstocht. mit den 11000 Jungfr. – Cöln. 21. Oct. 65 71 166 180
Urſus, Ritter der Thebaiſchen Legion und Märt. — Solothurn. 300. 184

V.

Valentinus, Biſchof v. Paſſau im VII. Jahrh. 7. Jan.
Valentinus, Prieſter und Märt. 270. 14. Febr.

Seite

Valerian, Bräutigam der heil. Cäcilia, Märt. mit ihr. 220. 9. Dec.
Vedaſtus, Biſchof v. Arras, um 540. 6. Febr.
Venantius, Biſchof v. Tours, um 500. 18. Mai. 75
Veronica, (Vera icon — Schweißtuch mit dem Bild Chriſti). — 4. Febr. 106 131
Victor v. Mailand, römiſcher Soldat und Mehr. 161 169 182
Victor v. Marſeille, römiſcher Hauptmann. 161 173 182
Victoria, Märt. zu Rom. 250. 23. Dec.
Victorinus, römiſcher Ritter, Märt. 300. 171 183
Vincentius Ferrerius, Dominicaner. 1419. 5. Apr. 208
Vincentius Levita, Diakon und Märt. — Bern. 304. 22. Jan. 170 221
Vincentius v. Paula, ſtiftete das erſte Findelhaus. 1660. 19. Juli.
Virgilius, Biſchof v. Salzburg, Patr. u. Apoſt. v. Kärnthen. 780. 27. Nov. 224
Vitalis, römiſcher Ritter, Märt. 68. 20. Oct. 163 183
Vitalis, Biſchof v. Salzburg, Apoſtel der Pinzgauer im VIII. Jahrh. 28. Apr.
Vitus, Märt. in Oel geſotten. — Sachſen, Böhmen. 303. 15. Juni. 73 174

W.

Walpurgis, Aebtiſſ. v. Heydenh. (Oelfläſchch.) 780. 25. Febr. Gedächtnißt. 1. Mai.
Wendelin, Abt. 637. 11. Oct. 54
Wenzel, König v. Böhmen, 938. 28. Sept. 175
Werner, Bauernknabe, Märt. zu Weſel. 1285. 19. Apr. 230
Wetterherrn: Johannes und Paulus, zwei Märt. zu Rom. 361. 26. Juni.
Wigbert, Abt v. Fritzlar. 797. 13. Aug.
Wilhelm, Ritter, ſpäter Benedictiner. 1157. 31. März. 184
Wilibald, Sohn des Angelſächſiſchen Königs Richard, 722. 7. Juli. 227
Willehad, Biſch. v. Bremen, Patron v. Bremen. 789. 8. Nov. 224
Willibald, Biſch. v. Eichſtädt. 786. 7. Juli.
Willibrord, Biſch. v. Utrecht, Apoſtel der Frieſen. 736. 7. Nov. 224
Willigis, Erzbiſchof v. Mainz, Patron v. Mainz. 172
Wladimir der Große, Großfürſt v. Rußland — Rußland. 1015.
Wolfgang, Biſchof v. Regensburg. 994. 31. Oct. 164 224
Wunibald, Sohn des Angelſächſiſchen Königs Richard, 722. 18. Dec. 227

Z.

Zadkiel, Engel. 29. Sept. 40
Zaphkiel, Engel. 29. Sept. 40
Zeno, Biſchof und Märt. 10. Apr. 223
Zephanja, Proph. 3. Dec.
Zephyrin, Papſt und Märt. 221. 26. Aug.
Zoe, Märt. mit den Haaren an einen Baum aufgehängt. 5. Juli.
Zoſimus, Biſchof im IV. Jahrh. 4. Apr.

Buchdruckerei von Humblot und Comp.